Vlämisch-Belgien.

Erster Band.

Belg. 137 fc-1/2

Druck von George Westermann in Braunschweig.

H52

Oehme u. Müller

J. F. Willems.

Vlämisch-Belgien

von

Gustaf Höfken.

Die geen knecht is
Doet wat regt is,
Slaet wat slecht is.
Altvlämisches Sprüchwort.

Erster Band.

Bremen,
Verlag von Franz Schlodtmann.
Bruxelles, C. Muquardt, Place Royale 11, près du Parc.

1847.

32. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Nachruf an Willems.

Dein Volk, des Nam' ertönt von Thatgewichte,
Ging allen groß in Fleiß und Kunst voran;
Jahrtausend lebt's mit Ruhm in der Geschichte —
Und Willems, Du, Du warst sein bester Mann!

Denn als zerwühlt im Lauf vom Weltgerichte,
Getrübt durch Zwang und was nur List ersann,
Des Volkes Bild verzerrt ein fremd Gesichte —
Da lös'test Du, o Willems! diesen Bann.

Auf Deinen Ruf erstand ein frisches Leben,
Ein Geistesringen, Mühen, Kämpfen, Streben,
Daß drob das Herz im Busen jauchzt entzückt.

Die Saat sproß auf; — Du starbst, davon beglückt.
Das schönste Loos, Du hast es hier gefunden:
Dein Name lebt, mit Deinem Volk verbunden.

Vorrede.

Vergleichen wir die Landkarte des weiland heiligen römischen Reichs mit der Karte des heutigen Deutschlands, so sehen wir ein Zusammenschrumpfen gegen die Mitte hin. Namentlich sind im Westen der Ursprung und theilweise der obere Lauf des Rheins, sowie seine Mündungsgebiete dem Hauptlande entzogen. Was zur Zeit der letzten Friedensschlüsse hier verabsäumt worden, darüber Klage zu führen, liegt zwar unvergeßlicher Grund vor; doch erheitert den vorwärts gerichteten Blick wieder die aufsteigende Bewegung, deren unser Vaterland nach so langer Trübsal sich seit fünfundzwanzig Jahren sichtlich erfreut. War dieselbe uns ungewohnt, so überraschte sie noch mehr unsere uns fremd und abhold gewordenen Vettern. Dieses Fremde und Abholde unter uns wieder abstreifen und ein inniges Verständniß anbahnen zu helfen, das ist ein Ziel,

welches auch dieser Schrift vorschwebt. — Ja, ob uns die politische Markscheide trenne, immer wohnen drüben Brüder, eines Blutes und einer Sprache mit uns, und wer könnte die schöne Hoffnung einer freien Wiedervereinigung mit ihnen für immer aufgeben? Hängt mit jenen Landen doch Deutschlands Geschichte seit Jahrtausenden durch Thaten und Kämpfe, durch Dichtung und Sagen zusammen. Dort ist der Ausgangspunkt der deutschen Litteratur, der oberdeutschen im Elsaß und der Schweiz, der niederdeutschen in Flandern und Brabant. Die Siegfriedssage im Nibelungenlied, die Örtlichkeiten in der Gudrun, das Ludwigslied, unser Thierepos, alles bedeutende Ältere, was wir besitzen, versetzen uns in jene niederländischen Gegenden, in denen frühzeitig derselbe geistige und poetische Aufschwung in den Klöstern sichtbar wird wie in der Schweiz, wo die Mönche sich der süddeutschen Sage annahmen.

Aber dieser Boden bildete von jeher auch den Hauptschauplatz des welthistorischen Kampfes zwischen Romanismus und Germanismus, und ist noch heute strittiges Gebiet. Hier erblicken wir am frühsten römische Kultur Hand in Hand mit der deutschen, hier auch ergreift unsere Dichtung zuerst gestaltend die Volkssage, hier erhielt diese schon den großen historischen Grundzug unserer ganzen Dichtung, das Wirkliche, der, wie ein verehrter Litterarhistoriker, der jetzt Jour=

nalist geworden, um sich der deutschen Politik zu widmen, sagt, „ihr die höchste Ausbildung und Verirrung unmöglich machte.“ Ebenso sehen wir Jahrhunderte später, der mittelalterlichen Dichtungsblüte vorangehend, auf diesem Boden zuerst, schon im 12. Jahrhunderte, die französischen Trouveres sich mit Person, Sprache und Dichtung eindrängen und deutsche Sage und Lied von den französischen höfischen Dichtungen in Schatten stellen; dann auch, wie die deutsche Volkssprache im 13. und 14. Jahrhunderte einen glücklichen Rückdrang gegen die französische ausübt und ihren Sieg bis in's siebzehnte Jahrhundert behauptet. Endlich in neuester Zeit wiederholt sich noch einmal dasselbe große Schauspiel zwischen den beiden Nationalitäten, der Einströmung französischen Geistes folgt die Rückstauchung des deutschen Wesens.

Verschieden indeß haben sich Dinge und Verhältnisse in den germanischen Ländern unserer Westgrenze gestaltet.

Während durch alle Kämpfe die deutschen Hochlande sowohl als die Niederlande, obgleich bei mannigfachem Wechsel einbüßend, weil nie durch's ganze Reich recht unterstützt, im Ganzen ihre Integrität glücklich behaupteten, ward das Gebiet zwischen Hoch- und Niederland, Elsaß und Lothringen, durch Frankreich allmählich von uns losgerissen, zu einer Zeit wo Deuschland, erschöpft durch innern Kampf, um jede Bedingung den Frieden erkaufen zu

müssen schien. Vor den überrheinischen Brüdern hatten die Elsasser dann voraus, Theil eines großen compacten Ganzen zu sein; auch später mochten sie vieles Unliebliche eher ertragen als Preßfreiheit, Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Rechtsverfahrens entbehren. Seit Bildung des Zollvereins jedoch, und seit auch die deutsche Staatsreform in allen Richtungen vorrückt, fällt die Vergleichung der Zustände beider Lande nicht mehr für's Elsaß günstig aus, und es scheint sich dort eine Umstimmung vorzubereiten. Daß Elsaß übrigens, trennen wir Volksleben und Staatsleben, im Kerne deutsch geblieben, dafür zeugen alle Merkmale; und bei der alemannischen Zähigkeit der Elsasser, bei dem Wiederaufleben ihres alten Ruhms in deutscher Dichtung, bei ihrer geringen Wahlverwandtschaft mit französischem Wesen ist noch keine tiefwurzelnde Aneignung desselben von ihnen zu fürchten.

Die Schweiz, die in ihren öffentlich tagenden Landsgemeinden und Tagefahrten noch an wesentliche Züge der altgermanischen Verfassung erinnert, hält nebenher uns auch das Zerrbild unserer alten und neuen Übelstände in republicanischem Hohlspiegel vor, und fast scheint sich die Verschiedenheit im Öffentlichen, im Religiösen und Sprachlichen dort noch zu steigern, gleichzeitig mit dem Aufleben eines stärkern Gemeingefühls und einer festern Anziehung. Der innere Kampf dieser kräftigen Stämme, deren

administrativer Einheit sich schon die Natur des Hochlandes zu widersetzen scheint, wird jedoch um so tragischer, je massenhafter und umfassender sich die Beziehungen der übrigen Staaten ausbilden. Möge die Schweiz, ein Bollwerk der europäischen Freiheit, ihre Unabhängigkeit vor allen fremden Einmischungs- und Theilungsgelüsten bewahren! Möge Deutschland ihr dabei zur Seite stehn!!

Tapfer und frei, wie in den Alpen die Bauerngemeinden, erscheinen in Niederland die Städte. Flandern und Brabant waren durch freie Bürgerschaft früher blühend als das übrige Deutschland, in welches sie ihre überschüssige Bevölkerung als Ansiedler, die weithin Gewerbfleiß verbreiteten, schon im 12. und 13. Jahrhundert aussandten. Ja, in Belgien, wo der Anfang aller modernen nordischen Industrie, wo der mächtigste und dauerndste Zusammenstoß der Stämme war, ist auch die Hauptwiege der Kultur, der Kunst und Poesie in Nordeuropa zu suchen. Das Dunkel, das lange über diesen fast vergessenen Verhältnissen lag, weicht der neuen Forschung und ihren schon zu Tage geförderten Schätzen; vielleicht sind noch hellere Schlaglichter darauf durch weitere glückliche Funde litterarischer Denkmale zu gewärtigen, zu denen die neue Bewegung in Belgien nach langem, stumpfem Schlafe, der frischerwachte vaterländische For-

schungstrieb, unterstützt von der allgemeinen Blüte deutscher Alterthumskunde, Hoffnung geben.

Manche der Ursachen, die, wie die Verschwisterung mit den wallonischen Provinzen, die Religionskriege, die Lockerung des reichsständischen Regiments, dieses alte schöne Kulturland der großen, aber in sich selbst zerfallenden Masse der deutschen Nation entfremdeten, dauern fort; andere sind verschwunden oder im Verschwinden, und die Vlamingen bewähren sich, wie im Aussehen ihrer Städte und in Artung, so auch in ihrem Gemüthsleben, in ihrer Liebe für das Ererbte, das Eigene, in ihrem Streben kerndeutsch. Gerade dort, wo der französische Geist für immer triumphirt zu haben wähnte, werden gegenwärtig wieder die heißesten Schlachten zwischen Romanismus und Germanismus geschlagen.

Alle die volksthümlichen Regungen von der Schelde bis zur Eider und vom Oberrhein bis zur Memel stehn aber unläugbar, trotz der politischen Zergrenzung, in einem tiefen innern Zusammenhang, und verstärken eben in diesem die Hoffnung und die Gewähr einer neuen großen deutschen Zukunft.

Heidelberg, 22. Junius 1847.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite.

Belgiens deutscher Volksstamm, unversehrt im Kerne, und seine Stellung im Allgemeinen 1

Zur belgischen Kultur- und Kunstgeschichte; die Malerschulen . . . 34

Belgiens wirthschaftliche und sociale Zustände; Gemeindewesen; Pauperismus; die ländliche Bevölkerung 108

Der belgische Staat und seine Umwälzungen; Verfassung, Parteiung, Stellung zu den Nachbarländern; die jüngsten Verträge 176

Belgiens deutscher Volksstamm,

und

seine Stellung im Allgemeinen.

„Innerlichkeit ist der Halt der Völker, wie der einzelnen Menschen".

So hoch wir in der Geschichte aufsteigen können, finden wir wie jetzt deutsche Volksstämme in den Niederlanden, überhaupt am ganzen Südstrande des deutschen Meeres bis zum Ärmelkanal hin. Obwohl der Stromname der Waal (Valis) auf eine ältere Grenze hindeutet zwischen Deutschen und Wälschen, hatten doch schon lange vor Cäsar's Zeiten die Deutschen, aus den Stämmen der Sachsen, Friesen und Franken, den Niederrhein in solcher Zahl überschritten und sich jenseits festgesetzt, daß sie die weit größere Hälfte des damaligen Belgiens inne hatten, und das Gallische in diesen Landschaften fast spurlos weggewischt und ausgelöscht war. Bei seinem Anrücken erfährt Cäsar von den Rhemiern (Rhemi, von denen Rheims seinen Namen), die unter den Belgen zunächst an dem eigentlichen Gallien wohnten und sich ihm ergeben hatten: alle übrigen Belgen stünden in Waffen, auch die Deutschen welche die Ufer des Rheins bewohnten, hätten sich ihnen angeschlossen, und so groß sei die allgemeine Erbitterung,

daß sie (die Rhemier) nicht einmal die Suessonen, welche doch eines Ursprungs mit ihnen (also nicht germanischen; von ihnen führt die Stadt Soissons den Namen), sowie durch einerlei Rechte und Gesetze, ja durch gemeinschaftliche Regierung und Obrigkeit mit ihnen verbunden wären, hätten abhalten können, sich mit jenen zu verbünden. Ferner erfährt er: die meisten Belgen seien dem Ursprung nach Deutsche, die vor Alters (noch vor dem Cimbrischen Kriege) über den Rhein gezogen und sich daselbst wegen des fruchtbaren Bodens niedergelassen hätten mit Vertreibung der Gallier; auch seien sie die einzigen, welche, da zu der Väter Zeiten ganz Gallien hart mitgenommen worden, den Teutonen und Cimbern den Einbruch in ihr Land verwehret hätten*). Daher sich die Belgen damals auf diese noch in frischem Andenken lebenden Thaten und auf ihre Kriegsverfassung viel zu Gute thaten. Der Krieg zwischen deutschen und keltischen Volksstämmen mag Jahrhunderte lang geführt worden sein, und gerade die Festsetzung der Deutschen aus altsassischen Ursitzen längs der Küste, an Schelde und Maas mag dem Drängen deutscher Züge dorthin eine Schranke gestellt haben, wie gegen Cimbern und Teutonen. Denn südwärts waren die Deutschen zu Cäsar's Zeit noch in lebhafter Bewegung, die Kelten schon fast aus ganz Süddeutschland vertrieben, und deutsche Heerhaufen überschwemmten bereits Elsaß, die Freigrafschaft, Burgund. Am Oberrhein konnten sich selbst die tapfern Helvezier und die Sequaner, welche im heutigen Elsaß an den Rhein grenzten, nicht mehr halten gegen die an-

*) Caes. de bello gall. lib. II. C. 4—: „plerosque Belgas esse ortos a Germanis, Rhenumque antiquitus transductos propter loci fertilitatem ibi consedisse, Gallosque, qui ea loca incolent, expulisse: solosque esse, qui patrum nostrum memoria, omni Gallia vexata, Teutones Cimbrosque intra fines suos ingredi prohibuerint."

dringenden Deutschen. Die Sequaner hatten dem Ariovist bereits ein Drittel ihres Gebiets eingeräumt, und sollten nun, nachdem der deutsche Fürst dasselbe mit 120,000 Mann besetzt hatte, auch noch das zweite Drittel an eine nachrückende deutsche Völkerschaft abtreten*). Wenn Cäsar dann auch die hier drängenden Deutschen an den Rhein zurückwies, so nahmen die Gallier den Landstrich zwischen den unwegsamen Vogesen und dem Rhein doch nie wieder völlig in Besitz. Cäsar selbst nennt die Triboceer, die gleichwie die Vangioner und Nemeter unter Ariovist kämpften, auch späterhin als Bewohner des linken Rheinufers, und Strabo sagt ausdrücklich, daß sie das Gebiet der Sequaner und Mediomatriker am Rhein eingenommen hätten und bewohnten. Plinius kennt nur noch deutsche Völker am Oberrhein **) — der ganze Strom war deutsch geworden.

Keinem Zweifel unterliegt mithin, daß der Name „Belgen" wesentlich deutsche und nicht keltische Volksstämme umfaßte. Irrthum in dieser Hinsicht scheint daraus entsprungen zu sein, daß die Römer dem Worte Gallia zwei verschiedene Bedeutungen, eine engere und eine weitere, beilegten. Cäsar im Beginn seiner Commentarien sagt: Gallien hat drei Theile; den einen bewohnen die Belgen, den andern die Aquitaner, den dritten die Kelten, die so in ihrer Muttersprache, nach der römischen aber Gallier

---

*) Caes. B. G. L. I. C. 31—: „nunc esse (Germanos) in Gallia ad C et XX millium numerum.. Sed pejus victoribus Sequanis quam Aeduis victis accidisse, propterea quod Ariovistus, rex Germanorum, in eorum finibus consedisset, tertiamque partem agri Sequani, qui esset optimus totius Galliae, occupavisset, et nunc de altera parte tertia Sequanos decedere juberet, propterea quod... Harudum millia hominum XXIV ad eum venissent, quibus locus ac sedes pararentur."

**) Plin. A. N. L. IV. C. 17—: „Rhenum autem accolentes Germaniae gentium in eadem provincia Nemetes, Tribochi, Vangiones."

genannt würden. Alle drei seien untereinander verschieden durch Sprache, Sitten, Einrichtungen und Gesetze. Die Garonne scheide die Gallier von den Aquitanern, die Marne und Seine von den Belgen. Diese Scheidung macht sich zum Theil noch heute bemerkbar: über Paris, Orleans, Tours nach Bordeaux reisend, glaubt man dort mit einemmal ein anderes südliches Geschlecht vor sich zu sehen, die Sprache wird anders, gedehnter die Betonung, im Munde des Landvolks hört man südromanische, dem Spanischen sich nähernde Laute, die Sitten sind verschieden, die Gesichtsbildung, Augen und Haare dunkler. Freilich auch das fränkische Reich Neustrien ging nur bis an die Loire. Eine vierte Geschiedenheit im grographischen Gallien bildete endlich die römische Provinz, die Provence; so auch noch heute. Scheint Cäsar bald darauf die Belgen im Gegensatz zu den Deutschen zu nennen, welche jenseits des Rheins wohnten, indem er von ihnen wie von den Helveziern sagt, daß sie im beständig übenden Streite mit jenen alle übrigen gallischen Völker an Tapferkeit übertroffen hätten; so hat das wohl einen sehr einfachen Grund. Die Bezeichnung Belgae, dort älter als Germani, ward von den Römern als Volksname im Lande vorgefunden und angenommen, während letztere die römische Bezeichnung für den deutschen Menschenschlag überhaupt ist. Was auch der Ursprung dieses Namens sein mag, jedenfalls erschienen alle Deutschen, d. h. die dem Volke Angehörigen im Gegensatz zu den Wälschen oder Fremden, den Römern vorzugsweise als Stammbrüder, wofür der Titel frater et consanguineus, obwohl gleichfalls den gemeinsamen Ursprung verschiedener Stämme andeutend, nicht ausreichte. Die Ähnlichkeit und Verwandtschaft der Einzelnen sprang ihnen bei keinem Volke mehr in die Augen als bei den Deutschen, und wir selbst sind, begegnen uns in südlichen

Ländern deutsche Schaaren, noch heut überrascht, wie einer dem andern gleichsieht und durch blutvolle Farbe, Züge, Wuchs, Augen und röthliches Haar gegen die Südländer absticht; die Spanier nennen die Deutschen, nach dem fränkischen Gegensatze, Alemanes, allein die deutschen Truppen, die sich seit 1810 zu Zeiten nach der Halbinsel verirrten, nannten sie unwillkürlich wieder los Hermanos, die Brüder. Die deutschen Stämme aber, welche vor Alters die Valis überschritten und die Kelten bis an die Seine geworfen hatten, mußten zu ihrer Sicherheit und zur Befestigung ihrer Herrschaft sich staatlich organisiren, gleichsam ein eigenes Volk bilden, das belgische, nud als solches allerdings von den Deutschen diesseits des Rheins, die sie zudem in Gewerbfleiß, Handel und Schifffahrt weit überflügelten, unterschieden werden. Die Belgen waren also, wie jetzt noch, meist Germanen; sie bewohnten den dritten Theil des geographischen Galliens und waren das mächtigste Reich des Landes, ja dehnten ihre Herrschaft selbst nach Britannien aus*). Den herrschenden deutschen Stämmen unter ihnen aber gehörte das Scheldegebiet und die Seeküste fast bis zur Mündung der Seine. Überhaupt wohnten die Germanen gern in den fetten niedern Gründen der Flüsse und am Gestade entlang, das Meer war von jeher ihr Lieblingselement; weder den eigentlichen Galliern noch den britischen Kelten, deren Handelsschifffahrt in belgischen Händen lag, hatte Cäsar jemals eine Seeschlacht zu liefern nöthig; die Belgen aber, auch darin deutsche Natur bewährend, fochten eifrig zur See, und Cäsar lobt sowohl ihre Landwehr als ihr Marinewesen. Die

*) Die Rhemier berichten Cäsarn von den Suessonen: „apud eos fuisse regem nostra etiam memoria Divitiacum totius Galliae potentissimum; qui cum magnae partis harum regionum, tum etiam Britanniae imperium obtinuerit.“

Menagier und Moriner(?) von der Schelde bis zum Meere und Kanal (vielleicht auch im Jülichschen), die Trevirer im Moselgebiet vom Rhein bis zur mittlern Maas hin, die Aduatiker und die Eburonen zwischen beiden im Norden von der untern Schelde bis über die Maas (Südbrabant), und südlich an diese grenzend die streitbaren Nervier (um Cambray), welche sich bis zu den Quellen der Samber und der Schelde ausgedehnt hatten und wahrscheinlich schon damals von keltischen Volkselementen durchflochten waren (bewohnten sie doch bereits Städte!), sie alle waren deutsches Ursprungs, und ebenso mehr oder minder die Bruchteren, Bellovaken (wovon Beauvays seinen Namen), die 100,000 Bewaffnete stellen konnten, die Atrebaten (Artois), die Ambianen (Amiens), Velokassen (Roan), Vermanduer (in der Landschaft Vermandois) und andere.

Wenn nun auch der herrschende Einfluß deutscher Volksstämme hier überall im Laufe der Jahrhunderte geschmälert, wenn namentlich die politische Grenze des heutigen Deutschlands auf der ganzen Linie vom Ärmelkanal und der Schelde bis an die Rhone grausig weit zurückgeschoben worden und die spätern deutschen Reiche von Lothringen und Burgund völlig verschwunden sind; so ist es doch merkwürdig, daß das eigentliche deutsche Sprachgebiet, soweit es im Nordwesten an der Nordsee und an der Mosel festwurzelt, im Ganzen noch immer mit den Grenzen, wie sie die Römer zwischen Germanen und Kelten zuerst bezeichneten, übereinstimmt. Die deutschen Grenzstädte vom Meere, wo Calais die Sprachscheide bildet, bis zur Mosel sind Grevelingen (Gravelines), Vorborgh (Bourbourg), Kassel, Hazebruk, Dorf Steenkerke, Meenen (Menin) an der Lein (Lys), Oudenaerde, Dorf Berghem am rechten Scheldeufer, Gerardsbergen (Grammont), Enghien, Hal, Dorf Lembeck an der Senne, an der Dyle das Dorf St. Agathen-Rode

Thienen (Tirlemont), und südlicher an der Gente die ehmals Pipinsche Besitzung Hougarde, Landen, Tongeren, Mastricht, Achen, Eupen, St. Vith, Dorf Ourt, Klervaux, Wilz, Esch an der Sure (Sauer), Arton, Lüzelburg, Sirck, Diedenhofen (Thionville) *). Doch zeigt sich bei näherm Vergleich ein Vorschieben des walchischen Sprachgebiets, zumal in der mittlern Ausbiegung, indeß so allmählich, daß wenigstens in Belgien bei dem neu geweckten Widerstande der Vlamingen keine Gefahr größeren Verlustes zu befürchten steht; was vom deutschen Sprachgebiet in Frankreich leider nicht überall gilt, zumal man dort das deutsche Element, wehrlos gegen die Übermacht, mit Stumpf und Stiel auszurotten sucht. Selbst in Lüttich (Luik) hat man nach den Schriften des heil. Bernardus (Th. II. Bl. 1194) in frühern Ehwen (Jahrhunderten) niederdeutsch gesprochen. Im Monat Februar 1147 kam St. Bernardus, mit seinen Genossen den Kreuzzug in Deutschland predigend, über Achen nach Belgien zurück und predigte nacheinander zu Mastricht, Lüttich und in andern belgischen Städten; in jenen beiden ließ das Volk, wird erzählt, den vlämischen Gesang hören: „Krist ons genade, Kirie eleison, die heiligen alle helfen ons" — — In den folgenden Städten Hoog, Gemblours, Villers ꝛc. ward das Niederdeutsch, so bezeugt Gaufridus, nicht mehr verstanden. Diese Thatsache scheint doch eine spätere Reaction des romanischen Wesens gegen das deutsche bestimmt anzudeuten**), und das Vordringen des wallonischen Keils sich mithin nicht bloß, wie Bernhardi meint, aus dem

*) Vergl. die Sprachkarte Deutschlands von Dr. Karl Bernhardi.

**) Schon der belgische Chronist Jakob de Meyer († 1552) bemerkte dieses Vordringen; übrigens scheinen in Namen und Lüttich — weniger im Hennegau — selbst Gestalt und Sitten einen andern Volksstamm als den deutschen zu verrathen.

Vernichtungskriege, den Cäsar gegen die deutschen Grenzstämme führte, erklären zu lassen. Im Walchenland, nördlich auf der Linie von Diedenhofen nach Grevelingen, wohnten zerstreut noch manche deutsche Stämme, wie die Condruser rechts der Maas, wo sie bei Namen einen einspringenden Winkel bildet; welcher Landstrich bis auf den heutigen Tag den Namen „le Condrez" geführt hat. Wie jedoch alle vereinzelten Deutschen in keltischen Ländern und alle Slaven in deutschen Gebieten, so gingen auch jene abgesonderten deutschen Bevölkerungen langsam in die Mehrzahl auf. Dazu kommen denn allerdings die blutigen Niederlagen, welche die Deutschen durch die Römer erlitten. Cäsar schlug die Nervier so auf's Haupt, daß von 600 Häuptlingen nur noch 3, von 60,000 Kriegern nur noch 500 übrig waren, und ließ er diese wegen ihrer Tapferkeit auch im Besitze ihres Gebiets, so mochten sie es doch nicht mehr behaupten können. Die Eburonen traf ein noch härteres Geschick, ihr Land ward planmäßig verheert, alle Bewohner wurden, selbst mit Hülfe benachbarter Völker, grausam niedergemacht — der Name verschwand aus der Geschichte. Nur so konnten die Römer an den Niederrhein vordringen! Vielleicht daß nun, wie Bernhardi vermuthet, die am meisten gegen Süden vorgeschobenen deutschen Stämme eine rückgängige Bewegung gemacht haben, was dadurch bestätigt zu werden scheint, daß am Ende des dritten Jahrhunderts Kaiser Maximian sich veranlaßt fand, das verödete Land der Nervier und Trevirer theils einer Art gallischer Kolonisten, Läti genannt, bei welchen römische Sprache und Bildung gewiß einigermaßen Eingang gefunden, theils einer sich freiwillig unterwerfenden Schaar Franken zur Bebauung einzuräumen; die gegenwärtige Sprachgrenze dürfte mit diesen Ansiedelungen in Verbindung stehn, wenigstens gehörten die wallonischen Grenzorte Armentieres, Etaires und Merville zu

dem Pagus Leticus. Jedenfalls aber darf man annehmen, daß das heutige Belgien vor den römischen Verwüstungskriegen ganz deutsch war. Raepsaet sagt *): Hennegau, Namen und das Lütticher Land bilden auf der Karte Belgiens eine Enklave, von dem Punkt der Picardie und der Champagne aus, außer welcher alle (belgische) Provinzen theils hochdeutsch, theils vlämisch oder niederdeutsch sprechen. Aber diese Enklave bildet ungefähr das ganze Land der Nervier, Eburonen und Attuatiker (deutscher Stämme), von denen man weiß, daß Cäsar sie ausgerottet hat; in der Folge hat er das Land durch Kolonien wieder bevölkert, die fünf (deutschen) Stämme aber, welche nicht Theil an der Bestürmung des Lagers von Cicero genommen, zu schonen gesucht. Diese Ansiedelungen konnte Cäsar indeß weder von den Menapiern noch von den Morinern, deren Land so wüst war, daß es selbst derselben bedurfte, noch von den Ufern des Rheins oder aus den Ardennen ziehen; er nahm sie daher aus der Picardie, der Champagne und andern gallischen Ländern. So schreibt sich von ihnen die wälsche Sprache im Hennegau, Namen und Lüttichschen her, während die fünf Stämme an den Ufern der Schelde und andere, die keinen Theil an der Unternehmung des Ambiorix hatten, ihre Sprache bewahrten, welche die deutsche war, sowie ihre Sitten, Gewohnheiten und Bräuche.

Auch in späterer Zeit spricht für die größere Ausdehnung des deutschen Elementes gegen Westen, wenn vielleicht auch nur sprungweise, das Vorkommen von Örtern mit unzweifelhaft deutschen Namen (z. B. in Boulogne's Umgegend Maninghem, Echinhem, Boulenberg rc.), und daß noch jetzt durch ganz Artois in der Volkssprache Spuren des Niederdeutschen bemerkbar sind.

---

*) Analyse hist. et crit. de l'origine des Belges. Gand 1824. T. I. p. 18.

Zu unterscheiden bleibt dabei jedoch Ansiedelung im Kleinen oder im Großen, Eroberung bevölkerter Länder und Besitzergreifung großentheils verlassener Gegenden, so daß jener Umstand allein noch nicht beweist, daß früher dort eine deutsche Bevölkerung in Masse wohnte und daß die gegenwärtige Sprachgrenze nicht mehr mit den ursprünglichen Volksgrenzen in unmittelbarer Verbindung stehe. Jene deutschen Namen erklären sich vielleicht auch durch einzelne in jene Gegenden verpflanzte deutsche Kolonien, oder dadurch, daß die fränkischen Eroberer manchen ihnen zufallenden Gütern deutsche Namen gaben, zumal wenn sie sie theilweise mit Landsleuten besetzten, was gewiß häufig vorkam. Aus späterer Zeit haben wir ein Zeugniß Otto's von Freisingen, daß im eilften Jahrhundert die Grafschaften Boulogne und Bouillon, wie noch jetzt, an den Grenzen des deutschen Sprachgebietes lagen, indem er sagt: Gottfried von Bouillon, Sohn des Grafen Eustathius von Boulogne, hat auf der Grenze der romanischen und deutschen Franken gelebt, und darum beider Völker Sprachen geredet. Waren die Moriner, welche die Gegend von Boulogne am Kanal inne hatten, wirklich Kelten, so sind die Trümmer ihrer Hauptstadt Terouenne noch jetzt nicht weit von dem an der Sprachgrenze gelegenen Aire zu sehen; im Gebiet ihres ersten gewiß deutschen Nachbarvolkes, der Menapier, liegt das heutige Kassel (castellum Menapiorum auf der Peutingerschen Karte; später gehörte es zum Pagus Menapiscus) und wird auch jetzt noch Deutsch gesprochen. In neuester Zeit indeß ist nach den Untersuchungen einer französischen Geschichtscommission die deutsche Sprachgrenze dort im Weichen, das französische Element sickert auf hundert Wegen durch Schule, Verwaltung und Interessen in Französisch-Flandern unwiderstehlich ein. Noch einmal, was wir im Laufe der Jahrhunderte im Nordwesten an Frankreich

wirklich eingebüßt haben, ist mit Sicherheit kaum mehr zu bestimmen, da den französischen Königen von Anfang an sehr viel daran lag, den Norden, Artois und Flandern zu romanisiren; wußte der Heldenkampf deutscher Bürger dieses im eigentlichen alten Flandern zu verhindern, so fehlte die Französirung um so weniger in den nach und nach davon abgerissenen Landestheilen.

Die Deutschen, obwohl zu Cäsars Zeit in der äußern Kultur vor den Galliern scheinbar zurück, stunden doch in Hinsicht auf Humanität höher als sie. Nicht nur ragten sie an körperlicher Stärke und persönlicher Tapferkeit, sondern auch durch Sitten und Seelenschwung empor. Der Unterschied spiegelt sich besonders in der Religion und in der Verfassung. Die Gallier glaubten an Unsterblichkeit der Seele, aber durch Wanderung derselben von einem Leibe zum andern; der Deutschen Unsterblichkeit in Walhal-la's Heldenreiche, wohin sie Waffen und Rosse mitführten, war der natürlichen Würde des Menschen weit angemessener. Jene hatten einen viel ausgebildetern und pompreichern Kult, aber sie hatten auch Menschenopfer, besondere und öffentliche, um die Götter zu versöhnen; ihre Priester ließen einen ungeheuern Riesen mit Holzwerk aufrichten, seinen Bauch voll Menschen pfropfen und ihn mit Reis anzünden; es wurden dazu zwar meist Verbrecher, Diebe, Räuber genommen, doch auch Unschuldige, wenn jene nicht ausreichten, die aber den Göttern minder angenehm waren. Die Deutschen kannten jene grausamen Opfer, die erst die Römer abstellten, in ihren heiligen Hainen nicht. Bei den Galliern war das Gemeinwesen oligarchisch oder ochlokratisch, Wenige herrschten oder der Pöbel; bei den Deutschen, wo nur persönlicher Adel galt, demokratisch. Die Großen der Gallier zeichneten sich wesentlich durch Geburt und die Zahl der sie umgebenden Knechte (Ambachten, Ambactos), sowie der Schutzergebenen aus; die der Deutschen

durch Tapferkeit, Klugheit und persönliche Würde im Volksrathe, die sie umgebenden Jünglinge waren alle Freie, oft an Geburt vornehmer als die Führer, ihnen bloß durch das unverbrüchliche Band der Treue verbunden bis in den Tod. Daraus leuchtet schon die höhere Sinnesart, sowie der höhere Beruf der Deutschen für die Erfrischung der Welt klar hervor. Ja, die Barbaren sind nicht alle einander gleich, und damit ist im Grunde nichts gesagt, wenn man spricht: sie hatten die Laster und die Tugenden der Barbaren. Welch ein Unterschied zwischen dem armen russischen Leibeigenen und dem freiheitsstolzen Kaukasier! Jener ist ein Christ, ja, aber dieser ist ein Mensch. Civilisation ist nicht Humanität, und nur dann liegt in ihr Heil, wenn sie durch das wahrhaft humane Prinzip beseelt wird; auch ist lebendiges Christenthum ohne Freiheit unmöglich. Civilisation aber, ohne von Humanität getragen zu werden, ist Gift, selbst für gesunde Völker.

Als Cäsar seine Kohorten gegen Belgien führte, drang ihm in deutscher Zunge der Fluch von Roms Untergang in's Ohr, der vier Jahrhunderte später in denselben nicht entarteten Klängen den sterbenden Adler dieses Volkes vom Kapitol herabdonnerte. Die Deutschen hingen fest an ihren Heiligthümern, und bewahrten sich Sprache, Sitte, Freiheit. Galliens Einwohner keltischen Ursprungs dagegen bogen den Nacken unter Rom, formten ihre Sitten nach denen des Siegers und verfälschten ihre Sprache bis zur Unkenntlichkeit. Ihr Geschick war der Richtspruch ihres Werthes.

Der römischen Welt mit ihrer Civilisation und strengen gewaltsamen Einheit stand gegenüber die deutsche Welt mit ihrer frischen Naturkraft und ungebändigen Freiheit; ein langer großer Kampf entbrannte auf allen Berührungspunkten. Der alte

deutsch-gallische Gegensatz hatte sich in einen deutsch-römischen umgewandelt, indem die Gallier sich mit Hülfe der Römer durch Aufopferung all' ihrer Freiheit und Selbständigkeit der Deutschen erwehrten; der neue Gegensatz war ein welthistorischer, seine Vermittelung die Weltgeschichte. Wie hartnäckig nun auch die römische Thatkraft, da sie noch nicht erschöpft war, gegen die Deutschen andrang, um auch sie unter ihr Joch zu beugen, diesen verblieb endlich der Sieg zur Wiederverjüngung der entarteten Welt, und um im Bunde mit dem Christenthum eine neue höhere Entwickelung der Völker und der Menschheit zu begründen. Denn im römischen Kaiserreich, wo ein Gesetz, ein Kult, eine Sprache, eine Sitte und eine Tyrannei waltete, wo die verschiedenartigsten Völker alle in eine gleichförmige Masse von römisch redenden und entsittlichten Sklaven zusammengeschmolzen war — hier war keine schöne menschliche Entfaltung mehr möglich, nur noch Verfall, Versunkenheit, der alles Freie und Selbständige zum Opfer ward; keine Bevölkerung, so wenig eine deutsche als eine andere, konnte sich in diesem Reiche mit ihrer alten Sprache, Sitte und Tugend rein erhalten oder auch nur einen Kern davon bewahren: was sich innerhalb des römischen Kreises erhalten hätte, wenn es möglich gewesen, wären immer nur romanisirte Mischlinge, Wallachen oder Wallonen gewesen, niemals Deutsche. Darum war der Kampf nothwendig und heilsam.

Als nun aber die Stützen des Römerreichs morsch geworden waren, und die Deutschen über alle Grenzen hineinbrachen, da setzten sie sich in demselben auf zweierlei sehr verschiedene und eigenthümliche Weise fest, woraus die neue frische nationale Gestaltung Europa's erwuchs, mit einem neuen Gegensatze, dem romanisch-germanischen, um dessen Vermittelung wir jetzt noch streben und ringen. Einmal nämlich — und dies geschah zumeist in

den nähern Grenzgebieten, wo die vorhergehnden Kriege und Züge die alte Bevölkerung schon sehr verdünnt haben mochten — gingen die Deutschen darauf aus, das romanisirte Wesen mit Stumpf und Stiel und ohne Vermischung auszutilgen, wie es mehrere Jahrhunderte früher schon die deutschen Belgen vom Rhein bis an den Aermelkanal gegenüber den Galliern gehalten hatten; sie ließen sich dort in Masse nieder und bildeten rein deutsche Völker und Staaten. So geschah es südlich von der Donau und am Oberrhein durch die Baiern, Schwaben und Allemannen, rein deutsche Volksstämme, voll Kraft und Beweglichkeit, keine Mischlinge; so geschah es von den Angelsachsen in Britannien und Schottland, denen erst aus der Normandie später französische Elemente zuflossen; so geschah es in andern Zeiträumen auch in slavischen Gegenden, zumal in Ostpreußen, dessen Bewohner meist rein sassischer, westfälischer Herkunft sind. So weit diese massenhaften ungemischten Ansiedelungen deutscher Völker vor sich gingen und in der Folge ungeschwächt blieben, so weit dehnte sich Deutschland auch unmittelbar aus; es ward daraus unser nationales Vaterland, über dessen Grenzen sich die Natur selber in den Zungen der Völker ausspricht, und das in der Gemeinsamkeit von Volkthum, Geschichte, Sprache noch immer seine alte Einheit findet.

Sodann zogen deutsche Völker aber auch, wie namentlich Westgothen, Ostgothen, Longobarden (Baiern), Sueven, Vandalen, Burgunder, Franken (man könnte die Normannen auch hierher rechnen), erobernd in die entferntern Gebiete des Römerreichs und ließen sich dort unter der einheimischen Bevölkerung, die sie wegen ihrer verhältnißmäßig sehr geringen Zahl unmöglich verdrängen oder auchnur germanisiren konnten, in einer so eigenthümlichen Weise nieder, daß beide sich allmählich nothwendig in Blut,

Sitte, Sprache vermischen und zu neuen Nationen, den romanischen, ausbilden mußten. Sie lebten nämlich nicht mehr massenweise nebeneinander, sich scheidend durch innere nationale Grenzlinien, wie Grenzvölker oder wie die verschiedenen Völker noch jetzt in Ungarn, sondern durch- und ineinander, sich im Einzelnen kreuzend. Wenn die Römer ein fremdes Volk unterjochten und nicht alle Bewohner zu Knechten machten, so nahmen sie doch einen großen Theil des Grundeigenthums für sich als römischen Acker in Besitz, und dieser bildete ein zusammenhängendes Ganze; so fand keine durchgängige Kreuzung im Einzelnen statt, und die römische Sprache herrschte mit der römischen Obrigkeit, den römischen Herren, dem römischen Gesetze. Anders bei den Eroberungen jener deutschen Volksstämme. Auch diese nahmen zwar einen Theil des Grundeigenthums, gewöhnlich ein Drittel, für sich in Anspruch, um sich unmittelbar darauf niederzulassen; allein dieser Theil ward ihnen einzeln von den alten Bodeneignern abgetreten, unter denen sie wohnten, und die selbst im Besitze des übrigen Grundstücks, sowie vorerst bei ihren Sittengesetzen verblieben, wie die Deutschen bei den ihrigen. Sie lebten als Edelleute mitten unter andern, römischen Grundbesitzern, vielen römischen Bauern und Bürgern, und zu schwach an Zahl, um die deutsche Sprache zur herrschenden zu machen, nahmen sie im Wesentlichen die Sprache der Mehrzahl an, die sich jedoch durch ihren Gegeneinfluß bedeutend im Volksmunde umgestaltete. Diese merkwürdige Vermischung und wahrhaft gründliche Erfrischung der römischen Bevölkerung durch deutsches Blut und deutsche Natur, woraus denn die romanischen Sprachen und die romanischen Nationen hervorgingen, hat sonst wenig Ähnliches. Deutsche und Slaven haben sich in dieser Weise nie der Sprache nach, selbst nicht in Böhmen, zu etwas neuem Gleichartigen, zu

einem slavo-germanischen Volke verschmolzen, das Bedürfniß der Erfrischung lag hier eben auf keiner Seite vor; auch hat eine solche Doppelvertheilung des Bodenbesitzes, wie zwischen deutschen und römischen Einwohnern, im Osten allgemein nie statt gefunden, wo das deutsche Element auf zweifelhaften Gebieten vielmehr gewöhnlich das Übergewicht erhielt. Indessen nahmen die Slaven in Europa eine ähnliche Stellung zu dem oströmischen oder griechischen Kaiserreich ein, wie die Deutschen zu dem weströmischen: sie überzogen die illyrische Halbinsel, siedelten sich theilweise in Masse dort an, rein slavische Völker bildend, und erfrischten in den übrigen Theilen doch das Hellenenthum, wenn dort auch die griechische Sprache vorwaltend blieb, wie in Italien, Frankreich, Spanien die römische. Ja, sie bildeten selbst in den östlichen Theilen des Westreichs, wo die Bevölkerung noch römisch und nicht griechisch sprach, namentlich an der untern Donau, Slavoromanen, deren Sprache, wesentlich römisch, mit slavischen Elementen durchwoben ist wie das eigentliche oder West- und Südromanische mit deutschen.

Germanen und Romanen sind mithin Halbbrüder, Halbgeschwister; ihr früheres verwandtschaftliches Verhältniß hat sich von Natur wegen bedeutend genähert, da Kelt, Theut und Slav bloß Vettern waren: die Romanen hatten mit uns entweder eine deutsche Mutter und einen römisch-keltischen Vater, oder eine solche Mutter und einen deutschen Vater. In gleicher Weise sind die Slaven Halbbrüder der Neuhellenen, und dieses Verhältniß, das noch durch das Band der griechisch orthodoxen Kirche verstärkt wird, ist gewiß von hoher wohlzubeachtender Bedeutung für die zukünftigen Gestaltungen im Osten. Germanen und Romanen sind demnach mit einander weit näher blutsverwandt als mit den Slaven und Hellenen; zudem umschlang und vereinte auch

sie noch das mächtige Band einer Kirche und einer Sprache (in kirchlichen wie staatlichen Verhandlungen), der lateinischen gegenüber der griechischen. Was den Gegensatz zwischen dem lateinisch-germanischen Westen und dem griechisch-slavischen Osten noch verschärfte, war, daß der letztere, Jahrhunderte lang durch die Raubzüge und Eroberungen barbarischer Horden in seiner Entwickelung gestört, einem asiatischen Despotismus unterlag, mit dem er noch immer qualvoll ringt. Doch gab es auch ein natürliches Vermittelungsglied zwischen dem Westen und Osten, die Westslaven, zumal die Polen: diese gehören dem Blute nach dem Osten, der Kirche und wesentlichen Sittigung nach dem Westen an; nie unterlagen sie ganz dem Geschick ihrer östlichen Brüder, und immer erwehrten sie sich des asiatischen Despotismus. Seitdem dieses heilsame Mittelglied in seiner staatlichen Selbständigkeit grausam vernichtet worden, lediglich zum Vortheil des östlichen Despotismus, sind die Elemente, welche die am wenigsten vermittelten Gegensätze Europas in nationaler, kirchlicher und politischer Hinsicht bilden, in unmittelbare feindselige Berührung und allgemeine Mitleidenschaft gekommen, woraus noch gewaltige Reibungen und Erschütterungen hervorzugehn drohen. Da wäre denn zu wünschen, daß die westeuropäischen Völker sich endlich über die noch in ihnen vorhandenen Widersprüche verständigten, um von den sich vorbereitenden Kämpfen der Zukunft nicht überrascht zu werden, daß namentlich Germanen und Romanen auch im Geiste immer mehr sich ihrer nahen Verwandtschaft bewußt würden, sich wirklich wie Brüder fühlten, Selbstsucht und Eigennutz aus ihren Verhältnissen entfernten und dafür Recht, Wohlwollen und Herzlichkeit unter sich walten ließen.

Ein solcher ungelöster Widerspruch zwischen Germanen und Romanen liegt aber gegenwärtig noch in Belgien vor, diesem

Hauptschauplatz aller Feindseligkeiten und Kämpfe zwischen Deutschen und Kelten, zwischen Deutschen und Römern, zwischen Deutschen und fränkischen Eroberern, zwischen Deutschen und Franzosen, sowie zwischen Protestantismus und Katholicismus — diesem Zankapfel aller Jahrhunderte der lateinisch-germanischen Welt. Gegenwärtig ist Belgiens deutscher Theil der unterdrückte; aber glaubt man, daß die deutschen Belgen, die, soweit geschichtliches Zeugniß hinaufreicht, zwar alle die im Süden wechselnden Volksgegensätze an sich kommen ließen, sie zuletzt aber doch immer mit ihrer, unter allen Veränderungen allein unvergänglichen alten Volkseigenheit überwunden haben, jetzt für immer unterliegen, daß sie den Zwang nicht wieder abschütteln würden?

Wie soll denn aber der Widerspruch gelöst und dauernder Friede hergestellt werden? Bloß und allein auf dem Wege wie alle Widersprüche der kristlich-germanischen Welt gelöst, alle Gegensätze vermittelt werden können — durch das Recht. Nur durch die gleiche volle Berechtigung der Bekenntnisse und der Sprachen, durch wahre Staats- und Glaubensfreiheit kann der Friede in und unter den westeuropäischen Völkern erhalten, können die Kräfte Westeuropa's gesammelt und vereint werden für die Tage, wo die am östlichen Himmel sich vorbereitenden Gewitter losbrechen.

Lange Zeit hat man über den Einbruch der Deutschen oder, um zu unserm beschränktern Gegensatze zurückzukehren, der Franken ins römische Reich gejammert, als über ein betrübendes Schauspiel des Sieges brutaler Gewalt über die Intelligenz. Namentlich sahen die Franzosen da des Nordens Horden über die civilisirte Welt sich stürzen, zerstörend die Denkmäler der Kunst und Wissenschaft, und an die Stelle einer verfeinerten Gesellschaft ihre rohen Sitten, Gesetze, Bräuche setzend. Dem ist nicht so, vor der Leuchte historischer Kritik hellt sich das

düstere Schauspiel auf: an jener zu viel gerühmten römischen Civilisation ging nichts verloren, und in dem Maße als diese vor der Kritik einbüßt, gewinnt die so lange geschmähte deutsche Barbarei, die gar nicht so barbarisch war, an Licht- und Glanzpunkten. Dies wird selbst von der neuen französischen historischen Schule, der eigentlich kritischen, mehr und mehr anerkannt, vor welcher man freilich über die Eroberungen der Franken und die ersten Jahrhunderte ihrer Weise nur eine konventionelle Geschichte hatte, zurechtgelegt nach den modernen Ideen, und die Jedermann in gutem Glauben annahm. Montesquieu, Mably, Dubos brachten diesem Wahngebäu historischer Fantasie die ersten Schläge bei, das endlich zusammenstürzte unter den Anstrengungen der mächtigen Kritik der Thierry, Sismondi, Guizot, Gérard (eines Belgen); man erkannte die Nothwendigkeit jene ganze Geschichtsepoche wiederherzustellen und besonders zu vergessen was man davon früher gerlernt hatte. Indessen ist Belgien, obschon es den Hauptsitz der Franken bildete und in den nächsten Jahrhunderten vorwiegenden Einfluß übte, von den Darstellungen der ganz mit ihrem eigenen Lande beschäftigten französischen Geschichtschreiber zu sehr vernachlässigt worden. Selbst deutsche Schriftsteller sprechen von der „Eroberung Belgiens durch die Franken", die auf die Veränderung der Sprachgrenze keinen wesentlichen Einfluß gehabt zu haben scheine. Die Franken, deren Heere die großen eroberten Länderstrecken unmöglich dicht besetzen konnten, haben diese Grenze allerdings nicht mehr verrückt; sie lebten schon längst vertraulich mit den Römern und gingen gar nicht darauf aus das romanische Wesen auszutilgen, wie die Alemannen und Angelsachsen. Bei den wichtigen Begebenheiten aber welche gegen den Fall des römischen Reichs und in den nächsten Jahrhunderten sich in der nördlichen Hälfte

Galliens ereigneten, hat Belgien immer die erste Rolle gespielt: von Ostrasien ist beständig der Anstoß gekommen, und dieser Anstoß war nicht zerrüttend, sondern wiederverjüngend und befruchtend, denn er trieb das Leben zurück in das Herz der mit dem Tode ringenden Gesellschaft und setzte an die Stelle einer erschöpften Ordnung eine frische starke voll Saft und Mark. Welch ein entnerfter trauriger Zustand im Römerreiche zu jener Epoche, gegen die Mitte des 3. Jahrhunderts, wo die Franken zum erstenmal in der Geschichte erscheinen! Das Heer ernannte die Kaiser und tödtete sie, wenn sie nicht genug Beute und Gold in seinen unersättlichen Rachen warfen. Die Gewalt war feil, man entriß sie sich durch Bestechung, Verrath, Mord und bürgerlichen Krieg; in einem Augenblick stritten dreißig Prätendenten, bekannt unter dem Namen der 30 Tyrannen, auf allen Punkten des Reichs zugleich um den Purpur. Die Provinzen seufzten unter den Kriegen, dem Raub, besonders unter den Erpressungen des Fiscus, entvölkerten sich auf entsetzliche Weise und boten das Bild des tiefsten Elends. Gallien insonders war in einen unglaublichen Zustand des Verfalls und der Verarmung gesunken: die Felder lagen brach, die Landleute flüchteten, um den Quälereien zu entgehn, in die Städte, und diese selbst geriethen in die äußerste Noth; ungeachtet man 115 gallische Städte zählte, erhob sich unter Constantin die Zahl der Steuerpflichtigen nicht über 25,000 in ganz Gallien! Die deutschen Völker im Norden und Nordosten Galliens um die niedern Sumpf-, Wiesen- und Marschländer der Rhein- und Scheldemündungen bis zur Weser, die Sicambrer, Menapier, Bataven, Friesen, Catten, Brukterer und wie sie alle heißen, die sich jenes Glücks römischer Civilisation zu Gunsten ihrer Freiheit, ihrer eigenen Fürsten, ihrer Gesetze und Sitten stets erwehrt hatten — sie brachen jetzt, im Bunde

vereint unter dem Namen der Franken, in's Reich herein, und ob ihre ersten Züge gleich vom Kaiser Aurelian niedergemacht wurden, so setzten sie ihre Angriffe doch unaufhörlich während zweier Jahrhunderte fort. Das herrliche Land, welches unter der grausamen römischen Herrschaft brach liegen blieb, lockte sie, Haß, Vergeltung und Kampflust stachelten sie an. Endlich im fünften Jahrhundert, als auch Vandalen, Sueven, Burgunder und andere deutschen Völker Gallien durchzogen, gelang es den Franken, einen festen Staat zu gründen, dessen Hauptsitz Cambray war, und bald darauf machte sich Chlodwig, Sieger über Burgunder und Westgothen, zum Herrn von fast ganz Gallien. Während aber der Kampf zwischen dem fränkisch-deutschen und dem gallo-römischen Element sich von den Schlachtfeldern zurückzieht, dauert er in innigerer Weise durch die Beziehungen fort, welche aus der Eroberung hervorgehn. Indeß verliert dieser Gegensatz im innern Gallien allmählig seine Schärfe, die dahin aus ihrem tiefen Heimathlande versetzten Franken legen manche altväterliche Sitte und Rauhigkeit ab und wollen sich mit den übrigen Bewohnern verständigen, wogegen die mehr außer Berührung mit der fremden Gesittung bleibenden Franken ihre Volkseigenheit vor jedem tief einbohrenden Angriff bewahren. Hieraus entspringt natürlich eine Gegenstellung unter den Franken selbst, ein Gegensatz der in den verschiedenen unter den Merovingern stattfindenden Theilungen des Territoriums sich immer durch die beständige Scheidung des Landes nördlich der Loire in Neustrien und in Ostrasien kundthut. Die Häupter Ostrasiens, das die alten deutschen Wohnplätze der Franken mit umfaßte, behaupten beständig das Übergewicht und widerstehn, ihre vom Krebs der Verweichlichung ergriffenen Glieder opfernd, mit Zähigkeit dem gallo-römischen Einfluß. Als die Könige des

ersten Geschlechts unfähig werden, Neustrien zu regieren, so beladet sich die ostrasische Familie der Pipine mit ihrer Vormundschaft und setzt sich zuletzt selbst an ihre Stelle. Die Thronbesteigung der Karolinger rein fränkischen Geschlechts ist eine energische Berufung gegen den römischen Geist, der die Franken Neustriens ergriffen, an die strenge deutsche Natur, und eine Folge der natürlichen Überlegenheit der unverdorbenen Franken über ihre gemischten und verweichlichten Brüder. Inzwischen verfielen die Karolinger selbst allmählich der Verführung römischer Bildung, wozu die römische Kirche — das Christenthum hatte schon seit dem Einsturze des Reichs Eingang bei den herandringenden deutschen Eroberern gefunden, während es sich zu den festsitzenden Deutschen im Norden nur sehr langsam und unter schweren Kämpfen den Weg bahnte — mächtig beitrug. Anfangs evangelisch demüthig und arm, hatte sich die Kirche stufenweise auf die Höhe der großen Staatsgewalten erhoben; ihre wohlberechnete und durchgebildete Organisation sowie ihre Bodenreichthümer erlaubten ihr die Macht, welche dem heidnischen Rom entschlüpfte, wieder zu ergreifen und sich gleichsam an die Stelle des Reiches zu setzen: die Patrizier wandeln sich in Bischöfe und Äbte um, der alte Senat ersteht im christlichen Rom, und fährt fort, die fremden Völker in die Fallstricke seiner Gesittung, seines Rechts und seiner Sprache zu verschlingen, doch nicht mehr unmittelbar mit dem Schwerte, sondern mit der geistigen Waffe des Glaubens. Die Könige des zweiten fränkischen Geschlechts, schon der Macht der Kirche ergeben und oft von ihr beherrscht, verbanden sich mit ihr zur Erneuung des römischen Reichs und gaben ihr Schwert und ihre Schätze in den Dienst des römischen Geistes. Es ist dieser Geist, der Karl den Großen gegen die Sachsen und Vriesen treibt und ihn bewegt, durch die

Privilegien und Donationen, die er Fürsten entreißt, den Weg zu der großen christlichen Monarchie zu ebnen, wie Gregor VII. sie aufbaute. Er hat in Belgien tiefste Wurzel geschlagen.

Merkwürdig aber, alle diese Stürme und Wandlungen der Zeit, selbst die Bekämpfung des Heidenthums und die Einführung des Christenthums ließen Belgiens deutschen Volksstamm im Kerne unversehrt. Während wir die Gallier sich in halbe Römer, diese sich in halbe Franken, endlich in Romanen und Franzosen umwandeln sehen, behaupten die deutschen Stämme mit unbesiegbarer Zähigkeit ihre ursprüngliche Volksnatur, ja diese selbst innerhalb ihrer alten Grenzen. Auch finden wir, sobald die Geschichte die frühern Landeszustände wieder hell beleuchtet, in den alten Grenzgauen Deutsche und Wallonen mit gleichen Rechten und unter gleichen Verhältnissen zusammenwohnend, was nach den altfränkischen Gesetzen zu dem Schluße berechtigt, daß kein Theil von beiden Sieger oder Besieger war. Die frühern Volksnamen waren verschwunden, andere an deren Stelle gekommen. Die Wallonen oder Walchen, im Grunde nur eine deutsche Bezeichnung für fremde Zungen, haben eigentlich gar keinen eigenen Namen, so wenig als sie eine eigene literarische Sprache besitzen. Der nun in Belgien vorherrschende deutsche Volksname war aber Vlaming*), so nannte sich der Haupttheil

*) „Vlaeming", in der Mehrzahl „Vlaemingen", wie sie selbst, oder „Vläminge" wie einzelne Germanisten schreiben. Hochdeutsche Schriftsteller fahren auch fort den südniederländischen Volksstamm „Flamänder", oder „Flamländer" zu schreiben, ungeachtet die Endung er so wenig zu diesem Volksnamen gehört als zu dem der Sachsen, Franken, Schwaben, Alemannen; ihr Ohr und Auge haben sich daran so gewöhnt, daß ihnen der richtige Name wohl gar seltsam vorkömmt. Wenn indeß die Niederdeutschen sich in der Sprache an so manches Oberdeutsche gewöhnen müssen, so könnten diese sich auch wohl

dieser niederdeutschen Völkerschaft; und als sich ihre, in mannigfache Sprechweisen abschattende Mundart zu einer Schriftsprache erhob, da hieß diese allgemein die vlämische, als den Hauptsitz bezeichnend, wo in der niederländischen Sprache zuerst eine eigentliche Litteratur erblühte. Die Vlaminge stehn aber den niederrheinischen Franken und Holländern am nächsten, sodann den Sassenstämmen in Westfalen und Ostfalen, am entferntesten der Sprache nach den Friesen, deren eigentliche Mundart keineswegs, wie man anzunehmen pflegt, in der holländischen oder niederdeutschen Schriftsprache vorwaltet. Diese ist vielmehr wesentlich niederfränkisch, und die Bataven sind nur vermischt mit Friesen.

So stellen sich die volksstammlichen Verhältnisse in Belgien nach den fränkischen Bewegungen dar, und wie sind sie gegenwärtig, ein ganzes Jahrtausend voll Kämpfe später? Haben die Vlamingen dem unausgesetzten Andrang der Romanen, in welchem ja nun auch deutsches Blut floß und deutsche Kraft stürmte, haben sie dem vereinten Andrang französischer Waffen und französischen Geistes, dem sie stets in erster Linie ausgesetzt waren, glücklich widerstanden; oder sind sie ihm unter den ungünstigen Umständen, bei der langen Schwächung des deutschen Reichs und der eigenen innern Zerissenheit, zumal als statt der Fürsten vlämischen Stammes Ausländer regierten, an welche die Krone Flanderns sich vererbte, und die selbst in französischer Gesittung

---

so weit dem Niederdeutschen fügen, daß sie wenigstens ihre Volksnamen deutsch und nicht französisch schrieben. „Flamänder“ ist barbarisch gebildet. Der Franzose sagt le flamand wie er l'allemand sagt; darum aber sprechen die Oberdeutschen nicht „Allemänder“ statt Alemannen, und eben so wenig sollten sie Flammänder sagen statt Vlamingen, oder kommen wir diesen durch französischen Benennung etwa entgegen?

erzogen waren — sind sie diesen vereinten äußern und innern Einflüssen endlich erlegen?

Jawol, wenn man auf den Eisenbahnen fliegend bloß die belgischen Hauptstädte und deren erste „Hotels" besucht und selbst gern dabei sein bischen Bildung, bestehend in einem barbarischen Französisch, zu Markte trägt; dann sollte man verzweifeln, die schönen südlichen Niederlande jemals wieder in innig geistige Wechselwirkung mit dem großen Vaterlande und der deutschen Hochsprache treten zu sehen. Man hört kaum Anderes als französische Redesarten, natürlich noch mit der schlechtesten Betonung, ein Hin- und Herreden in denselben auswendig gelernten Wendungen, die banale Fraseologie der großen Route. Das Niederdeutsche verhält sich kleinlaut, nur hier und da wagt ein schlichter Vlaming, ein Weigand, trotz dem Naserümpfen äffischer Herrlein, sich in den Lauten auszusprechen, die er mit der Muttermilch eingesogen und daher im Herzensgrunde nicht vergessen hat. Anders aber, wenn man statt der Kaffee, Hotel, großen Theater und all der Kreise übertünchender und verflachender Civilisation die Herde aufsucht, wo das heilige Feuer des jedem Volke eingebornen Geistes unterhalten wird — den Kern des eigenen Volkes: hier anklopfend, antwortet noch der Klang von reinem Golde, und die Besorgniß, die Angst, der Jammer fallen einem von der Seele, die Hoffnung kehrt erwärmend wieder ein, und mit freudigem Muthe feiert das Gemüth ein Fest des Wiedererkennens und der Wiedervereinigung, das doppelt innig und süß ist, weil man darauf schon fast verzichtet hatte. Und Jeder kann diese Herde finden, der sie nur sucht: das ganze flache Land gehört dazu, ebenso die kleinern Städte, und in den größern das eigentliche ansässige Volk. In Brüssel hört man zwar an öffentlichen Orten meist Französisch sprechen. Sieht man dort zur

Zeit in den Kaffeehäusern, Theatern, gebildeten und halbgebildeten Kreisen das Treiben der französisch ausgeputzten Fats und Elegans, stößt man auf die vielen leeren Köpfe und Herzen, aus denen der Geist des eigenen Volkthums entflohen oder verwiesen; so begreift man Lelewels herbe Klage: in Brüssel befinde man sich fast wie abgeschnitten von dem höhern geistigen Leben Europa's, und manchen staatlichen und wissenschaftlichen Erscheinungen (den nicht französischen) sei man dort fremder als selbst in manchen Theilen des mißachteten Rußlands. Aber selbst in Brüssel, wo alles sich vereint, Regierung, Behörden, Kammern, Schulen von der freien Universität herab, Theater und Militair, um dem Französischen die Herrschaft zu geben — selbst in Brüssel, wo man lange Zeit mehr Ehre darin zu setzen schien, eine Pariser Vorstadt als die belgische Hauptstadt zu sein, braucht man nur die Häuser der Bürgersleute oder die Orte, wo sie sich noch in alter Weise versammeln, Jung und Alt, Mann und Weib, oder auch nur die belebten wogenden Wochenmärkte und vor allen Dingen die alte lustige Kirmes zu besuchen, um überall niederdeutsch praten zu hören und zu erfahren welcher Zunge das Land ist*).

Der französische Anflug hat nur die vornehme Welt berührt. Es geht dieser wie den französischen Provinzen: sie hat eine Mondseele und empfängt das Licht aus zweiter Hand. Schon lange vor der endlichen Eroberung des Landes durch die Franzosen (1794) war die französische Sprache der Götze der sogenannten gebildeten Klasse geworden, welche dadurch dem Fürsten

---

*) Nach den statistischen Angaben Quetelets, eines durch die jetzige Regierung an die Spitze des statistischen Bureau's in Belgien gestellten Franzosen, ist nur ein Drittel der Bevölkerung Brüssels wälsch — das alte Viertel des französischen Hofes.

und dem Hofe zu gefallen suchte, doch nicht mehr oder minder als es damals an allen Höfen und Vizehöfen der Fall war. Die französische Regierung aber suchte sie dem Lande selbst aufzuzwingen, das sich bis dahin ihrer erwehrt und sie nie als Gerichts=, Unterrichts= und Geschäftssprache anerkannt hatte. Dies ist sie jetzt selbst in dem freien belgischen Staate, und ungeheuer waren die Anstrengungen, nun auch das vlämische Volk mit Hülfe der herrschenden Fremdsprache zu romanisiren. Was war aber der Erfolg? Nun, ich hab dem guten Volke, zu dem sich der Belgen Gemüthsleben vor der französischen Tünche geflüchtet, und das die große französische Civilisationsmühle noch nicht zerschroten hat, einen theilnehmenden Besuch abgestattet und mit ihm in deutscher Zunge mit steigendem Vergnügen verkehrt. Denn wie frisch, wie rein und biegsam hat sich seine Mundart erhalten, die schon in früher Zeit so viel Schönes hervorgebracht! Ja, die Reinheit und Milde der vlämischen Sprache, selbst im Munde des jungen Landvolkes, ist wahrhaft bezaubernd. Die Freude hüpfte mir in der Brust, als ich auf dem Wege von Achen nach Maestricht in's Limburgische kam und hier wieder den reinen deutschen Klang vernahm, der dort durch allerlei Mischung und Verwahrlosung (die Limburger spotten über das Achener Dütsch) wie auch in Brüssel bedeutend gelitten hat. Die Linie von Achen nach Maestricht durschneidet durchaus deutsches Land, ohne eine Spur von Wälschem. Ungefähr zwei Stunden von Maestricht die Maas aufwärts fängt auf dem linken schon hügeligen Ufer derselben das Wallonische an — die Spitze des in deutschem Gebiet eingeklemmten wallonischen Keils — während auf dem rechten Ufer noch einige Stunden höher das Deutsche rein und wohlklingend fortfährt. Fast das ganze reich und herrlich bebaute ebene Land nördlich der das Maasthal

begleitenden Höhenzüge ist heute noch deutsch mit all seinen reichen Städten, seinen vielarmigen Kanälen und Eisenbahnen; und das nicht bloß der Sprache nach, sondern eben so sehr in Wohnart, Sitten, Bräuchen, im ganzen Leben. Und wenn man dieses schöne Land, trotz der Ungunst äußerer Verhältnisse für das Volkseigene, in seinem Wesen so unberührt sieht von den französischen Einwirkungen, so kann man nicht mehr fürchten, es werde dereinst in Frankreich aufgehn, sondern nur noch beklagen, daß seine höhere Entwickelung durch Entfremdung und Trennung von dem Gemeingute deutscher Nation verzögert und gehemmt wird. Ich hab die Ueberzeugung gewonnen, daß, ungeachtet die Sprache des Volkes und somit dieses selbst eine fast unerträgliche Knechtschaft erduldet, dennoch die Stimme der Natur nicht erstickt, für deutsches Wesen nichts verloren gegangen ist und, so Deutschland nicht stumpf bleibt bei dem hochsinnigen Streben seiner entfernten Glieder, auch nicht verloren gehn wird. Der Angriff fordert den Widerstand heraus, und der Kern des Volkes ist so wunderbar zähe und unverwüstlich, daß noch Jahrhunderte lang die gewöhnlichen Wogen der Zeit sich daran brechen können. Wollte jedoch eine frevelnde Hand selbst des innersten Heiligthums nicht verschonen, dann würde der Schrei der Natur in allen Herzen Nachhall finden, der Widerstand an tausend Punkten aufflammen, und in diesem Feuer schmölze die eiserne Faust jedes Zwingherrn.

Aber nicht nur lebt in den Tiefen der gesunde Kern des Volkes unberührt von der fremden fressenden Tünche, sondern die Liebe zum Volkthum bricht auch in den Spitzen der Gesellschaft wieder blütenvoll hervor, und ein schönes Morgenroth glänzt auf den Höhen des Landes. Von dieser beginnenden Umwandlung in den Gemüthern erhielt ich bereits im Jahre 1836, als

ich auf der Reise nach dem spanischen Kriegsschauplatze Belgien zum erstenmal durcheilte, manchen angenehmen Vorgeschmack. Eines Tags besuchte ich die Repräsentantenkammer in Brüssel. Ich trat durch ein großes Thor in den Nationalpalast ein, im Vorhause führten prächtige Treppen zu dem Versammlungssaal; oben standen einige Männer im Gespräch, ich stieg hinauf, um mich bei ihnen nach dem Eingang zu den öffentlichen Tribünen zu erkundigen. Einer der Herren antwortete französisch wie ich gefragt: „Diese Treppen gehn in den Sitzungssaal, Sie müssen dort herum" — „Erlauben Sie", rief ein anderer der Deputirten sehr artig, „ich werde Sie auf einen bequemen Platz führen". Er brachte mich in eine der reservirten Tribünen. Auf meinen Dank entgegnete er: „Wenn ich nicht irre, so sind Sie ein Deutscher — — — einem Franzosen diesen Platz anzuweisen, würde mir keine Freude gemacht haben — unsere Sympathien gehn nicht mehr dorthin". Es begegnet einem Deutschen in der Fremde selten, daß die Zufälligkeit, ein solcher zu sein, ihm eine Gunst verschafft. Doch ich selber ahnte damals auf dem raschen Durchfluge, wo ich fast nur französisch sprechen hörte, noch kaum, welch eine große deutsche Bewegung sich binnen wenigen Jahren in Belgien entwickeln sollte; ich hegte, wie allgemein der Fall, eine irrige Vorstellung von dem Sachverhältnisse, von den wahren Wünschen und Bedürfnissen des vlämischen Volkes, und wie freudig ich mich überrascht fühlte, als ich auf einer Reise im Jahr 1842 mich in allen Volkskreisen von Maestricht bis Ostende von reinen deutschen Klängen umgeben fand, davon zeugen meine damaligen Briefe in der Allgemeinen Zeitung. Ja, der Eifer für Ausbildung und Befreiung der Volkssprache erwacht allgemein in Belgien. Gerade die tüchtigsten Vläminge hatten zu begreifen angefangen, welch ein Verlust ihr Volk bedroht und was noth

thut ihn abzuwehren. Sie sahen ein, daß sie sich bei dem Gesetze der Trägheit nicht beruhigen dürfen wie die große Masse, die das Vlämische gedankenlos fortspricht; daß es einer Fortbildung der Sprache und dazu allererst der Wiederanknüpfung an ihre alte Litteraturgeschichte bedarf, ferner eines Anlehnens an eine ihrem Wesen entsprechende Bildung und Litteratur, um dem gewaltigen, durch die äußern Staatsverhältnisse begünstigten Vordringen des Französischen wirksamen Widerstand leisten zu können; denn Geist wird nur durch Geist bekämpft. Sie wissen, daß es sich nicht bloß um den Verlust einer herrlichen Sprache handelt, sondern mit dieser auch um Entgeistung, moralischen Tod, um Schmach und Knechtschaft ihres Volkes; daß sie diesem mit der Sprache seine Seele, sein Innerstes, seine Selbständigkeit zu erhalten suchen müssen. Wenn Frankreichs Provinzen schon erdrückt werden durch das Übergewicht von Paris und durch die Allmacht seiner Sprache, so muß vollends ein Staat, der das Französische äußerlich annimmt, dadurch unbedingt der Sklave des Landes werden, woher ihm Sprache, Litteratur und geistiges Leben kommen, mithin für alle Zukunft auf wahren Ruhm und höheres Glück verzichten. Wollen die Belgen jemals eine selbständige Entwickelung, ein wahrhaft freies Volswesen erlangen, so müssen sie das geistige Fremdjoch abwerfen, und das ist nur durch die Erhebung der vlämischen Volkssprache zur Staatssprache möglich. Nicht als ob dadurch den Wallonen das Vlämische aufgedrungen werden wollte, sie mögen wallonisch oder französisch verhandeln nach ihrem Belieben; allein die Volkssprache der weit größern, reichern und wichtigern Landeshälfte muß ebenfalls geachtet werden und als die einzige eigenthümlich gebildete Sprache des Landes den Vorrang vor einer fremden genießen, will Belgien in Wahrheit das erlangen, was man Nationalität nennt.

Die Muttersprache der Wallonen ist eigentlich nur ein Patois, das sich von Ort zu Ort ändert; auch verstehn es die Franzosen selbst nicht. Hr. Tarte, der sich unter der holländischen Herrschaft durch die Opposition zu der Behauptung verleiten ließ, die französische Sprache sei in Belgien stets national gewesen, sagt doch selbst in einem frühern Werke, Brüxelles 1811: in den walchischen Provinzen spreche die ungelehrte Klasse der Gesellschaft keine gebildete Sprache, sondern ein plumpes Patois, das sich jeden Augenblick ändere; die vlämischen Provinzen seien darin weit glücklicher, sie können sich rühmen, eine wahrhafte Sprache zu besitzen, welche der deutschen angehöre. Wohl sei bei der Einverleibung der 13 belgischen Departements in Frankreich dort das Französische bekannt gewesen, aber nur von Einzelnen: „nirgend war sie national; das wallonische Patois, das Vlämische und Hochdeutsche theilten sich in die Mehrheit der Einwohner". Niemals haben sich die Wallonen wie die Vlamingen einer geistigen Selbständigkeit oder eines geistigen Gemeinguts zu erfreuen gehabt, es sei in Litteratur und Dichtung oder in Kunst, Architektur und Malerei: nur der deutsche Genius hat auf allen diesen Gebieten sich in Belgien reich entfaltet. Die Gebildeten sprachen hier immer theils deutsch oder vlämisch, theils französisch, und schlossen sich der einen oder andern Litteratur an. Es war nicht wohl anders möglich, denn die Bevölkerung in diesem räthselhaften wallonischen Bruch (Reste eines mehr keltischen Theils des alten Belgiens), zählt noch jetzt kaum $1^1/_2$ Millionen, während 8 Millionen niederländisch verstehn, und ihrem Gewichte nach stand sie von jeher noch mehr zurück. Der wichtigste Punkt des wallonischen Keiles, Lüttich, liegt an der deutschen Grenze und weist mit allen seinen Anliegen der Erzeugung und der Schifffahrt auf Holland und Deutschland;

diese schöne Stadt, die man die Hölle der Weiber und den Himmel der Pfaffen nannte, hat, fast so lange sie bestanden, dem deutschen Reiche angehört. Auch ist das ganze Walchenland, zumal die Städte, seit ältester Zeit her vielfach von deutschen Elementen durchflochten. In dem vlämischen Landestheil, dem fruchtbarern, wohlhabendern, bevölkertern, liegen Belgiens herrlichste Hauptstädte mit ihren unvergänglichen Denkmälern der Kunst, dort war von jeher das geistig tüchtigste Leben, der immer wache Freiheitssinn, dort blühten und reiften von den ältesten Zeiten bis heute Belgiens große Männer und Meister. Der Grund hiervon ist nicht in Mangel an Anlagen der Wallonen, vielmehr eben in dem Mangel einer heimischen gebildeten Sprache und Litteratur zu suchen. Von dem wahren Glück eines Volkes ist seine Sprache nie zu trennen, nimmer von seiner gesunden Entwickelung und gedeihlichen Freiheit. „Die Sprache ist ganz das Volk" hat sich eine vlämische Gesellschaft in Gent getauft; sie ist des Volkes Odem, seine Lebensluft und seine Lust, sein Herz und Muth. Darum war ihre Knebelung, die Unterdrückung des freien Wortes, stets das erste Ziel der Tyrannei, und der unvergeßliche Willems hatte wohl Recht, wenn er seinen Landsleuten zurief:

— — O Belgen! uw geluk is aen die tael verbonden,
Slaet uw geschichtrol op: waer gy uw recht geschonden,
Uw Heil vertreeden vind, de landspraek vind ge' er by,
En haer verdelging steeds het doel der dwinglandy;
Want om naer eysch der kunst een moedig paerd te temmen,
Moet man, doer't slaefsch gebit, vooral zyn mond beklemmen:

Die kunstgreep is aen Spanje en Vrankryk nut geweest,
In't onderdrukken van den Nederlandschen geest *).

---

*) Diese Verse, worin sich kein Fremdwort findet, lauten wörtlich hochdeutsch also:

O, Belgen! euer Glück ist an die Sprach' gebunden.
Schlagt euer Geschichtsbuch auf: wo ihr euer Recht geschunden,
Euer Heil zertreten find't, ist euere Sprach' dabei,
Und ihre Vertilgung stets das Ziel der Tyrannei;
Denn um ganz kunstgerecht ein muthig Pferd zu zähmen,
Muß man, durch Knechtsgebiß, vorall den Mund ihm lähmen;
Hierauf ja stets sann Spaniens, Frankreichs List zumeist,
Um zu erdrücken schnöd den niederländschen Geist.

Zur belgischen Kultur- und Kunstgeschichte.

Die Malerschulen.

Von Fleiß und Kunst ein hehres Monument,
Taucht Niederland aus blauem Element
In grünem Sammetkleid; das Firmament
Umspielt's mit Farben reich, oft glüht's und brennt.

Schon in uralter Zeit splitzte sich der germanische Sprach- und Kulturbaum wie von selbst in zwei mächtige Hauptäste: den deutschen und den angelsächsischen, sowie in zwei gleichfalls angesehene Seitenäste: den isländisch-dänisch-norwegischen und den schwedischen. Auf den angelsächsischen Ast propfte sich mancher fremdartige Sproß, woraus ihm viel gute Früchte, doch auch viel Faules und wuchernde Schlingpflanzen erwuchsen, deren Ausreutung sich jetzt bedeutende Kräfte mittels Sprachreinigung und Erfrischung der gesellschaftlichen Säfte zuwenden. Der deutsche Hauptast, der, wenn zuweilen auch der Entartung, zumal in den höhern Schichten der Gesellschaft, sehr nahe, sich im Ganzen doch vor jener fremden Trübung durch Festhalten am eigenen Leben in Sprache, Sitte, Gemüth bewahrte, spaltete sich gleichwohl wiederum in zwei Hauptzweige: den hochdeutschen und

den niederdeutschen, und von dem letztern bildet der vlämisch-niederländische Zweig nur die westliche Abästung. Alle diese germanischen Äste und Zweige entwickelten sich mehr oder minder auf eigenthümliche Weise, jedoch so, daß sie zugleich in beständiger Wechselwirkung zueinander verblieben, und der ganze Sprach- und Kulturbaum als solcher mit wuchs und sich entfaltete. Seit dem Hinfall des entgeisteten Römerreichs, das sie mit ihrem Blut erfrischt, haben sie vereint die Weltgeschichte getragen, freilich mit sehr verschiedener Theilnahme der einzelnen Zweige an deren Gestaltung und in mannigfacher Vermischung mit den im Westen und Süden vorhandenen römisch gefärbten Volkselementen; doch hat der belgisch-niederländische Zweig, in Verhältniß zu seiner Größe, eine überaus glänzende Rolle dabei gespielt und als ein Ferment der europäischen Kultur, was er noch heut ist, auf die Entwickelung derselben nach allen Kreisen hin mächtigen Einfluß ausgeübt. Das will ich in den wichtigern Richtungen nachweisen.

Die Germanen waren schon zu Cäsars und Plinius Zeiten festsitzende ackerbauende Völker, keine unter Zelten lebende und mit ihren Heerden hin und herziehende Nomadenvölker, wie damals noch die Slaven. Nur die diesen näher wohnenden Germanen, im weiten Osten, die suevischen oder vandalischen Stämme, waren, wenn auch nicht nomadisirend, doch weniger stät und im Ackerbau unvollkommener als die Stämme der Sassen. Namentlich waren in Belgien und in den Rhein- und Weserlanden zu jener Zeit schon, wie wir auch aus Tacitus sehen, Ackerbau und Volksmenge sehr vorgeschritten; ja die Feldwirthschaft und Gütervertheilung, die Einzelhöferei und die ganze so gesunde bäuerliche Verfassung scheint ziemlich in der Weise gehalten und gestanden zu sein, wie wir sie in diesen Landen, namentlich bei den Sassen

und Friesen, die sich stets der Hörigkeit erwehrt, noch heutiges Tages erblicken. Die Sassen sind auch während der Völkerwanderung fest in ihren Sitzen geblieben, ungeachtet sie, wie von Alters her, mächtige Schwärme, wohl meist aus den jüngern Söhnen bestehend, erobernd und kriegend nach allen Richtungen aussandten, selbst über das deutsche Meer nach Britannien. Dagegen geriethen die suevischen und gothischen Stämme im Osten in allgemeine Bewegung, sie besonders durchzogen Europa, setzten sich massenhaft im südlichen Deutschland fest und erfrischten im Blute die südrömische Welt, sich mit ihr zu den eigentlichen Romanen mischend. Doch war gewiß immer in den ursprünglichen östlichen Sitzen eine deutsche Bevölkerung aus ältern Männern, Weibern und Kindern zurückgeblieben, die nun dem Anstürmen der Slaven zwar völlig erlagen, ohne daß sie jedoch in den neugegründeten Reichen der Wenden ihr deutsches Volkthum aufgaben. Hierdurch ward die ein paar Jahrhunderte später erfolgende Wiederherstellung der deutschen Herrschaft in diesen Landen vorbereitet und erleichtert; beide Hauptstämme nahmen Theil an dieser Wiederverdeutschung: die suevische oder hochdeutsche Mundart, die sich wie der Menschenschlag auch in ihr selber beweglicher zeigte als die sassische, hat im Osten Mähren, Schlesien, die Lausitzen, Meißen; die sächsische oder niederdeutsche dagegen alles übrige nördliche Land der Wenden ergriffen und es nach zwei Jahrhunderte fortgesetzten Kämpfen wieder gedeutscht. Indem aber die slavisch verhüllten und überwachten Keime des Deutschen ihre frühere Geistesluft wiedergefühlt, haben sie, frisch aufgrünend, das meiste Wendische bald überwachsen und ausgelöscht. Wie gesagt, fester auf ihren Sitzen und in ihrem Eigenen blieben im Westen die Stämme der Sassen und Friesen, deren Vorkämpfer auf der Grenze gegen die Wälschen die Vlamingen

bilden. Nicht bloß die Sprache und Art der Vlamingen, sondern auch ihr Stilles, Ernstes, Schweres und oft Trübes an Leib und Seele weis't vorzüglich auf den Sachsenstamm, selbst auf das westfälisch Deutsche hin.

Belgiens uralte Zustände lagen bis vor kurzem in tiefem Dunkel gehüllt. Seit einigen Jahren beginnen indeß einige Sterne darüber aufzugehn. Zu den ersten derselben gehörten Schaye's Schrift: „Les Pays-Bas avant et durant la domination romaine“ und der bekannte „Essai historique sur les fêtes, les usages etc. des anciens Belges“. Lansens in Brügge erschienener „Aloude staet van Vlaenderen“ ließ viel zu wünschen übrig; mit reichern Waffen versehen trat der treffliche Blommaert gegen die Verkennung des vlämischen Alterthums in die Schranken. Dieser rief, immer in niederdeutscher Sprache, die nordische Mythologie zu Hülfe, die wenigstens theilweise mit der alteinheimischen übereinstimmt; er brachte die Lieder der alten Edda in vlämische Übertragung, die Niebelungen Noth, und holte mit andern Männern (namentlich im Kunst- und Letterblad) aus der Vergessenheit einen Schatz von Sagen und Märchen hervor, in welche die alte Götterlehre sich geflüchtet hatte, als der Hammer der Apostel des Christenthums die Altäre Wodans und Thonars zerschlug, um das Kreuz an deren Stelle zu pflanzen, und als Karl der Große mit Feuer und Schwert die heidnische Götter verfolgte, im Namen des einen lebendigen Gottes der Liebe. Verschiedene andere Arbeiten, wie die „Wodana“, das „Grootmoederken“, vor allen aber Coremans Werk „L'année de l'ancienne Belgique; Bruxelles 1844“, worin die Jahresfeste, Gebräuche 2c. Belgiens in den Zeiten vor Einführung des Christenthums geschildert sind, haben sich neuerdings jenen Schriften angeschlossen.

Jötune, Riesen scheinen auch in der alt=niederdeutschen Mythologie die Personifizirung des Schrecklichen, Wüsten, Düstern, Eisigen und Feindlichen in der Natur, der rauhen ungezügelten Elemente gewesen zu sein. Das kaotische, aus schmelzenden Eistropfen entstandene Wesen Ymir, auch Orgelmir, aus dessen Körper die Welt geschaffen, war bekanntlich im phantasievollen Norden aller Jötune Stammvater. Erschlagen von den Asen, ward aus seinem Fleische dann die Erde geschaffen, aus seinem Gebein die Felsen, aus seinem Haare die Bäume, aus seinem Blute die See, aus seinem Schädel der Himmel, aus seinem Gehirn die Wolken, aus seinen Wimpern Midgard, der schöne Wohnplatz. Auch in dieser geordneten Welt neigten seine Nachkommen, Riesen und Riesinnen, zu dem alten Kaos und hegten Feindschaft gegen alles was die Erde wohnlich macht; sie sind die Dämonen des nächtlichen Winters, des ewigen Eises, des unbewohnbaren Felsgebirges, der Sturmwinde, der wilden Brandung, des wüsten Unwetters, der stürmischen See. Schöpfer, Lenker und Erhalter der Welt aber sind die Asen, deren Stammvater Buri; sein Sohn Bör zeugt mit der Riesentochter Bestla — durch welche Ehe die geistige Natur seines Geschlechts an die Materie gebunden und demselben Looß unterworfen wird — drei Söhne, unter denen Odin fortan der oberste der Asen, und die aus dem Leichnam des erschlagenen Riesen Himmel und Erde erschaffen, den Lauf der Sterne ordnen, aus Erde und Stein die Zwerge, d. h. die im Schoße der Erde wirkenden Naturgesetze, endlich aus Esche und Ulme das Menschengeschlecht formen und es beseelen. Die Asen regieren die Welt und fahren täglich nach der breiten und hohen, immer grünen Esche Yggdrasil zu Gerichte; da sitzen sie zwölf an der Zahl, wie denn nach nordischem Recht immer zwölf Richter zu Rathe sitzen, und das Geschwornengericht, dessen

Gedanke wie der der Zwölfzahl sich freilich bei allen germanischen Völkern findet, dort seine reinste mythische Grundlage hat. Unter jener Esche wohnen die drei weissagenden Nornen oder Zeitgöttinnen Urd, Verdandi und Skuld (Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft). Loki von jötunischer Abkunft, das Sinnbild des Wechsels und der Vergänglichkeit, der Verleiter und Verderber, hat in den frühesten Zeiten schon Blutsbrüderschaft mit Odin geschlossen und befindet sich stets mitten unter den Asen; ihm als dem Abend des Tags und der Zeiten, dem Winter des Jahrs steht Heimdal gegenüber, der den Morgen, den Aufgang, den Frühling andeutet, und dessen Schwert Höfud (der Beginn) Gras und Wolle wachsen hört und das kleinste Wesen belauscht. Mit der Riesin Opurboda (der Unheilbotin) hat Loki, außer der Todesgöttin Hel, die Ungeheuer gezeugt, welche einst im letzten Streit die beiden Hauptgötter, Odin und sein kräftigster Sohn Thor, tödten werden. Zwar werden die Asen ihn fangen und binden, doch einst wird er loskommen und die vernichtenden Mächte anführen, er selbst steuert am Ende der Zeiten das Schiff der Verwüster — dann geben Loki und Heimdal, Beginn und Ende, sich wechselseitig den Tod. Doch aus dem allgemeinen Untergang ersteht eine neue Welt, in welcher die Asen auch wieder leben, da sich die Keimkraft des Geistes als des Göttlichen unvertilgbar bewährt. Odin durchschweift jetzt rastlos die Welt, um überall geistiges Leben zu wecken und seine Sache für den großen Kampf zu stärken. Thor, der Donnergott, aber ist der Hauptbeschirmer der Erde, deren Fruchtbarkeit und Fülle er unermüdlich zu mehren sucht, und lebt daher mit den wilden Elementen in unaufhörlichem Kampfe; wo er, aus dessen Augen Feuer flammt, hinfährt, zittern die Berge, wanken die Felsen und die Erde steht in Flammen, seinen Wagen ziehen auf solchen

Reisen zwei gehörnte Böcke, darum heißt er in der jüngern Edda Okúthor der wagenleitende; mit eisernen Handschuhen schlingelt er den Hammer Miolnir, der ausgeworfen mit Blitz und Donner wieder in seine Hand zurückkehrt, und dessen harter Schlag die Erde fruchtbar macht. —

Hr. Coremans will nun Spuren des Kults derselben Götter auch im alten Belgien finden. So soll Thorhout (der Name einer Stadt) ein Gehölz (hout) des Thor gewesen sein, doch dann müßte es nach den Regeln der Grammatik wohl „Thorshout" heißen; diese Genitivform findet sich in allen mit Thor zusammengesetzten Namen, wie Thorsdag oder Thursdag, altsächsisch Thurnasdag, wonach der Donnergott in Niederdeutschland Thunar oder Thonar genannt worden wäre. Der vlämische Name Saterdag (Samstag) soll von einem Gott Sater herrühren, von dem Ludolf Smits sogar eine Abbildung giebt; Grimm sieht bekanntlich im Gott Sater den römischen Saturnus. Die alten Rederyker gebrauchten den Namen Sater zuweilen auch für Satyr, z. B. in Thyrsis Minnewit:

Als bokvoetje (Faun) speelt op zyn pypje in't dal,
Zoo zingen en springen de satertjes al.

Der Kult der keltischen Druiden scheint dagegen bis auf einen gewissen Grad auch bei den deutschen Belgen Eingang gefunden oder sich dort noch aus früherer keltischer Zeit erhalten zu haben; wenigstens findet sich manches Übereinstimmende vor. Was jedoch die geweihten Bäume, die heiligen Haine, was die religiöse Bedeutung gewisser Pflanzen betrifft, so war das germanische Heidenthum in dieser symbolischen Naturpoesie nicht minder stark und erhabener als das keltische. In Belgien würde der

Einfluß der Druiden den altdeutschen Kult sehr verdüstert haben, wenn Coremans Recht hätte, daß das Leben der tapfern Altvordern dort unter beständigen moralischen Qualen vergangen wäre, daß selbst das Gute und Wahre in ihrem religiösen Instinkt zu ihrem Nachtheil sich gekehrt hätte. Sonst war doch dieser Kult oft sehr lärmig und heiter, wie der Sprung und Tanz um das heilige Feuer, das Aufrichten des geweiheten Baumes unter Sang und Tanz, gefolgt von einem allgemeinen brausenden Gelage. Naturpoesie tritt uns überall aus der religiösen Anschauung unserer heidnischen Vorväter, wie sie sich in den Mythen ausspricht, sowie aus ihren religiösen Gebräuchen und Festen entgegen; doch nach den Feierlichkeiten an geweihter Stätte ging man zu Volksfesten über, wobei die Freude und begeisternder Gesang den Vorsitz führten.

Belgien ist das uralte und älteste Gewerbland des Nordens. Der Zug rastlos schaffender Regsamkeit läuft wie ein grüner Faden durch seine ganze Geschichte. Schon Cäsar fand es darin ausgezeichnet: seine Priester — denn auch diese spielen stets eine Hauptrolle in seiner Geschichte — seine Priester, erzählt er, trugen feine wollene und linnene Kleider, eingebrämt mit reich gearbeitetem Golde; seine Bewohner gewannen Kupfer, Eisen, Blei; die Nervier unterhielten seit Gedenken Verkehr mit den Briten, Kelten und dem Süden Galliens, zu Wasser wie zu Lande. Dort lebten uralte spinnende und webende Völker, die bei spätern Auswanderungen ihren Fleiß und ihre Kenntnisse weithin verbreiteten; besonders nach England und dem Wupperthale wanderten viele Vläminge. Der Geist des Landes war stets der Arbeit zugethan, und immer hat es seinen Ruhm in Besiegung eines feindseligen Bodens und Klima, im fröhlichen Gedeihen seiner Nährzweige und der daraus sprießenden Blüten

gesetzt. Ein anderer mächtiger, durch und durch deutscher Zug ging immer auf die See, auf das schwankende Element, wo German, der wahre Wassermann, sich am meisten heimisch fühlt. Dabei hörte der Riesenkampf der Küstenbewohner um Land und Schutz gegen das wilde Anstürmen der Meereswogen zu keiner Zeit auf, in diesem Kampfe ward ihnen Gelegenheit, all ihre Kräfte, auch die Zähigkeit und Ausdauer ihres Charakters zu entwickeln, und schon längst rühmen die Niederländer sich stolz:

Naturam fecere Dii, sua littora Belgae.

Frühzeitig war auch Garten= und Obstbau wie der Feldbau ein belgisches Erbtheil*). Seit Jahrhunderten hat die Gartenkunst fast alle Länder Europa's Belgien tributpflichtig gemacht. Man traut seinen Augen kaum, wenn man liest, welch große Summen bloß durch die belgische Blumenzucht gegenwärtig in Umlauf gebracht werden. Des Niederländers Farbensinn und Farbenlust stehn gewiß mit dieser Blumenliebhaberei in Zusammenhang, deren Begründung in's graue Alterthum hinaufreicht. Vielleicht darf man dabei schon auf den Pflanzenkult der Druiden hinweisen, der sich wohl nirgend sonst in den Überlieferungen des Landvolkes, in dem Glauben an die Heilkräfte verschiedener Pflanzen so vielfach erhalten hat, als in Belgien. Die Eiche war den Druiden wie den Germanen ein heiliger Baum; der der Sonne geweihte Wald von Soignes (silva solis) war damit angepflanzt. Jeder kennt die immer grüne Mistel, eine Schmarotzerpflanze, die bloß auf den Zweigen einiger Bäume wächst, in deren Rinde sie ihre Wurzel schlägt; die Eichenmistel, die den

---

*) Belgien hat den Ruhm, einen der größten Wohlthäter des allzeit durstigen Theils der Menschheit hervorgebracht zu haben — den unvergleichlichen und unsterblichen König Gambrinius, den Erfinder des Faro und all seiner Brüder und Schwestern, wie Uitzet, Gersten, Diesters, Peetermann ꝛc.

Baum angriff, ward am sechsten Tag des Mondes mit einem goldenen Messer unter großen Feierlichkeiten geschnitten und auf ein weißes Weihetuch gelegt, dann wurden zwei weiße Stiere geopfert. Eine solche Mistel diente als Gegengift und als Mittel gegen Unfruchtbarkeit; ebenso geben in einigen Gegenden, namentlich in Brabant und im Lüttich'schen, die Landleute noch heute fallsüchtigen Kindern die Mistel, und die Starke oder Färse ist in ihren Augen fruchtbarer, wenn auf der Weide, wo sie und der junge Stier grasen, irgend ein Baum die Mistel trägt. Das ist wahrscheinlich eine Druidenüberlieferung, und erinnert an den „Guiliangnaud", den sich die Landleute im Departement der Dordogne beim neuen Jahr anbieten — der Pächter bringt seinem Eigenthümer einen Mistelzweig — sowie an die „Guilanée", einen Neujahrsstrauß mit der Mistel, und an gewisse Neujahrsfeste, die mit Mistelsymbolen in manchen französischen Städten, früher sogar in der Kirche begangen wurden. An die Stelle der Mistel tritt häufig die Haselstaude, die bei den Deutschen gleichfalls in religiösen Beziehungen stand als Staude und als Frucht (diese findet sich sehr oft in alten Gräbern vor), und die ein Symbol der Fruchtbarkeit und der Güte war. Auch das Haidekraut, das verfaulend in einem halben Jahrhundert etwa eine vortreffliche Dungerde gibt, welche besonders die belgischen Blumengärtner jetzt zu hohen Preisen aufzukaufen pflegen, war eine heilige Pflanze. Die gemeinste Art desselben, der Selago, durften die Druiden nicht mit Eisen abschneiden noch mit nackter Hand berühren, sondern nur mittels des Sagum, nackten Fußes, in weißer Tunika und nach Libationen von Brod und Wein. Das in einem weißen Weihetuch aufbewahrte Haidekraut bildete ein untrügliches Mittel für kranke Augen und einen Zauberschutz gegen Unglück; in letzterer Hinsicht sollen noch heute

Manche den Aberglauben der Druiden theilen. Der Sperberbaum hatte gleichfalls bei den Kelten wie Deutschen religiöse Beziehungen. In England, Schottland, Holland, am baltischen Meer entlang findet man häufig alte Stämme von Sperberbäumen, regelmäßig gepflanzt um Kreise von Druidensteinen und Hunengräbern (niederdeutsch in Drenthe, wo sich deren vorfinden, Hunne=bedden genannt). Das Sperberholz gilt noch heut bei unwissenden Volksklassen in Belgien wie in Schottland für ein Schutzmittel gegen Zauberei; so ist z. B. das mit einem Sperberstock geleitete Vieh sicher vor Seuchen, und die Schafe, welche am ersten Mai durch einen Kreis dieses Lieblingsbaums der Drosseln gehn, sind während des Jahres vor jedem Unglück geschützt. Die Wünschelruthe und der Wahrsagerstab, die bei den Vlamingen wie bei den Sachsen eine so große Rolle spielten, waren von Fruchtbäumen. In Flandern sollen sie noch im 9. Jahrhundert häufig gebraucht worden sein.

Hinsichtlich der geweihten Bäume möge hier eine vlämische Sage Platz finden. Unter allen, oft von Natur schon so erhabenen Bäumen, die bei unsern heidnischen Vätern in besondrer hoher Ehre standen und als vom Himmel und der Erde begünstigt angesehen wurden, fanden doch die meiste Verehrung der heilige Baum des G e r i c h t s und der F r e i h e i t s baum, wie man den Baum nannte, der Jedem unter seinem reichen Schatten einen unverletzlichen Zufluchtsort bot. Das ankommende Christenthum, überall so viel möglich die alten sittlich=poetischen Gefühle des Heidenthums schonend, verherrlichte noch diesen Gedanken und stellte die begünstigten Bäume unter den Schutz der Heiligen und der Jungfrau. Der älteste Baum dieser Art in der Umgegend von Brüssel war der „Unserer lieben Frauen zum Vogelsang (Vogelensangh)“. Ein Minnebruder (Minorit) hat die

Geschichte dieses Wunderbaumes in einem 1753 zu Brüssel gedruckten treuherzigen Büchlein umständlich aufgezeichnet. Zuerst erzählt er die Sage von der Gründung Brüssels durch Torgotus (Thorgot), König von Tongeren und Belgis, der die berühmte Stadt „um das Jahr 3609 nach Erschaffung der Welt, d. i. noch 368 Jahre vor der Geburt des Erlösers Jesus Christ, gestiftet hat und sie darum Broedsel (Brut) nannte, weil der Platz voll Teiche und Weiher war, bei denen die Enten ihre Jungen ausbrüteten". Unter Anderem wird ferner berichtet, daß vor Alters der Baum van Onse Lieve Frouwe ten Vogelensangh vor Brüssel auf der Stelle gestanden, wo jetzt der Buttermarkt gehalten wird. Den Baum, an dessen Fuße man das Bild der heiligen Magd in einer Kapelle sah, umflog des Morgens früh, auch während des Tages, besonders aber des Abends eine große Schaar Vögel, die herrliche Lieder sangen. Später ward ein Minnebruderkloster unfern der Kapelle gebaut, die in der wirren Geuzenzeit verwüstet, doch kurz hernach wieder aufgebaut wurde. Am 13. August 1695 ward die Kapelle von den Franzosen zerstört und dann zum zweiten Male und schöner als früher wieder aufgerichtet. In den Revolutionsstürmen am Ende des vorigen Jahrhunderts verschwanden Kapelle und Kloster gleich so vielen andern, und das folgende herzinnige Lied, welches vordem die frommen Verehrer der Jungfrau vor dem Gnadenbild gesungen hatten, war verklungen:

Wilt aenmerken De leeuwercken
Siet met een aendachtigh oogh
Vogel-Paren Vogel-Scharen
Vliegen zingend naer omhoogh,
Oft sy boven Wihlen loven

Godt, die hun op d'aerde voedt,
En hem prysen Lof bewysen
Voor het goedt, dat hy hun doet.

Zwakke dieren Gaen versieren
Selfs den lof van Godt den Heer,
Heele dagen Sy opdragen
Aen den Godt des hemels eer.
Maer dees Dieren Oock wel swieren
Tot Maria's weerdigh Beeldt,
Sy dit groeten Aen de voeten
Van den boom, daer 't was gestelt.

Eer voor desen Placht te wesen
Brussel van soo groot gelaet;
Was te vinden Buek en linden,
Daer nu haer kapelle staet,
Men toen buyten Hoorde fluyten
Vele vogels dagen langh,
Die verkeerden En daer eerden,
Ons Liev' Vrouw ten Vogel-Sangh.

Siet! sy leeren U te eeren
Onse goddelycke Maeght:
Gy gebeden Danckbaerheden
Met hun liefryk haer opdraeght
Wilt dan leeren U te keeren
Tot de Moeder van den Heer,
Alle dagen Op te dragen
Aen dees Maghet lof en eer.

Komt dan eeren Menigh keeren,
Ons' Liev' Vrouw ten Vogel-Sangh:
Laet uw zinnen Haer beminnen,
Heel uw' levensdagen langh,
Wilt geen dagen Overslagen,
Sonder haer te geven lof,
Soo gy menschen Eens wilt wenschen
Om te zyn in 't Hemelshof.

Wilt bewysen Menigh reysen
Dat gy zyt Mariaskindt
Sy sal 't loonen En betoonen
Dat sy u als moeder mindt.
Wilt de wercken Dan aenmercken
Van de vogelkens, die al
Eer bewysen En haer prysen
Met een soet en bly geschal.

Übrigens verdankt der belgische Gartenbau schon Cäsarn manches, wie andrerseits auch die Römer manche Kenntniß von den Wirkungen der Pflanzen den Deutschen schuldig sind; so heilten die Friesen einmal die Soldaten des Germanicus Cäsar, denen in einem sumpfigen Lager die Zähne ausfielen und die Kniee wankten, mittelst eines Krautes, Britannica genannt, von ihrem Übel. Julius Cäsar wählte unter allen druidischen Pflanzen das wunderthätige Eisenkraut oder Eisenhart, um sich daraus eine Krone flechten zu lassen, die er am Tage seines Triumphzuges in Rom wegen der Eroberung Galliens auf seine Stirn legte. In die Ebenen Flanderns führte Cäsar den schönen, Schatten gebenden Ahornbaum oder die Platane des Orients

ein, die mehrmal verfror und von neuem hingebracht werden mußte. Der Apfelbaum, der bei ältern Malern im Paradiese als Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen gilt (bei den Italienern der Feigenbaum, bei den Vlamingen zur Zeit der Entdeckung Amerika's der Banabasbaum), war in Belgien altheimisch; er gibt zugleich schmackhafte Früchte und Wein (Zider). Seine natürliche Zone, gleich auf der des Weinstockes folgend, umfaßt Belgien, ja dortige Äpfelarten waren schon zur Römerzeit berühmt, zumal die trefflichen Kirschäpfel (Kersappele). Die Kirsche dagegen ist eingeführt, Lucullus brachte sie bekanntlich, nachdem er Mithridates besiegt hatte, vom Hellespont nach Rom (Jahr 680), von wo sie sich über den ganzen Westen Europa's verbreitete; am berühmtesten mit ward eine Art des capronischen Kirschbaumes in Lusitanien, die Lusitanica genannt mit dicker Frucht an kurzem Stiele, die in Belgien den Vorzug errang. Siebzehn Jahrhunderte haben diesen Geschmack nicht zu ändern vermocht, die beliebteste Kirsche Flanderns ist noch immer die portugiesische. Doch auch Julius Cäsar hat Belgien noch etwas anderes hinterlassen als den Brustlatz seiner Weste, wie Voltaire parodirte, nämlich den Kohl, von dem es jetzt zahllose Arten besitzt. Die Deutschen wurden allmählich eben so große Freunde des Sauerkrauts, wie die Römer, die selbst auf ihren Kriegszügen keinen Tag ohne dieses edle Gericht leben konnten; in Belgien aber ist das Kraut zur höchsten Güte und Mannigfaltigkeit herangezogen worden, der Kohl oder Spruyt von Brüssel, ein ganz vlämisches Gartengewächs, da selbst die anstelligen schottischen Gemüsefreunde von diesem Urbild nur einen matten Abdruck zu Stande brachten, ist ein Hauptruhm Belgiens unter den Gastronomen der fünf Welttheile. Die römischen Feldherren suchten das Lieblingsgemüse ihrer Soldaten allüberall anzupflanzen,

doch diese mit den römischen Adlern ausgestreute Saat ist, wie gesagt, in keinem Lande so reich und üppig aufgegangen, als in Belgien, wo die Zierde jeder kostbaren Tafel in feinen schmackhaften Gartengemüsen besteht. Am meisten blüht aber die Gartenkunst in dem deutschen Theil; Hr. de Candolle nannte in einem amtlichen Bericht an die französische Regierung vom Jahr 1813 Gent die Hauptstadt von Florens Reich. Karl der Große voran, der durch seine Kapitulationen Belgiens Handel und Institutionen fest begründete, hat auch das Siegel seines Zepters auf Flanderns Garten- und Blumenflur gedrückt. Der Gartenbau ward durch kaiserliche Edikte geregelt, für Anbau der schönsten, merkwürdigsten und nützlichsten Pflanzen gesorgt. Die Schulen, deren er so viel nur möglich gründete, sollten Gärten haben, und seine Kapitularien schrieben vor, welche Pflanzen man darin anbauen sollte. Der Zweck dieses großen Kaisers, wie aus den Kapitularien vom Jahr 805 deutlich erhellt, war, die Menschen durch die Blumen zu verfeinern und zu bilden, etwa wie bei den Griechen die Musik, deren Macht übrigens auch Karl der Große wohl zu würdigen wußte, als ein Mittel zur Milderung der Sitten gehandhabt wurde. Welch eine edle Mission für sie, welch ein freundlicher Gedanke, den unbändigen Charakter des unwissenden Menschen durch den Anblick und das stille Leben dieser unschuldigen, frischen, duftigen Gewächse zu zähmen! Von den Blumen zum bloßen Schmuck verordnete der „Wiederhersteller der Bildung" den Anbau der Rose, der Lilie und der Schwertel; die erste Stelle erhielt die Liebesrose mit hundert Blättern, und diese Blume, ursprünglich am Kaukasus, von dort nach Griechenland und Rom verpflanzt, wo sie die Grazien und auch die Orgien des Nero schmückte, später die Blume der Liebesfestspiele und der Troubadours, ward, Dank den Kapitularien Karls, in

Belgien die „Rose der Bauern (Boerrose)". Die weiße Lilie, entsprossen einem auf die Erde gefallenen Milchtropfen der Juno, urheimisch im ganzen Osten, ward, nachdem sie bei den Griechen und Römern die Satyre gekrönt hatte, zum Sinnbild der Jungfräulichkeit und des christlichen Marterthums; schon erschien sie so schön und rein, daß die Legende sie vom Himmel durch einen Engel Chlodwig zutragen ließ, damit er, als Gründer der fränkischen Monarchie, sie auf sein Wappen setzte. Schlimm genug für diese Legende gab es damals noch keine Wappen, und die Lilie der regierenden Häuser von Frankreich ist nie die weiße Lilie gewesen, sondern die gelbe Iris, die gewöhnlich an den Ufern der Bäche wächst. Karl der Große veranstaltete ferner den Anbau von manchen nützlichen Gewächsen und Industriepflanzen; so namentlich den der Krebsblume für Färber zum Rothfärben der Leinwand (die Fahnen des Heers waren mit dieser Pflanze gefärbt), des Krapps, der außer zum Färben damals auch als Medizin und zum Rothanstreichen der Haare diente, der Kratzdistel zum Karden der Wollengewebe und Tücher, der Haselwurz (französisch Cabaret, weil sie, deren pikante Wurzel zum Trinken reizte, den Wirthshäusern als Schild diente). Überhaupt verstand der große Kaiser, der auch in der Kochkunst tiefe Spuren zurückließ, sich ganz anders auf die Verbesserung der Bildungszustände seiner Völker wie unsere modernen Gesetzgeber und Administratoren mit ihren Papierwischen, ihren Gendarmen und ihrem Kerkerdunst. Die Gemüse, deren Anbau in Belgien man Karl dem Großen dankt, sind folgende: mehrere Kohlarten, Erbsen, Bohnen, Linsen, Karotten, Lattiche, Steckrüben, Zwiebel, Lauch, die Pastinakwurzel, die kleinen süßen Rettige, Schwämme, mehrere Rübenarten, Avroschen, Scharlotten, Melonen und Gurken. Obwohl das große Jahrhundert der Gemüse und der „Renaissance"

das sechszehnte, damals noch sehr fern lag, so möchte es doch leicht sein, noch jetzt weite Gegenden in Deutschland aufzufinden (z. B. Altbaiern), wo der Gemüsebau heute tiefer steht als in Belgien zu Karls des Großen Zeit, wie derselbe denn überhaupt in den deutschen Gebieten, welche Belgien zunächst liegen, am meisten blüht. Karls des Großen Sorgfalt dehnte sich auch auf die Medizinalpflanzen aus, und obwohl die betreffenden Gärten vorschriftmäßig nur 31 Heilpflanzen enthielten, so sollte nach seinem Willen doch jeder Kranke, wie abgelegen er auch wohnte, in seinem eigenen Garten an der Schwelle seiner Thüre die Heilmittel für seine Leiden finden — ein Zustand des Glücks, den wir tausend Jahre später noch nicht erreicht haben.

Als im feudalen Zeitalter fast noch in allen Ländern das Waffengeklirr des Faustrechts ertönte, ging schon zwischen der Somme, Maas und dem Rhein — einem Lande, mühevoll gegen den Andrang der Meereswellen vertheidigt — ein von tiefreligiösen Gefühlen beseeltes, durch Anbau von Getreide, Hanf und Lein und dessen Verarbeitung, durch Gemüse- und Obstbau reiches Volk ein in die Bahn des Fleißes, der Ordnung, des geregelten Haushalts und der Gemeindeselbstständigkeit, auf welcher erst Jahrhunderte später ihm mächtige Staaten folgen sollten. Regsamkeit und Religiosität, gewerbthätigen Gegenden eigen, waren nebst Freiheitsliebe die hervorstechenden Eigenschaften der Belgen. Ohne den religiösen Geist als Ferment giebt es keinen tiefern Zusammenhang der Arbeit, kein rechtes Leben, keine dauernde Schöpfung; zumal dort, wo die Nationalität zerrissen oder geschwächt ist, kann er nur ein fest zusammenhaltendes Band bilden und jenen allgemeinen Arbeitszusammenhang bewirken, der zum höhern Gedeihen unerläßlich ist. Diesen religiösen Sinn ersetzt nur ungewöhnliche Energie des Staats- oder Nationalgeistes,

worin gleichfalls ein solches einendes, die Selbstsucht n
zur Hingebung für das Gemeinwohl antreibendes Pri
ist: wo aber das nationale Band gelockert und der reli
erschlafft ist, da wird man eher die taube Luft verwu
die Menschen zu gemeinsamen großen und dauernden A
gen bewegen können. Belege dazu liefert jedes Blatt der G
auch die neue Welt weist deren schon auf. Wo jene Ei
ten vereint sich vorfanden, wie z. B. in dem biblischen
gleich gewerbsamen Geiste der Puritaner, zeigen sich erst
werthe Erfolge; wo sie fehlen, sieht man auch in den
Staaten Amerika's geringere Fortschritte. Dieselbe Versc
heit fand lange und findet zum Theil noch heute zwisch
Gegenden Deutschlands und der Schweiz statt, wo die Ki
verbesserung mit dem Geiste der Sittenstrenge auch den des F
erweckt und erfrischt hatte, und denjenigen welche davon
berührt wurden; die Hauptherde der mannigfaltigen Schwe
Industrie sind die vorwiegend protestantischen Kantone Zürich, G
St. Gallen, Basel, Waadt. Selbst Belgien verliert mit der Ersch
fung des religiösen Geistes, seit der blutigen Unterdrückung
Glaubensfreiheit durch die Spanier, seine gewerbliche Überlege
heit in Europa, die es erst in diesem Jahrhunderte, wo es si
wieder einer größern Freiheit in Staat und Kirche erfreut, zu
Theil wenigstens auf dem Kontinent wieder errungen hat.

Überhaupt aber bildete das Christenthum der germanischen Welt zukommend den Schutz des Gewerbfleißes im Westen und Süden gegen die militairische Anarchie der deutschen Eroberer, in Deutschland selbst gegen die Entartung des Ritter- und Feudalwesens. Es übte einen erhaltenden und versöhnenden Einfluß aus, unter welchem allein der Fleiß und die Künste des Friedens

gedeihen konnten. Arbeit führt zur Sittlichkeit, zur Mäßigung und Tugend, und diese leiten hinwieder zur Arbeit; in dieser innigen Wechselwirkung wird die unermeßliche Straße der Bildung gebahnt, auf welcher die Menschheit aus Druck und Barbarei zur Freiheit geht — ich meine zu der Freiheit die nur auf Überwindung der Materie und rohen Natur durch den Geist dauernd begründet werden kann. Bei allen seinen schönen einzelnen Blüten ging das Alterthum unter, weil ihm der religiöse Begriff der Arbeit und der damit verbundenen allgemeinen Menschenwürde fehlte. Zwar munterte auch damals schon der Handelsverkehr die landwirthschaftliche wie die gewerbliche Erzeugung, bei ganz freiem Austausche, bedeutend auf und gab Anlaß zu Ruhm und Bereicherung vieler Städte und kleiner Staaten; allein die größeren Staaten der alten Weltgeschichte, und selbst noch des Mittelalters, zeigen wenig Wetteifer in solchem Ruhm und solcher Bereicherung. War Industrie doch meist nur den Sklaven und Parias überlassen, während wucherische Spekulanten die Anfangs- und Endfäden eng geschnürt hielten. Jene Zeit war eisern, die Künste des Kriegs wurden gepflegt, man eroberte leicht auf einen Schlag, was die kleinern Gemeinwesen in langen fleißigen Friedensjahren erworben hatten, und bei solcher Zerstörung ging nicht selten mit dem Besitz der Dinge die gewerbliche Geschicklichkeit selbst unter. Erst das Christenthum konnte, zumal nach dem barbarisch-ritterlichen Austoben der Völker des Mittelalters, mit Feststellung edlerer Menschenrechte die stille Thätigkeit der Gewerbe nach ihrem wahren Werthe für Ausbildung und Sittlichkeit würdigen. Hand in Hand mit seiner Entwickelung sehen wir ländlichen Anbau und städtisches Handwerk in Europa herrlich zunehmen, dann lange Zeit unter mannigfachen Wirren schwanken, ja eine Zeitlang abnehmen und endlich in einer neuen

Form der Industrie zu nie gesehener, doch noch nicht wieder organisirten Macht aufblühen.

Vom sechsten ins siebente Jahrhundert entstehn um Abteien und durch die Sorgfalt von Bischöfen und Priestern die beträchtlichsten Städte Belgiens, wie Gent, Bergen, Brüssel, Brügge, Lüttich, und sie wachsen bald merklich an. Unter Klotar verfertigte der heilige Eloi, Bischof von Noyon, mit eigener Hand meisterhafte Sitze aus Gold, und schmückte das Grab des heiligen Germain, Bischofs von Paris, mit erhabenen Arbeiten. Belgische Bischöfe waren auch Beschützer des auswärtigen Handels. Frommen Cenobiten, sagt der Verfasser einer Chronik von Flandern, Lesboussart, verdankt man den Ursprung der (meisten) Städte und Dörfer dieser Länder, den guten Anbau des Bodens; sie gingen überall dem Volk und auch den Mönchen voran, und dieser Einfluß reicht bis auf den heutigen Tag. Sehr wirksam für die Kultur war auch die „Brüderschaft des gemeinsamen Lebens" — eine Verbindung die ihre Wirksamkeit nicht, wie die neuern die dem Geiste der Liebe nicht immer entstammen, auf sich beschränkte, sondern auf die ganze Menschheit ausdehnte, und besonders für den Unterricht der Kinder thätig war; sie besaß im 15. Jahrhundert die erste Buchdruckerei in Brüssel.

Die Kreuzzüge, woran die Belgen lebhaft Antheil nahmen, übten auf ihre städtischen Gemeinwesen, wie auf die italienischen, einen wohlthätigen Einfluß aus. Nicht sowohl, weil ihr Gottfried von Bouillon und ihr Graf Balduin Könige wurden, der eine zu Jerusalem, der andere zu Konstantinopel — das war vorübergehend; sondern weil ihnen von dorther dauernd heilsame Wirkungen zukamen. Verschieden von den Kaisern und französischen Königen, machten die Vlamingen und Friesen, die Hauptstämme

Niederlands, nicht zu Lande oder auf gemietheten venezianischen und genuesischen Schiffen die Reise nach dem gelobten Lande, sondern auf eigenen Fahrzeugen, womit sie die Küsten Frankreichs und Spaniens umzogen, auf dem Wege also, den sie als Matrosen und Handelsleute kennen gelernt hatten. Auf diese Weise knüpften sie überall Handelsverbindungen an, trieben neben den Kriegszügen blühenden Umtausch, erstarkten zur See und kehrten nicht arm, sondern reich zurück; noch mehr, sie brachten aus dem Orient Kenntnisse aller Art in Künsten, Wissenschaften und Gewerben mit, verbreiteten sie über den Norden Europa's und begründeten ihre hohe Bedeutung für den damaligen Welthandel. Sie zuerst bauten hier Windmühlen, die heute noch die Niederlande zu mannigfaltigen Zwecken, zum Mahlen und Schleifen, Bewässern und Austrocknen bedecken; sie zuerst verfertigten kostbare Teppiche und Spitzen, noch immer neben der großen Industrie ein wichtiger Zweig des belgischen Fleißes; sie zuerst empfingen und übten die Kunst aus Baumwolle, ein seltener Flaum noch, zu weben und zu spinnen — wer hätte damals ahnen können, daß einige Jahrhunderte später die Baumwollmühlen mittelst der Maschinenkraft und des Dampfes eine Umwälzung in allen Gewerbverhältnissen der Festländer von Europa und Asien hervorbringen und das altheimische Linnengewerbe niederdrücken würden durch die halbe Milliarde Kilogramm Baumwollzeuge, welche sie über die Erde senden? Die Kreuzzüge und ihre Folgen zeigen bereits, daß es nicht gleichgültig ist, ob wir mit eigenen Schiffen die überseeischen Länder besuchen oder uns die Erzeugnisse von dort auf fremden Schiffen zuführen lassen: die Venezianer und Genuesen leisteten den Kaisern und Königen Schiffsdienste, wobei sie ihr Gemeinwesen zu größerer Blüte und Macht im Orient brachten, als die Fürsten ihre Reiche; die

Niederländer aber leisteten sich selbst die Freundesdienste und legten dadurch mit den Grund zu ihrer Weltbedeutung.

Damals war Asien der allgemeine Kampfplatz geworden, und das Abendland, Spanien ausgenommen, hatte einige Ruhe zur Pflege von Handel und Gewerben. Es war die wichtige Zeit, wo die großen Handelskörper und Städtebünde entstanden, wo die Bürger, Kaufleute und Handwerker ihre Rechte und Gildeprivilegien erlangten, die so lange die Grundlage der ganzen städtischen Bildung ausmachten. Noch in dieser Epoche, im Anfang des 13. Jahrhunderts, kömmt der Wechselbrief in Gebrauch, werden in Belgien bereits eine Menge Kanäle gegraben, wird die Schifffahrt, sowie die Bequemlichkeit dafür in den Häfen verbessert; erhält Brügge, die alte wunderreiche Hauptstadt des Landes, eine Börse und eine Seeversicherungskammer, und beginnt im Lüttich'schen schon die Ausbeutung von Kohlenminen, die an der Maas hinauf allmählich fortgesetzt wird, während sie an der westfälischen Ruhr, in dem nämlichen großen niederrheinischen Kohlenbecken, erst mehrere Jahrhunderte später anhebt. Die vom zehnten Jahrhundert an durch die Balduine eingeschlagene und streng durchgeführte Richtung in Verwaltung und Staatkunde, die Erlasse der einheimischen Erbfürsten zur Begünstigung kaufmännischer Unternehmen, der Gewerbe und Handwerker, die frühzeitige Anlage von Straßen und Kanälen, vor allem die Achtung und Selbstständigkeit der Gewerbstände, ihre Zulassung zu allen Aemtern (Brauer und Weber waren oft gefürchtete Nebenbuhler der Grafen, Herzöge und Könige, und wurden von fremden Königen wie ihre Verbündete hofirt), die gute Aufnahme fremder Verbannten, kurz eine großartige Bewegung der Arbeit, die Befreiung des Bodens und ein freies Gemeinde- und Städtewesen, das nie demokratisch genug sein kann,

weil in jeder beschränkten Örtlichkeit es doch von Haus an natürlichen aristokratischen Elementen, an Ansehen und Einfluß durch Reichthum nie fehlt — das waren die Hauptursachen der hohen Blüte, zu welcher Belgien in Gewerben, Handel, Kunst und Dichtung vom 12. bis zum 15. Jahrhundert sich aufschwang.

Dieser überlegenen Entfaltung von Macht und Reichthum der vlämischen Städte sowie dem durch das selbstständige Gemeinwesen erzeugten tapfern Bürgertrutz und Freiheitsstolz ihrer Bewohner kann man es lediglich zuschreiben, daß Flandern allein Jahrhunderte lang den Kampf gegen die französischen Könige, den Krieg zwischen Germanischem und Romanischem auf der immer am meisten bedrohten Nordwestgrenze siegreich aufnehmen konnte. Einen tiefen Blick in diese merkwürdigen nur viel zu wenig beachteten Kämpfe eröffnet uns schon das romantische Gemälde des Helden Iwein *), der im 12. Jahrhundert wesentlich dazu beitrug den Usurpator Flanderns, Wilhelm von der Normandie, welchen Frankreich unterstützte, zu vertreiben und dagegen dem berühmten Grafen Dietrich von Elsaß, den die deutsche Volkspartei gewählt, sein Recht zu erkämpfen. An solchen vlämischen Helden ist Belgiens Geschichte reich, indem dort von den ältesten Zeiten her bis auf die unsrige die deutsche Volksthümlichkeit und der echte Bürgersinn gegen die von Frankreich herüberdrohende Überwältigung rangen. Auch haben die Burgunder Herzöge mit ihrer französischen Bildung, welche die Freiheit in den nach dem Erbrecht an sie gekommenen Niederlanden (wie viel Wunden hat das durch Gewohnheit gewordene Erbrecht in den deutschen Fürstengeschlechtern unserm Vaterlande nicht

---

*) Iwein van Aelst. Gent 1842. Herausgegeben von dem verdienstvollen Blommaert.

geschlagen!), wie später am Oberrhein und in der Schweiz, zu unterdrücken suchten, im vlämischen Bürgerstande nicht weniger tapfern Widerstand als im Schweizer Bauernstande gefunden. Man lese hierüber nur die von Hrn. v. Blommaert herausgegebene Geschichte des Kampfes, den Gent in den Jahren 1450 — 1453 wider Herzog Philipp von Burgund, den Vater Karls des Kühnen, zu bestehn hatte.

Unter allen diesen Erschütterungen wuchsen jedoch fortwährend die Macht, der Reichthum und die Kunst der belgischen Städte, und unter den Burgundern, zumal Kaiser Karl V., dem „Gentner Bürger", der auch Antwerpens maritime Größe schuf, stieg Belgien zu seiner schönsten Blüte. Von den schon alten Kämpfen über den Gebrauch der niederländischen Sprache sowie von der niederdeutschen Literatur wird später besonders die Rede sein. Werfen wir hier nur einige Blicke auf verschiedene Seiten jenes reichen Kunst= und Geisteslebens, das sich in Belgien schon frühzeitig in allen Richtungen prächtig zu entfalten begann, und das im sechszehnten Jahrhundert seine volle Spitze, doch auch schon seinen traurigen Wendepunkt erreichte.

Aus der grauen vorchristlichen Zeit ist, wie gesagt, nur wenig Urkundliches auf uns gekommen. Die Gedichte der Skalden, wohl im nahen Zusammenhang mit dem alten heidnischen Gottesdienste stehend, wurden durch die ersten Verkündiger des Christenthums möglichst vertilgt, wenn diese sich sonst auch den religiösen Volksgefühlen gern anzuschmiegen suchten. Auch aus der unmittelbar folgenden Zeit ragen noch wenige vlämische Urkunden herüber. Unter den übriggebliebenen Stücken sind ein Formular von Teufelsabschwörung für die Kirche von Leptines in Hennegau, ums Jahr 743 aufgestellt; eine Übersetzung der Psalmen aus Karls des Großen Zeit; ein Lied von Hildebrand und Ha=

dubrand; die Eide von Karl dem Kahlen (842); Otfrids Bereimung der Evangelien und das Siegeslied auf Ludwig III. (durch Hoffmann aus Fallersleben herausgegeben und mit Anmerkungen von Willems in das „Belgische Museum" aufgenommen). Die Geistlichen, sich allein den Studien zuwendend, gebrauchten fast ausschließlich das Lateinische; von ihnen rühren alle Urkunden und Schriften jener Zeit her. Der Propst (Proost) von St. Donaes zu Brügge war stehender Kanzler des Grafen von Flandern, die geringern Lehenhalter aber hatten einen Kanzler für Anfertigung der nöthigen Schriften und Übereinkünfte. Auch wurden die Salischen und Ripuarischen Gesetze schon frühzeitig ins Lateinische übertragen, die Sprache aller damaligen Kanzleien. (Bekanntlich sind dahingegen das Syndrecht der Friesen, der Sachsen- und der Schwabenspiegel in der Volkssprache herausgekommen). Dieser Gebrauch des Lateinischen in Kanzlei- und Regierungssachen währte in Flandern und Brabant bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts, wo die niederdeutsche Volkssprache ihn zu verdrängen anfing. Das bekannte früheste öffentliche Stück in vlämischer Mundart geschrieben aus dem Jahre 1229 (von Willems im ersten Theil seiner „Geschichte der niederdeutschen Literatur in Belgien" mitgetheilt) enthält Staatsverordnungen des Herzogs von Brabant. Bekanntlich ward auf Vorschlag Kaiser Rudolfs I. (1286) die deutsche Sprache als die Geschäftssprache des Kaiserreichs durch die Reichsstände angenommen, und dabei beschlossen, daß alle Sachen von den Gerichtshöfen und den Staats- und Ständeversammlungen in der Landessprache sollten behandelt werden, auf daß Jeder im Stande wäre, die Anliegen des deutschen Volkes sowie der Einzelnen in eigener Sprache zu betreiben und zu vertheidigen; auch gab derselbe Kaiser eine Reichskonstitution in deutscher Sprache

heraus, welche die gegenseitigen Rechte der Fürsten, der geistlichen und weltlichen Stände, die Reichsregierung und die Pflichten der Lehenhalter und Unterthanen umfaßte.

Mit dieser staatlichen Befreiung der deutschen Muttersprache vom Lateinischen ging ihre Ausbildung und poetische Bereicherung Hand in Hand, bis sie vier Jahrhunderte später, fast ebenso wie früher der lateinischen, nun der Herrschaft der französischen Sprache wieder anheimfiel; wie denn die neuere deutsche Literaturepoche ebenfalls mit der Befreiung von dieser Fremdherrschaft beginnt, noch allerletzt in Flandern, wo der Kampf gegen das Französische eben wieder am härtesten geführt wird. Vielleicht gerade die, wälschen Angriffen am meisten ausgesetzte, Grenzlage Flanderns und Brabants lenkte hier schon frühzeitig den öffentlichen Geist auf den Anbau der Muttersprache hin und rief jene genossenschaftlichen Bestrebungen für Entwickelung derselben hervor, die unter den Namen der Rederykerkammern in den Niederlanden entstanden sind und sich bis auf unsere Tage mit frischer Wirksamkeit fortgesetzt haben — eine wahrhaft einzige Erscheinung. Diese redeheitern Vereine haben ihre Wurzeln im tiefen Mittelalter und hängen mit der ganzen sprachlichen und geistigen Entwickelung in Belgien genau zusammen; immer erscheinen sie mit den Bestrebungen für Kunst, Literatur, selbst bürgerliche Freiheit, überhaupt mit der Geschichte der südlichen Niederlande innig verbunden: oft wurden sie verfolgt und unterdrückt durch strenge Herren oder den Umschwung der Zeitläufte, immer aber traten sie bald hernach in ihrer alten Eigenthümlichkeit wieder hervor und bildeten wichtige Hebel vaterländischer Gesinnung und sittlichen Aufschwungs des Volkes. So auch jetzt: die redereichen Kammern und was sich von andern Vereinen für Gesang, Bühne, Literatur &c. ihnen anschließt, bilden von neuem die Sammel- und

Brennpunkte, den Kern für alles volkthümliche Sinnen und Streben, insonders für Pflege der durch den wallonisch-französischen Umwälzungssturm aus dem neuen belgischen Staate verschlagenen niederdeutschen Sprache.

Es wäre vergebliches Bemühen, einen bestimmten Zeitpunkt des Entstehens für die niederdeutschen Bühnenspiele, von denen viele übriggeblieben sind, aufzusuchen. Fast wie in den romanischen Ländern, dürften auch in Belgien sich manche Elemente des Drama mit vielen andern Bestandtheilen der alten Gesittung durch ununterbrochene Überlieferung erhalten haben. Die Ansicht, daß das Theater mit dem Untergang der alten Welt gänzlich verschwunden und erst nach langem Zwischenraum von neuem zum Vorschein gekommen sei, mag von dem kunstgerecht ausgebildeten Drama immerhin gelten, nicht aber von jeder Art der dramatischen Poesie und Darstellung, am wenigsten von den scenischen Spielen zur Belustigung des großen Haufens, die auch jetzt noch unter allerlei Gestalten neben der regelmäßigen Bühne fortbestehn. In Belgien ging dem Volke die Lust an mimischen Darstellungen auch in den ödesten Zeiten des Mittelalters nicht aus, und es gab deren ganz weltlicher Natur lange vor dem erweislichen Entstehn des geistlichen Schauspiels, aus welchem unsere Literarhistoriker das neuere Theater abzuleiten pflegen. Die dramatischen Keime, welche der orientalische Geist frühzeitig in den kirchlichen Ritus gelegt hatte, bildeten sich nach und nach zu einer besondern Gattung der scenischen Kunst aus, die sich biblischer Gegenstände und der Legende bemächtigte, um religiöse Eindrücke durch starke sinnliche Mittel hervorzubringen. Nicht weniger bekannt als diese „Mysterien" des Mittelalters sind die sogenannten „Moralitäten", worin dem Volke statt der lebenswarmen biblischen Handlung gewöhnlich nur eine von

bleicher Aszese durchfröstelte Allegorie geboten ward. Die Mysterien wurden in Belgien sehr lange an Feiertagen selbst in den Kirchen dargestellt, sie hingen mit dem gesellschaftlichen Leben der damaligen Zeit vielfach zusammen, und übten auf das weltliche Drama, dessen Überbleibsel fast überall hauptsächlich in dialogischen Gedichten und in Schäferspielen ohne viele Handlung bestehe, bedeutenden Einfluß.

Die rhetorischen Kammern waren nun der schönen Literatur und der Bühne sich widmende Gesellschaften, die von den städtischen Behörden, nicht selten selbst vom Staat unterstützt wurden. Sie führten an bestimmten Festtagen, bei den Besuchen oder Huldigungen der Fürsten und bei andern erfreulichen Ereignissen, Schauspiele auf. Diese bestanden theils in ernsten Stücken, den sogenannten „Abelspelen“, theils in lustigen und possenhaften, in „Boerden“ (mit etwas groben Helden), „Sotternien“ und „Kluchten“ oder Schwänken. Während des sechzehnten Jahrhunderts waren die „Sinnspiele (Spelen van Zinne)“ sehr im Schwange, wie mehrere auf uns gekommene Dichtungen deutlich zeigen, die bei den damals ausgeschriebenen „Landjuweelen“ oder Wettkämpfen, z. B. in Gent 1539, in Antwerpen 1561, im holländischen Haerlem 1607, gespielt wurden; man sah diese allegorische Form als die vollkommenste an, um die sittliche Entzweiung des Menschen vorzustellen, und diese Frage künstlerisch zu lösen. Außerdem bestanden die Hauptübungen der Kammern noch im Dichten besonders von Liedern und Balladen über Gegenstände, welche sie untereinander in ihren dreiwöchentlichen Versammlungen wechselweise ausschrieben. Im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts sehen wir durch das ganze Land Rederykerkammern entstehn, zu Brüssel allein sieben: das „Boek“, der „Maria-Krans“, die „Koornbloem“, die „Veld-

bloem (oder Violette bloem)", die „Lelie", der „Olystak (Öl-zweig)", und der „Wyngaerd"; von diesen blühte die Veldbloem noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts, wo sie jährlich ihre gewöhnlichen vlämischen Schauspiele aufführte; ja der Olystak und der Wyngaerd bestehn noch heute und bilden mit vielen neuentstandenen Vereinen wieder die Pfleger der niederdeutschen Bühne. Das Mariakranskén wird häufig für die älteste Rederykerkammer von Brüssel gehalten (Kops indeß setzt seine Stiftung erst ins Jahr 1482), und es besteht noch immer, doch nicht mehr als literärer Verein, sondern als geistliche Brüderschaft in der Kirche von St. Gery; rührte die mit einem Theil der Bibliothek des Hrn. Lammens zu Gent verbrannte Handschrift (Willems besaß glücklicher Weise eine Abschrift davon und ließ sie im Belgischen Museum abdrucken), welche ein allegorisches Mysterium „de eerste Bliscap (Freude) van Maria oder de Boodscap" enthielt, von dieser Kammer her, so bestand sie schon vor 1450, da dieses Mysterium zur Zeit Herzogs Philipps des Guten, als sein Sohn Karl bereits vermählt war, zur Aufführung kam; in dem Prolog desselben wird auch gesagt, daß alle sieben Freuden Maria's scenisch behandelt und von Jahr zu Jahr aufgeführt werden sollen:

Ende altemet jaerlicx soe 't behoert,
Sonder verlet ende sonder discoert,
Soe meinen wier vort, ter stat beveelne,
Verstaet myn woert, noch VI. te speelne,
Al es de Boetscap 't principale
Ons speels — — — —

Die Brüsseler Kammer das „Boek (Buch)" ward im Jahr

1401 gestiftet und hatte zum Sinnspruch: „Om beters wille“. Herzog Johann der Gute war Mitglied dieser Genossenschaft und wohnte häufig ihren Verhandlungen bei. Auch Philipp der Schöne, der nach dem Beispiel seines Vaters Maximilian die niederdeutsche Literatur liebte und förderte, war als ihr Gildebruder eingeschrieben, setzte mehrmal selbst Preisfragen aus und krönte die Sieger; im Jahr 1493 schenkte er den ersten Preis, der in einem schönen güldenen Ring mit kostbarem Diamant bestand und von dem damals gefeierten Dichter Jan Van Dale (sein Gedicht: „Die ure van den dood“ ward 1601 zu Antwerpen wieder gedruckt) gewonnen ward. Unter den Wettfesten, die das Boek zu Brüssel veranstaltete, gedenkt Kops auch eines Ringstechens auf dem Brüsseler Markt am 5. Mai 1537, wozu die Rederykerkammern und die Musikschulen (ungefähr dasselbe, was jetzt unsere Liedertafeln) eingeladen waren; Hunderte Rederyker und Sänger erschienen zu Pferde beim Spiel, die Koornbloem errang den ersten Preis. Man sieht aus diesen wie manchen andern Angaben, daß auch gymnastisches Spiel und Turnen den Rederykern nicht fremd war. Am 12. Junius 1539 hatte ein großer Preiskampf zu Gent Statt, wobei unter andern die Frage scenisch zu beantworten war: was gereicht dem sterbenden Menschen am meisten zum Troste? In dem Sinnspiele, welches das Boek bei dieser Gelegenheit zum Besten gab, kamen folgende allegorische Personen vor: der menschliche Verstand, der religiöse Sinn, die alte Schlange, der sterbende Mensch, das lebendige Wort, Gott der Vater, Christ am Kreuze, Glaube, Hoffnung und Liebe; doch errang diese Kammer nur den fünften Preis, der in zwei silbernen Schalen bestand. Die damals zu Gent aufgeführten Sinnspiele und die vorgetragenen Dichtstücke ernsten und komischen Inhalts (die „Refereinen“) erschienen im näm-

lichen Jahr in zwei Sammlungen, die später beide von der spanischen Censur auf die Liste der verbotenen Bücher gebracht wurden, als aufrührerische und irreligiöse Begriffe enthaltend — zum Beweise, daß die reformatorischen Bestrebungen auch in diesen Vereinen Wurzel geschlagen. Auf einem Landjuwel zu Brüssel im Jahre 1532 wettkämpften vierzehn Kammern der Rhetorik, die von Mecheln und Antwerpen gewannen die Preise des schönsten Einzugs, Mecheln den ersten Preis des Landjuwels, Diest den zweiten, Bergen-op-Zoom den dritten. Am 1. Mai 1558 gab das Brüsseler Boek zu Ehren des Landvogts Emmanuel Philibert von Savoyen, als er zum König der Kolvenier ausgerufen worden, ein prächtiges Schauspiel. Ein reich geschmückter Triumphwagen, von acht befittigten Pferden gezogen und durch eine große Schaar Rederyker zu Pferde begleitet, zog nach dem Stadthause, auf dem Wagen saß ein junges Mädchen die Göttin Flora darstellend, mit einem Maienbusch in der Hand; ihr rechts zur Seite war Zephyrus, links Aurora, während Phöbus sie von oben umleuchtete; beim Stadthaus angelangt, bot sie dem Herzog den Maizweig an, wofür sie von ihm mit einem Kusse belohnt wurde. Als eines der glänzendsten Feste dieses sechzehnten Jahrhunderts kann der Landjuwel gelten, welcher im Jahr 1561 zu Antwerpen durch die Rederykerkammer der „Violieren (Levkoyen)" gegeben wurde. Der Einzug am 3. August war überaus großartig, die Violieren waren ihren fremden Brüdern entgegengezogen und eröffneten nun, 65 an der Zahl, alle zu Pferde in kostbarer Tracht, den Zug; ihnen folgten in gleichem Prunke die beiden andern Antwerpener Kammern die „Goudbloem (Goldblume)" und der „Olystak", denen sich dann die Rederyker von Bergen-op-Zoom, Mecheln, Lier, Herenthals, Vilvoorde, Diest, Zuid-Leeuwe, Löwen, 'sHerzogenbusch und

Brüssel anreihten. Die letztern überboten alle andern an Staat und Pracht, gewannen auch den Preis der für die am reichsten und geschmackvollsten geschmückte Genossenschaft ausgesetzt war; ihr Zug bestand, erzählt Kops, aus 340 Rederykern zu Pferde, gekleidet in karmosinrothe, mit Silber gestickte lange Kasakken, weiße Wämser, goldumflochtene Gürtel und rothe Hüte in Form von Helmen, sodann aus sieben römischen Siegeswagen und noch 78 andern Wagen, alle mit rothem, weißgestreiftem und gerändertem Tuch überdeckt, und geleitet von Wagenlenkern in rothen Mänteln. Den Brüsselern that es an Pracht und Geschmack die Pioene-Kammer aus Mecheln nahe gleich, die mit 326 Rederykern zu Pferde, sieben hochgeschmückten und sechzehn andern Wagen heranzog. Im Ganzen zogen nach dem Feste zu Antwerpen aus elf Städten 1473 Rederyker zu Pferde, 21 Siegswagen und 196 andere Wagen. Für das Sinnspiel war die Frage ausgeschrieben: „wat den mensche aldermeest tot kunste verweckt“; diesen Preis errang die Kammer „Rose“ von Löwen, den Landjuwel (denn mit diesem Namen feierte man in solchem Wettstreit den Preis) für das Lustspiel aber der „Vierige Doorn“ von Herzogenbusch. Am 24. August desselben Jahres ward zu Antwerpen noch ein „Haagspiel“ gehalten, bei dem die Brüsseler Koorenbloem den Landjuwel davon trug. Von dieser Zeit an macht sich eine rasche Abnahme dieser sinnigen Volksfeste bemerkbar, es war eine trübe Periode der Wirren und der Gewaltsamkeit eingetreten, die, wenn sie die Kunstblüten auch nicht gleich knickte, doch mit einem frischen Geistesleben und dessen freier Abspiegelung in der Literatur und auf der Bühne unverträglich war. Das Wettfest zu Mecheln im Jahre 1620 kann als eine der letzten noch etwas von altem Glanz umhüllten Zusammenkünfte dieser belgischen Genossenschaften angesehen wer-

den; das Buch, worin die Gedichte dieses Wettstreites gesammelt sind, führt den verdächtigen Titel: „de Schatkiste der Philosophen en Poëten“. Im Jahr 1650 schrieb der Brüsseler Mariakranz die Preisfrage aus: was besser sei, Friede oder Krieg? Wilhelm van der Borcht stritt mit und gab seine Antwort in dem Trauerspiel „Rosimunda“ heraus.

Vielleicht hat kein Land zu dem, in mancher Hinsicht freilich zweideutigen, Ruhme des sechzehnten Jahrhunderts verhältnißmäßig so viel beigetragen als die Niederlande. Auf jedem Gebiete begegnen wir dort Sternen erster Größe, auf dem der Kunst, der Wissenschaft, selbst des Kriegsruhms, und zwar eines sehr gerechten, denn die militairischen Heldenthaten sind nur dann wahrhaft rechtmäßig und fleckenlos, wenn sie die Vertheidigung des Vaterlandes, der Rechte und Freiheiten des Volkes zum Ziele haben. Welch eine glänzende Zahl Gelehrter hatte Belgien in dieser seiner großen Epoche aufzuweisen! Da beschleunigten Simon Stevin, dem seine Vaterstadt Brügge jetzt ein Denkmal errichtet, Ortelius, Mercator, Van Helmont, Vesale, Dodoneus durch wichtige Entdeckungen und scharfsinnige Beobachtungen die Fortschritte der Wissenschaften; das Studium der Litteratur, die Kenntniß der Alten aber förderten im ersten Rang Männer wie Putranus, Justus Lipse, Divoeus, Erasmus &c., die alle wesentlich dazu beigetragen, dem Zeitalter eben den Namen der Wiederaufblühung der Wissenschaften zu verschaffen. Niederländer treten unter der Zahl der berühmtesten Lehrer, zumal in den klassischen Sprachstudien, auch an den Universitäten von Frankreich, Deutschland, Italien und Spanien hervor, und Löwen galt damals als die Musteruniversität. Wenn die Baukunst in Nachahmung des Antiken absprang, so nahm in den Niederlanden die Malerei doch einen neuen Aufschwung, deren Meisterwerke

dort aufzuzählen unmöglich wäre. Weniger sind die musikalischen Werke älterer niederländischer Meister bekannt. Dennoch stand auch die niederländische Schule der Musik einst im höchsten Rufe, und sie prangte bereits in reichster Blüte, als die verschiedenen Abzweigungen der italischen Schule gleichsam noch im Keime verschlossen waren, dessen Aufgehn dann die Leistungen der Niederländer in den Hintergrund treten ließ. Die nun seit mehreren Jahren wirksame „Gesellschaft zur Beförderung der Tonkunst in den Niederlanden" wendet reiche Mittel auf, um für die Musik wieder lebendige Theilnahme zu wecken; sie läßt auf ihre Kosten nicht bloß große Werke jetzt lebender niederländischer Komponisten im Stich erscheinen, sondern sucht den Zeitgenossen auch dasjenige ins Gedächtniß zurückzurufen, was in frühern Jahrhunderten auf diesem Gebiete von niederländischen Meistern, wie Jakob Klemens (non Papa), Christian und Sebastian Hollander, Hubert Waelrant, Adrian Willaert (dem Stifter der venezianischen Tonschule, geb. 1492 zu Brügge, gest. 1563 zu Venedig, der zuerst für eine größere als bisher gewöhnliche Anzahl von Stimmen, nämlich für sechs und sieben, setzte, und dem auch die Erfindung der Doppelchöre zugeschrieben wird) und anderen Werthvolles geschaffen worden, und das sich größtentheils nur in wenigen seltenen Exemplaren in Bibliotheken zerstreut vorfindet *). Namentlich soll in den Werken des Jakob Klemens, der als Mönch in einem niederländischen Kloster gelebt, die Stimmführung überall den Meister bekunden, und die harmonischen Wendungen sollen oft wunderbar lieblich und schön sein, ohne daß es ihnen an erhabenem Gefühl und Ausdruck fehlte.

*) „Collectio operum musicorum Batavorum saeculi XVI. Edidit Franciscus Commer. Sumptibus societatis Bataviae ad musicam promovendam".

In allen jenen Beziehungen übten die Niederlande natürlich eine vielfache Einwirkung auf das übrige Deutschland aus. Flandern vorall ist eine alte Heimat der Lieder und des Sangs wie der Farben und der Kunst. Zugleich gab es von Alters her ein geistiges Verbindungsglied zwischen Deuschland und Frankreich ab. Denn obwohl seine reiche epische und lyrische Dichtung wesentlich gewiß aus volksmäßiger Poesie und Musik entsproßen, so ward sie doch von dem romanischen Süden aus mit befruchtet; war ja auch die nahe Champagne sehr liederreich, und wir wissen, daß ein Herzog von Brabant zugleich an französischer und deutscher Lyrik Theil nahm. Ebenso führen uns, bezeichnend genug, die ältesten Denkmale hochdeutschen Schriftenthums und Dichtung nach dem jetzt schon fast zwei Jahrhunderte französischen Elsaße *), wo namentlich unter den ritterlichen Hohenstaufen der Meistergesang die eifrigste Pflege fand, besonders zu Straßburg und Kolmar; auch dort machte in den Anfängen romanischer Einfluß sich geltend. Mit jenen befruchtenden Keimen wurden über die Grenzlande auch französische Sitte, Kleidertracht und Tanz, Turnier- und Ritterwesen, höfisches Leben, auch schon Fremdwörter und Gallizismen im 12. und 13. Jahrhundert nach Deutschland herübergezogen; doch entfaltete sich die deutsche Lyrik und Musik im Niederlande wie im Oberlande bald weit allseitiger und reicher als in Frankreich. Jenes Doppelverhältniß in allen Dingen ist Belgien eben natürlich: thatkräftig für das Eigene auf der gei-

---

*) Der Elsäßer Otfrid von Weißenburg, dessen um die Mitte des 9. Jahrhunderts geschriebenes Evangelienbuch eines der ältesten Denkmale des deutschen Schriftenthums bildet, steht in der ersten Reihe der Dichter, welche der deutschen Poesie durch die Einführung des Reims und der Strophenabtheilung ein neues Gewand gaben — eine Veränderung von etwas zweifelhaftem Werthe. Vgl. W. Wackernagels Gallerie der alten elsäßischen Dichter.

stigen und nationalen Markscheide wachend, war ihm doch zugleich die große Aufgabe zu vermitteln geworden. Erst durch die freie Anerkennung dieses Naturverhältnisses erscheinen auch die neuern preiswürdigen Bestrebungen der Vlamingen für Erhaltung ihrer höchsten Besitzthümer, Sprache und Sitten, in ihrer vollen Bedeutung. Wer weiß, was die nächsten Tage uns bringen aus West oder Ost, und wofür es noch alles gut ist?

Doch verfolgen wir etwas näher die Geschichte der vlämischen Kunst, die, weil sie in Belgien echt volkthümlich war, in der Regel parallel läuft mit dem Geschicke des Volkes selbst und seiner Sprache. Die vlämische und holländische Kunst hat manche Geschichtsschreiber gefunden. Bis vor kurzem, wo Alfred Michiels „Histoire de la peinture Flamande et Hollandaise“ erschien, war das einzige umfassendere belgisch=französische Werk darüber das von Descamps, ein ziemlich trockenes, wesentlich aus den Originalbiographien gezogenes Buch; die vlämischen, holländischen und deutschen Schriften über dieselbe Materie haben mehr Werth. Michiels philosophirt gern, und sucht die nationalen Kunstrichtungen, oft mit Glück, aus der Natur des Landes und seiner Bewohner, gleichsam aus den physischen Kategorien, diesen verschleierten symbolischen Typen der Geschichte, abzuleiten oder doch zu erklären. Die Kunst, wie die Gesellschaft, wie der Mensch, ist kein Erzeugniß des Zufalls, alles in der Welt geht aus einem Keime hervor und ist ein Ergebniß, nur der Schöpfer nicht. Um eine Sache zu begreifen, muß man also die Gesetze ihrer Bildung, ihr Wesen zu erkennen suchen, nicht bloß das Äußere; man muß wissen, warum sie sich eher in die eine als die andere Form kleidet, was nur aus allgemeinen Ursachen, nicht aus genauester Einzelkenntniß erklärt werden kann, die daher oft unfruchtbar bleibt. Der bloß äußere Kenner fährt auf

finsterm Meere das Spiel des Windes, er enthüllt kein Prinzip, erleuchtet keinen geheimnißvollen Punkt. Darum hat Hr. Michiels Recht, wenn er zuerst nach den schöpferischen Kräften forscht, welche die Hervorbringer belebten und ihnen die Werke einflößten, wenn er gleichsam der Arbeit lauschen will, durch welche die Natur den Genius erweckt, gemäß dem Klima, der Örtlichkeit, den Zeiten. Das nordische Licht spielt eine Hauptrolle bei dieser Erklärung: es verdichtet, beschattet gleichsam die Farben, mischt sie durch die Energie der Stralenbrechung, mit Hülfe des Nebels, worin es sie taucht; es schattet die Härten ab und mildert die Konturen. Ein solches Licht erleichtert daher die Arbeit des Koloristen, kein Wunder, daß beinahe alle Maler des Nordens dafür ein großes Talent kundthun, daß selbst die vorragenden italienischen Koloristen dem Norden am nächsten unter den Wolken der Alpen und den Nebeln der Lagunen lebten. Keine Schule hat es in der Täuschung der Natur weiter gebracht als die niederländische, weil keine die Gesetze des so wesentlichen und so schweren Theils der Kunst, den man „Helldunkel" nennt, besser gekannt als sie — Gesetze, die von ihr entdeckt, bestimmt und den andern Schulen mitgetheilt worden sind. Auch das rege öffentliche Leben sowie das innige Familienleben der Niederländer spiegelt reich ihre Kunst; die Fruchtbarkeit der niederländischen Malerei an solchen Scenen, ihre Naivetät und Genauigkeit dabei, verbunden stets mit wunderbaren Natureffekten, ist wahrhaft erstaunlich. Ebenfalls ist der Menschenschlag von Bedeutung; eine schöne Rasse ebnet oft den Weg zum Ideal; doch darf dies nimmer ein ganz abstraktes werden, denn überall muß die Kunst vom Volksmäßigen ausgehn. Michiels schildert die Holländer, deren allgemeines Bildniß er in dem des Erasmus ziemlich treu wiederfindet, mit weniger lebhaften Farben als die Südnieder=

länder, doch auch diesen schmeichelt er nicht. Die Vlamingen sind blond, sagt er, bald hell kastanienbraun, bald dunkelroth, das für's Auge nicht unangenehm ist; die Kinnbacke ist stark, das Kinn entwickelt, der Bart dünn, der Mund groß; überhaupt hat der untere Theil des Gesichts einen schweren und materiellen Ausdruck, den die Breite desselben noch vermehrt. Dagegen sind die Züge welche den Menschen am meisten auszeichnen, im Ganzen schön: die Natur bildet mit Sorgfalt die Augen, die meist braun und voll Glanz sind, die Nase und die Stirn; die Schläfe treten stark hervor, worin die Liebe zur Kunst und das Talent, das ihren Anbau fordert, sich andeuten sollen. Der Wuchs ist hoch, die Haut weiß, die Farben lebhaft. Jene fetten, dickbäuchigen, fleischigen Menschen, wie sie der besondere Geschmack von Rubens, Jordaens und ihre ganze Schule darstellte*), sind in Flandern nicht zahlreicher als in Frankreich oder Deutschland und haben mit dem vlämischen Menschenschlag nichts zu schaffen.

Über der ersten Kunstepoche der Niederlande liegen noch immer viele Schatten verbreitet; selbst Karl Van Mander, der beste Historiker der vlämischen Malerei, bekennt in dieser Hinsicht das unzureichende Wissen. Zwar hat Michiels sich nicht gescheut, jene Dunkelheit zu erhellen und den Zustand der Kunst in Belgien von der Ankunft der Römer und den Altären von Sandraudiga und Nehalenia bis zu den Gemälden der Brüder van Eyck zu verfolgen; doch er stützt sich dabei hauptsächlich nur auf die gemalten Kirchenfenster, einzelne Bilder und die Ausmalungen der Handschriften, die selbst nichts von der Kunst enthalten. Wie im Mittelalter alles geistige Leben religiös durchdrungen war,

*) Rubens konnte übrigens auch zartschöne Körper malen, wie man sich namentlich auf dem Madrider Museum überzeugt.

wie das Drama, die scenischen Spiele, der Gesang und die Musik mit dem Gottesdienste verbunden waren, so hat sich auch die Kunst, vielleicht in noch höherm Grade, im Bunde mit der Religion und der Kirche entfaltet. Man weiß wie der gothische Dom in seinem Spitzbogenstyl so wunderbar dem mittelalterlichen Gottesdienste und den Mysterien des Christenglaubens entspricht, wie er das Sinnbild ist des innig erhabenen Glaubensschwungs unserer Vorväter, und wie fast jeder Stein an ihm den Stempel ihrer tiefen Überzeugung trägt. Bekannt ist auch wie der deutsche Baustyl hinzusinken begann unter der Erinnerung an die griechischen und römischen Bauordnungen, die unter Karl V. aus dem Süden allmählich nach Belgien drangen in dem Jahrhundert, das man in dieser Hinsicht mit Unrecht als das der Wiedergeburt begrüßt, und wogegen erst mit Beginn unseres Jahrhunderts der Rückschlag angefangen. Es war nicht mehr der reine Styl, griechische oder römische Zierrat mengte sich unter das phantastische Laubwerk der schlanken himmelstrebenden Säulen, die Spitzbogenform der Fenster verplattete sich, die dünnen und luftigen Pfeiler wurden ineinandergedrungen und schwer: es war die Pfropfung des heidnischen Styls auf den christlichen. Der Einfluß des Antiken auf die Malerei war nicht so verderblich; doch wird von vielen das Verschwinden der naiv-frommen deutschen Kunst um so mehr bedauert, als sie offenbar noch einer großen Entwickelung fähig war. Ihr Verfall schreibt sich weniger von dem Einflusse des Antiken als von der Nachahmung der Italiener her. Die einfältige, kindliche und gewissensvolle Weise der Hemling, Van Eyck, Metsys, der Meister am Rhein, in Nürnberg, Augsburg, Ulm ward breiter, loser, eleganter, fiel nun rasch der Nachahmung zum Opfer, und die Reformationskämpfe schienen auch die Lust an der Kunst auszulöschen. Man hat

mit Recht gesagt, Rubens zeige zwar weniger tiefreligiöses fühl und fromme Zartheit wie jene ältern Meister, aber mehr Genialität, frische Sinnlichkeit und Malverdienste. wenn dieser große Meister nicht erschienen wäre und wenig auf Augenblicke, unter Albert und Isabel, auf's neue v Glanz über die Welt ausgestralt hätte?

Ja, binnen vierhundert Jahren glänzen die vlämischen La dreimal in der neuern Kunstgeschichte, jedesmal epochemache mit bewundernswürdigen, unter sich verwandten Werken a Jeden dieser Glanzpunkte trennen zwei Jahrhunderte vom näc sten: im Jahre 1430 steht Johann Van Eyck, 1630 Rubens seiner höchsten Kraft, und an das Jahr 1830, wo Belgien seine Wunsch auf Wiedererringung staatlicher Selbständigkeit in Erfül- lung gehn sah, schließt sich der Aufschwung der jüngsten belgischen Kunst an. Die eigentlichen schöpferischen und befruchtenden Gründer der vlämischen Malerei sind die Gebrüder Van Eyck und Hemling, deren Heimatstätte die alte Hauptstadt Brügge war. In ihren Bildern liegen die nachfolgenden Richtungen der Kunst, zumal der nordischen, alle neuen Gattungen der Malerei in Natur und Geschichte, in Darstellung des ernsten und des heitern menschlichen Daseins, wie im Keim und als Ahnung ausgesprochen. Indem sie ein bisher ungewöhnliches Bindemittel der Farbe zuerst mit vollkommener Zweckmäßigkeit anwandten, vielleicht auch entdeckten, gewannen sie die Möglichkeit, die Natur in früher nicht geahnter Wahrheit darzustellen, die Menschengestalt aus dem Goldgrund oder dem einfärbigen Hintergrund zu lösen und ihre in wirklichen, das Licht zauberhaft zurückwerfenden Umgebungen „mit dem Reize der Bewegung hineinzustellen". Die Landschaft, die sie zuerst als Hintergrund für Heiligengeschichten hereinzogen, löste sich allmählich von diesem

ihrem frommen Ursprung ab, um als selbständige Gattung aufzutreten; die meisterlich ausgeführten Geräthe, Speisen, Thiere und andere Nebendinge führten die Nachfolger der Van Eyck auf's Stillleben, auf's Thierstück, auf die Intérieurs, in denen später die Holländer den Preis errangen; ihre gemüthvoll bürgerliche Auffassung religiöser Stoffe gab Anlaß zur Ausbildung des weltlichen Genrestückes, während der kraftvoll edle Natursinn, womit sie den Menschen zur Anschauung bringen, schon dem weltlichen Historienbilde vorarbeitete. Das Kennzeichen der vlämischen Malerei, gleichsam ihr Eigenthum, besteht überhaupt aber in einer naiven germanischen Art der Anschauung und in einem kräftig freudigen Sinn für das Leben der Farben.

Dieser frische, ursprüngliche, volkseigene Sinn, der in Rubens allumfassendem Genius zugleich seinen kühnsten, reichsten und höchsten Ausdruck fand, ging zu verschiedenen Zeiten verloren. Schuld an dem ersten Verfall nach dem Tode jener Meister hatte, wie gesagt, die Nachahmung der Italiener. Die oberdeutschen Schulen geriethen etwas später auf dieselbe Irrbahn, zum Nachtheil der gesammten vaterländischen Kunst, wie man sich z. B. hinsichtlich der schwäbischen Schule in der bezüglich dieser einzig dastehenden Augsburger Gallerie schmerzlich überzeugen kann.

Unsere Maler, statt die tiefen wundervollen Keime in dem einfachen Erbe ihrer Väter selbständig zu einem Baume reicher Kunstblüten zu entfalten, stürzten sich kopfüber in das wälsche Element und wurden blasse Nachahmer einer Schule, deren Genius sie nie beherrschen lernen konnten. Der deutsche Kunstgeist ward von dem weiter vorgeschrittenen italienischen völlig überwunden, und hat seidem sich von diesem Banne nie wieder völlig zu befreien vermocht, selbst nicht in der neuesten Zeit. Denn

das Nationale liegt im Allgemeinen weniger in den Gegenständen als in deren Behandlung. Zwar hat die wahre Kunst, als eine Tochter der Zeit, ihre Nahrung unmittelbar aus dem Boden des Lebens zu ziehen; allein dies Verhältniß ist ein naives, sich von selbst gestaltendes, nicht ein von den Gesetzen und Ansprüchen des Lebens nach Inhalt und Form abhängiges; die Kunst hat nur immer ihrem eigenen innewohnenden Genius zu folgen und nicht für ihre Beziehungen zum Leben zu sorgen, die dann als natürliche Folgen aus den Gesetzen beider doch niemals ausbleiben können; ja, je freier sie sich auf den eigenen Bahnen bewegt und entfaltet, je gewisser gelangt sie mit dem Leben zu inniger Gemeinschaft und Verständigung. Wenn die deutschen Künstler bis ins 16. Jahrhundert größere, durch Haltung und Styl den heutigen überlegene Werke hervorbrachten, so hat wohl der Umstand, daß die Deutschen damals mehr Nation waren als heute, Antheil an diesem Vorzuge; ja das Schwanken unserer neuern Kunst, ihre Abhängigkeit bald von Theorien, bald von dieser und jener Gewalt der Zeit ist, hat man sehr richtig gesagt, weit weniger wunderbar, als wenn es wirklich irgendeine große Bestrebung gäbe, bei welcher der Mangel an Einheit, den Deutschland so schmerzlich an sich empfindet, nicht zum Vorschein käme. Lebende Maler, achtungswerthen Zeitregungen folgend, suchen sich den nationalen Boden zwar durch Wahl national geschichtlichen Stoffes zu geben, doch darin giebt sich eher ihre Verlegenheit als eine glückliche Abhülfe zu erkennen; mit dem nationalen Gegenstande hat man noch lange nicht die Sache, die nationale Kunst, die sich vorzüglich in der durch die Behandlung sich ausprägenden Anschauungsweise erweist. In jenen Zeiten, als unsere niederdeutschen und oberdeutschen Künstler ganz deutsche Bilder malten, ging keiner von ihnen auf die Wahl deutscher Gegen=

stände aus. Regt der Anblick eines Bildes von Dürer oder einem der Holbein, von Rubens oder einem der Van Eick das Bewustsein unserer nationalen Gemeinschaft, das Gefühl unserer Deutschheit nicht tiefer in uns an, als es die heutigen Bilder vaterländischen Inhalts von der Herrmannsschlacht bis zu den Befreiungskriegen im Stande sind?

Als das Haupt der brabantisch-italienischen Schule gilt Franz Floris, von seinen Zeitgenossen der „belgische Raffael" zubenamst — ein sicheres Zeichen der Erschlaffung jener Zeit. Immer steht es schlimm um die einheimische Kunst, wenn sie zur Bezeichnung ihres Vertreters nach einem ausländischen Namen greift; im sogenannten güldenen Zeitalter der französischen Kunst, wo der große Ludwig als griechischer Gott abgemalt ward, gab es auch einen französischen „Phidias" und einen französischen „Sophokles". Der Romanismus rang damals in Belgien vorzüglich unter dem Panier der Kunst mit dem Germanismus, und schon drohte dieser niederzusinken — da erschien Paul Rubens, und der Sieg hatte sich gewandt. Nach langer Zwischenpause nimmt Rubens in der deutschen Kunstwelt wieder für Jahrhunderte eine gebieterische Stellung ein und, mit seinem belgischen Volke auf dem erschütterten, aber durch die spanische Rückeroberung wieder gefesteten Boden des katholischen Kirchenthums stehend, führt er das germanische Element der Naturempfindung sowie die höhere Auffassung und Individualisirung der Charaktere zur höchsten Sinnenfülle und Thatkraft durch; während die gleichzeitigen Holländer durch ihren Protestantismus, der ihnen die Berechtigung des Weltlichen aufschließt, zu jener im Kleinen so großen Meisterschaft der Naturbeobachtung fortgeleitet werden. Er, der große deutsche Künstlergeist, unter den Malern aller Zeiten an Mannigfaltigkeit der Stoffe der ein-

bildungsreichste, an Fülle der hingestellten Werke schöpferisch wie keiner vor und nach ihm, in jedem Zweige der Malerei gleich kühn und bahnbrechend — er, der unerreichte Meister der Gestaltenschöpfung, darum der Malerkönig wie Shakspeare der Dichterkönig — Rubens beherrscht kraft dieser Allseitigkeit, die sich mit einer bis dahin nicht erhörten Leichtgkeit des Technischen und mit umfassenden Kenntnissen *) verbindet, eine endlose Reihe der Nachfolger, und sein Einfluß macht in fast allen seitdem aufgeblühten Schulen sich geltend. Obwohl von Köln gebürtig, ward doch Belgien sein wahres Vaterland, und nur auf diesem reichen Kunstboden ist Rubens in seiner Ganzheit und vollen Größe kennen zu lernen; besonders in den Bilderschätzen Antwerpens, damals vielleicht noch der glänzendsten Handelsstadt des Nordens, scheint seine Kunstseele diesseits in ewiger Glorie zu weilen. Doch wetteifern die zahlreichen Rubens im Madrider Museum (sowie einige in München, aus Düsseldorf stammend) mit den schönsten in Belgien, wie ich denn überhaupt glaube, daß sein Aufenthalt in Spanien und der mäßigende Einfluß der spanischen Schulen, die nicht minder hoch stehen durch ideale Naturwahrheit und Frische der Anschauung, als durch mystische Schwärmerei, echten Witz und Humor, alles im nationalen Gepräge, auf seinen Genius nicht genug beachtet sind.

Nach Rubens Tode (1640) theilten sich die Schüler in die Herrschaft des Meisters. Das rasch sinkende Antwerpen, durch

*) Er soll sieben Sprachen geredet haben; er schrieb ein Buch über Architektur, Abhandlungen über die Farben, die Perspektive, Optik, Anatomie; er gründete die Schule der Bildgrabekunst in Antwerpen; dabei war er Weltmann, versah zur Abwechselung diplomatische Geschäfte am spanischen und englischen Hofe, und ließ beim Malen sich wohl aus lateinischen Klassikern vorlesen.

den westfälischen Frieden vom Meere abgesperrt, hörte auf, der Mittelpunkt dieser Schule zu sein; — sie zerstreute sich, und ihr Vaterland selbst schien ihre Spuren zu verlieren. Fünfundfünfzig Jahre nach Rubens Begräbnisse starb in Belgien der letzte bedeutende Maler seiner Schule, Erasmus Quellin. Fortan unterlag die vlämische Malerei denselben leidigen französischen Einflüssen, denen die vlämische Sprache unterliegen mußte, bis die Umwälzung von 1830 beide zugleich aus langem Schlummer wieder aufweckte, das enge fremdmodische Kunstkleid gelüftet oder ganz abgeworfen und die fremden Ketten, natürlich nicht ohne wilde Hast und Lust, zerbrochen wurden. Auf den übrigen Gebieten der Kunst sah es gleich traurig aus. Unter Ludwig XIV. sank mehr und mehr der Geschmack in der Baukunst, man verpfuschte selbst die Griechen, indem man ihnen nachahmte; namentlich wich man von den strengen Verhältnissen der griechischen Architektur ab und brach ihre reinen Linien durch die unschönen Züge des jenem Jahrhundert eigenen Laub- und Schnitzwerkes. Unter der nachfolgenden Regierung ward es noch ärger mit dem Geschmack wie mit dem Sittenverderb des Hofes. Wie die Italiener Dante, Tasso, Petrarca die ersten Repräsentanten der höchsten geistigen Blüten des gläubigen katholischen Mittelalters sind, so erscheinen die Franzosen Voltaire, Diderot, d'Alembert mit einigen andern geistreichen materialistischen Weltweisen als die Spitzen der entgegengesetzten, in Verstandeskritik, Negation und Unglauben umgeschlagenen katholischen Welt, von denen beiden die deutschen Reformatoren mit ihrer feurigen glaubenerfüllten Kritik und ihrem volsmäßigen Geiste sich wesentlich unterscheiden. Je weniger noch von Christenthum und von christlicher Kunst, oder doch nur spottweise, die Rede war, desto mehr sprach man von den Göttern der Alten und ihrer Kunst, und jedes Gebäude

aus jener Zeit trägt die Kennzeichen davon an oder auf sich, wie wenn das Heidenthum wieder erstanden wäre; da strotzt alles von Kupiden, Venussen, Najaden, Nymphen, Muscheln und Schalen. Die Revolution und Napoleon fegten wie mit einem Winke all das Zerbrechliche des vergangenen Jahrhunderts hinweg, doch setzten sie nicht Besseres an dessen Stelle. Was Napoleon, sich in seiner Cäsarrolle gefallend, an Bauwerken schuf, waren, mit Ausnahme seiner großen Straßen und Kanäle, einförmige Kasernenbauten oder magere und schale Nachäffungen der Lateiner, zu deren Werken sie sich ungefähr verhalten, wie die Orestes, Brutus und Sylla des Theâtre Français zu diesen großen Römern. So war auch in Belgien die Kunst von Stufe zu Stufe gesunken, bis sie im Beginne der niederländischen Regierung bei einer Art Kartenhausstyl anlangte, wie ihn der Justizpalast zu Brüssel und hundert mißglückte Nachäffungen des griechischen Pantheon zeigen.

Doch zum drittenmal erscheint Belgien in unsern Tagen als Sitz einer blühenden Kunst. Wie die alte Malerzeit auf die Namen van Eyck, Hemling und Quintin Metsys, die mittlere nach der Gegenreformation auf Rubens und van Dyck ihren Ruhm baut, so sind Wappers und Navez die Pole der jungen Kunst in diesem Lande, beide inmitten rühriger Schulen und an der Spitze der ersten Malerakademien des Landes, zu Antwerpen und Brüssel, stehend, von einzelnen Schülern bereits überflügelt. — Im vorigen Jahrhundert malte man auch in Belgien, wie ganz Europa damals Affe der französischen Mode, girrende Schäferinnen, reifröckige Nymphen und gepuderte Jupiter. David, der Maler der Revolution und der Kaiserzeit, rief hierin zwar einen heilsamen Umschwung hervor, aber er schien durch seine Überlegenheit zugleich den letzten Rest der Anhänglichkeit

an die volksmäßige Kunst in Belgien zu brechen, dessen schönste Bilder und nationale Kunstdenkmale die französischen Kommissäre nach Paris entführten; ja, während zur Restaurationszeit in Frankreich eine neue Schule gegen David sich aufthat, hielt dieser in Brüssel, wohin er sich übergesiedelt, durch das Gewicht seiner Persönlichkeit jeden andern Keim lange neben sich nieder. Gustav Wappers gebührt nun der unverwelkliche Ruhm, den fremden Geistesbann im Gebiet der Malerei von Belgien gelöst und in Antwerpen eine Schule gebildet zu haben, die, an Rubens wieder anknüpfend, sich hoffnungsreich entwickelt und den alten freudigen Sinn für das Farbenleben in den Niederlanden wieder aufgefrischt hat. Diese Erscheinung ist nicht bloß für die Kunst, sondern auch für das ganze nationale Leben bedeutungsvoll, denn sie trifft, merkwürdig genug, zusammen mit der Verjüngung des belgischen Staats und den wackern Strebnissen der Vlamingen für die Befreiung ihrer Muttersprache gleichfalls aus fremdem Geisteszwang. Hier berührt sich die Kunstgeschichte unmittelbar mit der politischen und mit der Kulturgeschichte. So gewis im belgischen Volke ein tiefer Sinn für die Werke des Genius, aus dem allein sie abzuleiten, verbreitet ist — denn kaum vermag hier selbst Italien den Vergleich auszuhalten, da seine Kunst ja nur einmal einen Höhepunkt gehabt, von dem sie bis auf unsere Tage im Absinken begriffen war — so gewis ist dieser Sinn die Folge des ganzen Charakters und der Kulturzustände des Volkes. Die geistige Entwickelung des Menschen richtet sich nach seiner Heimath, dem Naturboden, nach seinen angebornen Neigungen und Fähigkeiten, und nach den äußern und geschichtlichen Verhältnissen, in denen sein Leben sich bewegt. Wenn die bildenden Künste überall eine bestimmte Stellung zu dem Gesammtleben der Zeit haben, so nehmen sie doch in jedem Lande das eigenthümliche Gepräge

desselben an und treten in ein verwandtes Verhältniß zu der ganzen natürlichen und geschichtlichen Erscheinung des Volkes. Die niederländische Ebene, sich von den Ardennen und dem wallonischen Berglande unabsehbar zum Meere hin erstreckend, nur durch den Schimmer der Flüsse und Kanäle belebt, mit ihren vielen düstern Schatten, aber auch mit ihrem spielenden Lichtwechsel und mit einem Pflanzenleben, welches die Feuchte des Landes immer frisch erhält — das Laub ist von tief saftigem Grün, das Gras der Wiesen wächst nirgends sonst höher, nirgendwo wird die Viehzucht in so hohem Grade begünstigt als dort — wer erkennt diese Natur nicht in der niederländischen Landschaft auf der Leinwand wieder? Zwar höher hinauf vom Strande fehlt auch der Reiz romantischer Bergwildniß nicht, und an den Ufern der Maas haben die van Eyck den Sinn für die Natur verschärft, haben Joachim Patenier, Herri de Bles, Lambert Lombard, kurz vor der Reformation das Landschaftsbild erschaffen; doch diese Wallonen mußten den Männern der Ebene die Palme lassen. Nicht die Alpengegenden mit ihren imponirenden Linien und Formen, mit den scharfen klaren Farben ihrer hellen Luft, sondern die Ebenen und Tafelländer, wie am Niederrhein, in Oberdeutschland um Nürnberg und Augsburg, in Spanien um Sevilla, Valencia und Madrid, in Oberitalien um Venedig und Mailand prangen mit berühmten Malerschulen. Der äußere Grund davon liegt vielleicht nicht minder in der Übung selbst, welche eine weite, zumal feuchte Fläche mit ihrer feinen Luftschicht, die lichtdurchfluthet zwischen den Beschauer und die Gegenstände hinzufließen scheint, dem Künstlerauge bietet, als in dem kulturhistorischen Moment, daß reiche Ebenen den Sinn für Luxus und Ausschmückung des Lebens mehr wecken als dürftig ernährende Bergländer. Den

Niederlanden fehlt ein völlig wolkenloser Himmel, jenes goldene warme Licht, das mit zauberhafter Klarheit Rom und Neapel umglänzt, oder das tiefe wunderklare Violblau, das Andalusien duftig umzieht. Doch haben die Niederlande einen Ersatz dafür in der Farbe selbst, welche als Produkt aus Licht und Luft dort schon in der Natur frischer ist als in manchen sonst reizendern Gegenden. Hängt es mit diesem Farbenvorzug nicht zusammen, daß auch Venedig im Zauberdufte seiner Lagunen, Ferrara unweit der sumpfigen Niederungen der Pomündung, in Spanien Valencia von üppig fruchtbarem, reich bewässertem Gartenland umgeben, und Sevilla an den Niederungen des Guadalquivir, nebst Brügge und Antwerpen, wo am sonnenlichten Morgen ein vollfluthendes Meer von Duft und Glanz über den Wassern sich ausbreitet, die größten Koloristenschulen hervorgebracht haben? Übrigens vermag der Süden, dem der kraftvolle, das ganze Antlitz der Natur umwandelnde Wechsel der Jahreszeiten, die majestätische Pracht der Schneelandschaft und das fröhliche Leben des Eislaufs unbekannt ist, jene romantische Sympathie des nordischen Gemüths mit der ersterbenden und wiederauflebenden Schöpfung nicht zu theilen, welche sich auch in der ganzen Dichtung, in zahllosen Winterklagen und Maienliedern der nordischen Völker, der Germanen wie Slaven, ausspricht. In dieser Sympathie mit der Natur liegt gewis eine Hauptwurzel ihres Verständnisses, jener Naturwahrheit, die wir in niederdeutschen Bildern so erquickend nachempfinden. Das strengere Klima weist zugleich den Menschen auf Haus und Heerd an, giebt allem Häuslichen große Wichtigkeit; es entsteht die gemüthliche Poesie des Familienlebens, welche die südliche Kunst nicht spiegeln kann, weil der Süden diese Poesie nicht recht kennt. Hieran knüpft sich leicht eine gewisse Vertraulichkeit mit den unentbehrlichen Hausthieren,

die draußen in Haide, Busch und Wiese zur Freude an der prächtigen Heerde oder an dem freiem Gethier wird, und man hat es mit Recht für nicht zufällig erklärt, daß das Thierepos von Reinecke Fuchs, die eigenthümlichste poetische Schöpfung des niederdeutschen Geistes, seine ersten Wurzeln in flandrischem Grund getrieben hat. Dieses Gedicht, das neuerdings für die bildende Kunst wieder wichtig geworden (Kaulbach), entspricht vollkommen dem niederländischen Malersinn, der auch außer der menschlichen Natur das andere organische Leben schätzt. Wie herrlich sind Rubens mächtige Löwenhazen und die Jagdstücke seines Zeitgenossen und Freundes Seyers! Nirgends ist das Thierstück so vollständig und naturtreu ausgebildet worden als in den Niederlanden, und wenn jetzt England durch Lantscheer um den Preis ringt, so hat Belgien auch wieder seinen Eugen Verbroeckhoven. Das nordische Klima gibt ferner den Stoffen, in die der Mensch sich kleidet, höhern Werth. Die großen Historienmaler Italiens, Leonardo da Vinci und die naturalistischen Venetianer ausgenommen, drapiren ihre Heiligen mit idealen Stoffen; die Niederländer dagegen bezeichnen Seide, Sammet, Tuch, Leder, Linnen auf's schärfste; der Flaming, der früheste Manufakturist in Europa, der im Mittelalter schon in Prachtgeweben mit dem Orient siegreich wetteiferte, hat auch jetzt noch darin eine Hauptstärke. Kurz, das Wirkliche und seine getreue Nachahmung ist in den Niederlanden wie für das Leben so in der Kunst von großer Bedeutung. Selbst das phantastische Element des Nordens, welches in den Teufels- und Herenbildern von Hieronymus Bosch, Swaanevelt, Teniers ꝛc. oder im magischen Lichtspiel bei Rembrandt, auch in manchen der größten Schöpfungen Rubens zu Tage tritt, ist in dieser Wirklichkeit untergegangen, nur die alte volle Liebe zu der Natur und ihren Farben, die in den nieder-

ländischen Gärten der Kargheit der einheimischen Flora die üppigsten Blüten abgerungen, ist der jungen Schule verblieben. Das Alterthum ist gestorben ohne Wiederkehr, dahin sind selbst die Bilder, an denen es sich begeisterte; doch lebt Arkadien nicht mehr im Peloponnes — es „lebt in Belgien, Holland und Deutschland".

Kommen wir auf den Umschwung von 1830 zurück. Einen Monat vor dem Ausbruch der Revolution ward in Brüssel die Kunstausstellung eröffnet. Die Nachzügler der französischen Kunst hatten sich breiter als je gemacht, alle Wände waren mit griechischer und römischer Mythologie und Geschichte ausgetäfelt. Doch die Besucher wandten sich von den fechtenden Helden vor Troja bald zu einem Gemälde, das eine der denkwürdigsten Episoden aus den niederländischen Freiheitskämpfen darstellte; die Stadt Leyden, nach dem muthigsten Widerstande gegen die belagernden Spanier, leidet an furchtbarer Hungersnoth (1574), das Volk dringt auf Übergabe, der Bürgermeister van der Werff, dessen Haus gestürmt wird, soll die Schlüssel der Stadt dem Feinde übergeben; da tritt er, bleich aber fest, unter die wüthende Menge: „Ich hab' den Staaten gelobt, diese Stadt zu halten; ich kann mein Wort nicht brechen; Brod hab ich keins, aber wenn ihr mein Blut trinken wollt, nehmt's hin und sättigt euch daran". Das Bild, durch Wahrheit des Ausdrucks und harmonisches Kolorit unwiderstehlich an die alten vaterländischen Meister mahnend, war von einem jungen unbekannten Maler aus Antwerpen, Gustav Wappers, einem Zögling der dortigen Akademie, die mühsam Rubens Spuren nachwandelte. Nach fast hundert Jahren trug der verdorrt geglaubte Baum zum erstenmal wieder Frucht, Rubens! der Name kam wie durch Zaubererinnerung auf alle Lippen, und man schämte sich des Götzendienstes,

den man vor fremden Altären getrieben. Nationalität ward nun auch auf dem Kunstgebiete das begeisternde Losungswort, man suchte, in der Geschichte zurückblickend, nach Brücken zur Verbindung der Gegenwart mit den ruhmreichen Epochen von ehmals, und die jungen Maler bemühten sich durch das Studium der alten Meister hinter das Geheimniß ihrer mannigfachen und prächtigen Farbentöne, ihrer bezaubernden Harmonie zu kommen. Eine Art Verschwörung gegen das franzöſche Kunstjoch und die klassische Schule Davids kam auf der ersten Brüsseler Ausstellung nach der Revolution (1833) unter dem farbenschillernden Panier der romantischen Schule zum Vorschein — ein merkwürdiges Schauspiel, aber übertrieben und gewaltsam. Doch bereits bei der zweiten Brüsseler Nationalausstellung (1836; sie findet im Herbste statt und wechselt alle drei Jahr zwischen Brüssel, Gent und Antwerpen) zeigte sich, statt der frühern Zügellosigkeit, eine innere feste Begründung der jungen Schule; der Enthusiasmus begann sich mit Besonnenheit und ernstem Studium zu paaren, die Ausstellung zeigte eine große Zahl historischer Bilder von Bedeutung, die ihren Stoff meist den Tafeln der Landesgeschichte entnommen hatten. Vorwärts! war die Losung, von Kunstausstellung zu Kunstausstellung in der Hauptstadt reiften zusehends die Talente, gestachelt durch den neuen Geist und die nationale Anspornung in dem jungen Staate. Die Kunstausstellung von 1839 und 1842 wiesen neben einer Legion junger Künstler, die aus der neuen Begeisterung geboren, auch bereits eine stattliche Gruppe von Meistern auf, wie Wappers, de Keyser, Gallait, de Biefve und andere. Eine solche rasche Entwickelung war nur in einem Staate möglich, dessen König bei Eröffnung des Landtags mitten zwischen den größten Lebensfragen auch der einheimischen Kunst gedenkt und sie als Nationalange-

legenheit behandelt — bei einem Volke das seine Kunstgeschichte gründlich versteht, und von dem selbst die ungebildeten Glieder lebendigen Farben- und Formensinn, sowie für die unterscheidenden Merkmale und Schönheiten ihrer eingebornen Meister scharfe Augen haben. Der belgische Staat schätzt und begünstigt die Kunst als ein kostbares ihm anvertrautes Nationalgut. Er hat das Bewustsein, daß jedes Element, welches dem Geiste der Nationalität Nahrung und Aufschwung geben kann, ein Gewinn für den jungen Staat ist; seine zahlreichen prächtigen öffentlichen Gebäude mit Standbildern und Gemälden schmückend, wendet er die Kunst im edelsten Sinne zur Erweckung und Erhaltung des patriotischen Sinnes an, auf welchem das belgische Staatsgebäude beruht. Er macht zur Belebung der Geschichtsmalerei jährlich bei den jungen Malern, welche auf der Kunstausstellung hervorstechen, große Bestellungen, ihnen die Wahl des Gegenstandes wie die Ausführung nach mehrjährigen Studien überlassend, gewährt jährlich zwei Stipendien, jedes zu 2500 Fr., solchen Zöglingen der Antwerpener Akademie welche die ersten Preise davon tragen; der Preisgekrönte genießt dieses Stipendium vier Jahre lang, um im Ausland, namentlich in Paris und Italien, neuerdings mitunter auch in München, seine Studien ergänzen zu können. Mit dem Staate wetteifern die städtischen Verwaltungen und die begüterte Priesterschaft: jene bringen zur Gründung und Erhaltung einheimischer Schulen bedeutende Gemeinbeiträge auf und kaufen Bilder aus der städtischen und vaterländischen Geschichte an, um ihre alten Rathhaussäle zu zieren; diese aber begünstigen die religiöse Kunst, und füllen in ihren weiten Kirchen die Lücken, welche der Bildersturm bewirkt und die Rubens'sche Epoche noch nicht ersetzt hat, mit Werken neuerer Künstler aus. Die Kunst hat in Belgien ein zahlreiches Publi-

kum, bei uns in Deutschland nur noch einzelne Beschützer; dort sind die fast zahllosen Privatsammlungen der Stolz und die Freude ihrer Besitzer, ein kleines Bilderkabinet gehört zum Luxus der begüterten Bürgerfamilien. Neben der herbstlichen Nationalausstellung bestehn an manchen Orten Vereine zur Aufmunterung, die alle sechs Monate ausstellen; fortwährend läutern sich so Geschmack und Urtheil, und jener fröhliche Farbensinn, das beglückende Erbtheil der niederländischen Schulen, durchdringt alle Volksklassen. Das Land wird rasch mit dem jugendlichen Talent bekannt, und ein kraftvoller Patriotismus erkennt es als Pflicht, dasselbe zu schützen und zu beschäftigen; die Laufbahn des Künstlers ist eine lockende. So begreift es sich, daß in keinem andern Lande auf einem so kleinen Raum eine so große Anzahl von Kunstschätzen sich finden, und daß Belgien dreiundvierzig Lehrsäle und Akademien für Malerei, höhere Zeichenkunst und Architektur aufzuweisen hat. Die Zahl der Zöglinge beläuft sich bis auf siebentausend, ungefähr so viel als alle deutschen Universitäten zusammen Studirende zählen. Jene Kunstsitze vertheilen sich den Provinzen nach hauptsächlich also, wobei das Überwiegen der vlämisch redenden vor den wallonischen Landestheilen in Hinsicht auf Kunstausübung schlagend in die Augen fällt: die Antwerpener Akademie, der Herd schon der Rubens'schen Schule, nimmt den ersten Rang ein unter Wappers Leitung; jährliche Ausgabe an 9 Professoren, ohne die zwei großen vierjährigen Stipendien zu Reisen ins Ausland, 27,000 Fr., von denen der Staat ein Drittel, die Stadt den Rest trägt; die Zahl der Schüler erläuft auf die Tausend. In derselben Provinz thut sich, außer zwei kleinern Schulen in Lierre und Turnhout, die Akademie von Mecheln unter Wauters' Leitung mit etwa 500 Schülern rühmlich hervor. (An Wauters knüpft sich eine Schul-

richtung in Belgien, die auf eine neue Behandlung der Farbe ausgeht, in den neuern Bildern von ihm und seinen Nachfolgern herrscht ein Streben nach starken ungebrochenen und flott nebeneinander aufgesetzten Farben, das, wenn auch noch zu keinem schönen Kolorit durchgebildet, doch als eine glückliche Rückwirkung gegen das überwiegende Verlaufen der Töne bei den Antwerpenern gelobt wird). In Brabant blüht die Brüsseler Akademie unter Navez als die zweite (für Bildhauerei vielleicht die erste), mehr den Franzosen zuneigende Kunstschule des Landes, mit Antwerpen durch die Maler Verbroekhoven, Madou, Lauters, de Biefve, Gallait und die Bildhauer Geefs, Jehotte, Simonis wetteifernd, etwa 600 Schüler; sodann die Schule zu Löwen, über 430 Zöglinge, und die kleinern von Thienen und Nivelles. In Westflandern zählt Brügge über 400 Schüler, Kurtrik 200, Ypern fast eben so viel (dort ist Bossuet Professor, der neuerdings durch seine Veduten aus Afrika und Spanien, zu denen er am liebsten die phantastischen Trümmer maurischer Kunst wählt, sich als einen der ersten Maler für Architektur in Landschaft erwiesen hat), Ostende 100 Schüler &c. In Ostflandern hat Gent über 500, Aelst halb so viel, Dendermonde, Oudenaerde, St. Nikolas, jede gleichfalls über 100 Schüler. Das meist wallonische Hennegau hat eine Kunstschule in Bergen mit 200, eine in Turnik (Gallaits Vaterstadt und Schule) mit ungefähr eben so viel Schülern, und noch drei kleinere. Die Provinz Namen hat nur eine Kunstschule zu Namen mit etwa 200 Zöglingen und eine Zeichenschule, Lüttich eine solche mit stark 400 Schülern; nur eine Provinz, das gewerbarme Belgisch-Luxemburg, hat keine eigentliche Kunstanstalt.

Diesen Thatsachen, sowie überhaupt der ganzen belgischen Kunstentfaltung gegenüber, sollte man nicht länger behaupten, daß industrielle Volksrichtungen dem Gemüth und Geist noth-

wendig Schaden thun oder die Freude am Schönen unterdrücken. Das wird noch mehr erhellen, wenn wir bei der Wirksamkeit der königlichen Akademie von Antwerpen verweilen, die neben dem Kunstruhm, den sie seit dem 15. Jahrhundert über Belgien ausbreitete, auch technischen Gewerben vielfach diente, beides Hand in Hand. Von jeher war diese Anstalt, als Mittelpunkt der vlämischen Schule, Gegenstand der Sorge und Zuneigung von Volk und Fürsten; selbst die spanischen Könige beschenkten sie mit wichtigen Privilegien. König Leopold blieb in dieser Beziehung nicht zurück, durch Beschluß vom 18. Oktober 1841 stellte er ihr mehr Mittel zu Gebote, als sie je vorher besessen hatte; der Stadtmagistrat gab ihr gleichfalls einen Beweis seiner Kunstliebe. So ward es möglich, der Akademie eine neue verbesserte Einrichtung zu geben und ihr Lehrsystem auf eine Höhe zu bringen, daß sie wirklich den Namen der „Hochschule" für die Künste in Belgien, den man ihr gegeben hat, in jeder Hinsicht verdient. Die glücklichen Folgen davon ließen nicht auf sich warten. Nach dem vlämisch abgefaßten Bericht des Sekretairs des Verwaltungsraths der Akademie, Veydt, über das Schuljahr 18$^{3}/_{4}$ besuchten in demselben, außer den Antwerpenern, nahe 300 Zöglinge aus andern Landestheilen oder aus der Fremde die Akademie, und zwar 67 Fremde mehr als im Jahre vorher. Wie sehr die Frequenz überhaupt seit der Reform von 1841 schon bis zum Jahre 1844 zugenommen hatte — und sie ist seitdem noch immer gestiegen, zeigt folgende Übersicht:

Gesammtzahl der Schüler betrug				1837 —	427.
—	—	—	—	1838 —	433.
—	—	—	—	1839 —	363.
—	—	—	—	1840 —	520.
—	—	—	—	1841 —	443.

Gesammtzahl der Schüler betrug 1842 — 904.
— — — — 1843 — 1124.

Die Zunahme hat alle Fächer betroffen, am meisten jedoch die Figurenzeichnung, die Zeichnung von Zierraten und die Baukunst. Antwerpen allein lieferte von den Zöglingen im letzten Jahre 830, und schon dies giebt Zeugniß von dem an der Schelde herrschenden regen Kunsteifer. In Antwerpen erinnert alles entweder an den Handel oder an die Kunst, und die jungen Männer, die sich dieser widmen, finden dort unaufhörlich Ermunterung in den reichgeschmückten Kirchen, in den von Rubens strahlenden Museen, in dem Wetteifer zahlreicher Kunstgenossen und in der wohlwollenden Anerkennung der Bevölkerung einer Stadt, wo das Lob der Kunst selbst im Munde der Kinder klingt. Die übrigen Zöglinge vertheilten sich also: aus andern Gemeinden der Provinz Antwerpen 114, aus Brabant 31, den beiden Flandern 36, Hennegau 19, Lüttich 6, Limburg 8, Luxemburg 3, Namen 2, aus Niederland 54, Frankreich 10, Deutschland 5 (gegenwärtig viel mehr), England 4, Amerika und Java 2. Nach den Fächern, für welche die Zöglinge sich bestimmt, vertheilten sie sich also: eigentliche Kunstmaler 222, Verzierungsmaler 70, Bildhauer 116, Baukünstler 43, Schiffbauer 9, Kupferstecher 20, Zimmerleute und Kunstschreiner 191, Goldschmiede 29, Steinmetzen 39, Schneide- und Werkzeugmacher 17, für technischen Kriegsdienst 12, verschiedene Handwerke 64, Schüler ohne feste Bestimmung 292 — zusammen 1124. Auf der Akademie werden auch mehrere Zweige der Mathematik, Meßkunst, Anatomie gelehrt (letztere vom Prof. Geefs, dessen zergliederbare Modelle des menschlichen Körpers sehr gelobt werden) und täglich werden Vorträge gehalten über Geschichte, Geschichte der Malerei, der Baukunst u. s. w., die Verhältnisse

der Körpertheile, Kostüme, Baustoffe, Sprache, Ausdruck u. s. w.; täglich stellt die Akademie vier verschiedene lebende Modelle, zwei für Malerei nach dem Leben, eines für Zeichnung nach dem Leben und eines für Zeichnung nach dem gekleideten Modell. Alljährlich finden Preiskämpfe statt. Die große Preisprämie der Regierung von 2500 Fr. vier Jahre hindurch wird mitunter auch in der Baukunst ausgeschrieben, und alle belgischen Baukünstler unter einem Alter von 30 Jahren können an diesem Wettkampfe Theil nehmen. Besondere Werksäle für Maler, Bildhauer, Baukünstler und Kupferstecher sind oder werden noch eingerichtet. Alljährlich werden die Sammlungen der Akademie durch Ankauf oder durch Geschenke, es sei seitens des Staats oder von Privaten, vermehrt. So ward im Schuljahr 18$^{3}/_{4}$ die Modellsammlung um 229 neue Modellzeichnungen, die der Privaten für die Kupferstecher mit 91, die Bibliothek um 78 neue Werke vermehrt; die Sammlung von Gipsabdrücken ward durch sieben neue Standbilder und funfzig kleinere Modelle, meist in den Pariser Museen abgegossen, vervollständigt, wozu noch ein Privatgeschenk von 93 neuen Gipsmodellen für antike und spitzbogige Baukunst kam. Was den Geist der Zucht und Moral der schönen Anstalt betrifft, so mögen darüber ein paar Worte aus dem Schlußsatze des oben angezogenen Jahresberichts Aufschluß geben, also lautend: „Herren Zöglinge! auf Euch beruht unsere Hoffnung und die Hoffnung des kunstliebenden Belgiens. Mögen wir durch unsere Sorgen auch etwas für den Ruf der vlämischen Schule beitragen, Ihr allein könnt unsere Bemühungen krönen und den Ruhm des Vaterlandes mehren. Von Eurer Bestimmung hängt eine ganze Zukunft ab. Beherziget wohl, welch hohe Sendung Euch anvertrauet ist! In Euch müssen die Namen und der Geist unserer alten Meister fortleben.

Ach, wenn Ihr aus Mangel an Eifer und ernstem Streben nach dem Schönsten Euern Beruf verfehlen könntet, wer sollte den Nachkommen die Flamme des Kunstgefühls und die herrlichen Geheimnisse von Rubens' Schöpfungen überliefern? Wer sollte den Ruhm und den Fortschritt der vlämischen Schule aufrecht halten, wer verhindern, daß traurige Zeiten des Ungeschmacks und der Finsterniß zurückkehren? Doch nein, ihr werdet immer von dem durchdrungen sein, was den wahren Künstler bildet und was er dem Vaterlande sein muß." — —

Ja, es ist die alte Kunststadt Antwerpen, wo das neu entkeimende Licht seine hellsten Stralen schießt, wo eine junge Schule sich unter Leitung des kräftigen Wappers heranbildet, wo schon eine Menge junger Küustler sich den Namen als Meister verdienten, wo auch der junge Baumeister Durlet, die Wirtz, Gaillet, Slingenaeyer, Dujardin, Hammen, de Hoy und viele andere die Kunstmilch einsogen und ihr Talent entwickelten. Wie die Vlamingen in Wappers gern einen zweiten Rubens sehen, so nennen sie Nikaise de Keizer wohl einen andern Giotto, doch glücklicher Weise nur darum, weil er aus den bäuerlichen Poldern hervortrat und, wie dieser Italiener, den Hirtenstab mit der Palette vertauschte. Derlei Erscheinungen sind in Belgien nicht selten, es spiegelt sich darin eben der alle Schichten des Volkes durchdringende Kunstsinn, von dem uns auch Heinrich Conscience gar anmuthig zu erzählen weiß, besonders in dem Stillleben „Wie man Maler wird." So gehört Geefs einer Bäckerfamilie an, deren Söhne den Trog zum Backwerk mit dem Meißel zum Kunstwerk vertauschten; unter seinen Meisterhänden erhält der Marmor Leben, wie wenn du Quesnoi oder Quellyn ihn mit ihren schöpferischen Fingern berührt hätten. Die zahlreichsten Nachfolger haben indeß Teniers, Ostade, Brauwer,

Wouwermans gefunden, besonders in de Block, Leys, de Braekeleer, Vennemann, Dyckmans und andern, welche die neuere Genremalerei vertreten. Im Thierstück ragt Verboeckhoven hervor, der, immer Virtuos, jedoch mehr Porträtmaler als Historienmaler der Thiere ist, und dem das dramatische Talent, wie's sich im Reineke Fuchs entfaltet, abzugehn scheint. Die Virtuosität in der Farbentechnik wird den Belgen bereitwillig zugestanden; als Maler von Nachtstücken und Mondaufgängen in verschiedenartigster Beleuchtung ragt unter andern P. J. van Schendel in Brüssel hervor. Doch wird ihnen als Kunstgriff vorgeworfen, fast nur warme Töne anzuwenden, mit Vorherrschen des Braunen und des Gelblichen, um dadurch leuchtende Farben, zu Gunsten lebhafterer Wirkung zu gewinnen.

Wie stellt sich die vlämische Schule aber zu den übrigen neuern Schulen, namentlich der Düsseldorfer, der Münchener und der Pariser? Denn die Holländer schließen sich im Ganzen den Vlamingen an. Ihre Technik ist nicht so glänzend, vielleicht aber noch solider als die belgische, und wenn sie an künstlerischen Gedanken ärmer sind, so bringt doch ihr altes Erbtheil, womit sie so Großes in der Geschichte ausgerichtet, Fleiß und Beharren, auch auf dem Kunstgebiete noch immer schöne Ergebnisse hervor. Die höhere Landschaft ist für Holland so wenig als für Belgien ein sehr ergiebiges Fach, obschon beide darin Vortreffliches aufzuweisen haben (Ludwig Kühnen in Brüssel, vielleicht der beste Farbendichter der Landschaft unter den Belgen, ist aus Aachen gebürtig); dagegen sind sie in den der Landschaft verwandten Gattungen des Viehstücks, der Marine, der Stadtansicht, des Strandbildes und des Eises unübertroffen, ja unerreicht. Indeß blüht in Kleve unter Koekkoek

spr. Kukkuk) eine sehr bedeutende Landschafterschule, die ganz entschieden dem niederländischen Geiste angehört.

Uns dünkt es natürlich, daß die Niederländer sich in Sprache und Literatur früher oder später der allgemeinen Schrift der Deutschen anschließen. Gleiches gilt nicht so geradezu von der Malerei. Denn einmal beruht diese auf anderen Grundbedingungen als die Literatur, sie ist nicht unmittelbar an etwas geistig Konkretes, Nationales, wie die Sprache, die nur dem eigenen Volke verständlich, gebunden, und darum eben heißt sie mit Recht eine freie Kunst. Wie die Musik nicht in einem volklich Besondern oder Begrenzten erklingt, sondern in Luft und Tönen, wesentlich allen Menschen gleich verständlich, so lebt die Malerei in Licht und Farben, die jedes gesunde Auge versteht; Licht und Luft, Töne und Farben sprechen zu den äußern Sinnen, während die Sprache nur dem innern Sinn verständlich ist, dem Geiste der sie fassen, und der Phantasie welche die poetischen Gestaltenschöpfungen nachbilden muß. Freilich, es wäre ein Irrthum zu meinen, der Künstler könne der Nationalität entbehren und ohne sie sogleich zur Darstellung des Menschlichen, als der höchsten Aufgabe aller Kunst, gelangen; vielmehr ist der fruchtbare Boden der Nation, der ja selbst bis auf die Farben der Natur und den reinen Schall der Luft sein Eigenthümliches hat, allein der sichere Grund, von welchem aus jenes höhere Ziel zu gewinnen ist; das eine bleibt immer die Bedingung des andern, und das Menschliche, als Ziel der Kunst, steht in gar keinem eigentlichen Gegensatz zum Nationalen, wie man häufig anzunehmen scheint. Die äußerlich freieste Stellung behaupten unter den Künsten aber die Malerei und die Musik, schon darum, weil ihre Mittel unmittelbar nichts Nationales haben wie die Sprache. Sodann war die vlämisch-nieder-

deutsche Malerei bisher weit überwiegend, Rubens ist der germanische Malerkönig, mit dem sich kein anderer messen kann. In Bezug auf Anschließung möchte daher hinsichtlich der bildenden Kunst fast das Umgekehrte von dem natürlich erscheinen, was wir hinsichtlich der Sprache wünschen. Wenn die Oberdeutschen in der gemeinsamen Hochsprache und Literatur das starke Übergewicht erlangt haben, so ragen die Niederdeutschen dagegen in der bildenden Kunst hervor; selbst einige Matadore der neuen Malerschule in München gehören der Geburt nach Niederdeutschland an. Die Niederlande bilden den Hauptherd und den Brennpunkt für die gesammte nordische Kunst, von ihnen ging der erste Anstoß aus, sowie zu wiederholten Malen die Wiederverjüngung derselben aus echt germanischer Anschauung und germanischem Geist — eine Bewegung die, trotz ihrer Großartigkeit und Gewalt unter Rubens, in der Kunst der benachbarten Länder wenig Spuren zurückließ. Ohne Zweifel, dem Lande das so viele Kunstschätze hervorbrachte und die halbe Welt damit bereicherte, das auf eine so kräftige Weise den hinsinkenden Kunstgenius des Nordens vom Untergang in dem südlichen errettete und ihm die volkseigene freie Bahn zu einer spätern großen Zukunft aufbewahrte — ihm gebührt die erste Stelle.

Auf den leidenschaftlich geführten Streit über den Werth der verschiedenen neuern Schulen will ich mich nicht näher einlassen. Wettstreit ist immer fördernd, und wenn die Parteiung auf dem Boden der Kunst selbst entstanden, wenn der Zwiespalt aus einer Verschiedenheit der künstlerischen Denk- und Behandlungsweise selbst hervorgeht, dann ist der Kampf ein Zeichen des Lebens in der Kunst. Leider sind bei uns die Kämpfe der Kunst nicht immer auf ihrem eigenen Boden entstanden; Ansichten und Zwecke aus andern Gebieten her haben häufig den An-

stoß dazu gegeben. Die neuere deutsche Kunst begann damit, daß sie auswanderte, und nicht um ihrer selbst, sondern um religiöser Ansichten willen, auf ferne und fremde Jahrhunderte zurückging; diesen Ursprung vermag sie noch immer nicht zu verläugnen, ihre Dienstbarkeit im Reiche anderer Gewalten und Bestrebungen nicht ganz abzustreifen. Darum, und weil das Nationalgefühl bei uns so wenig der Kunst wie andern Richtungen zu Statten kömmt, bleibt unsere öffentliche Theilnahme an den Kunstwerken im Ganzen gering, meist auf Örtlichkeiten und Persönlichkeiten beschränkt. In Frankreich sind die Kämpfe und Bewegungen unter den Schulen weit mehr auf dem Boden der Kunst selbst entstanden und verblieben. Mitten unter den Reibungen um die Herrschaft zwischen dem idealen und realistischen, dem romantischen und dem klassischen Prinzip entstand die heutige französische Kunst, der Lebensfrische und nationaler Geist nicht können abgesprochen werden, und worin Zeit und Volk ein verwandtes und befreundetes Wesen erkennen. Was den französischen Kunstschöpfungen an innigem Gemüthsleben abgehn mag — und es mangelt ihren Bildern fast nicht minder auffallend als ihrer Musik und Poesie — heftige Affekte und Leidenschaften wahr und klar zu schildern, in aller Kunst eine der schwersten Aufgaben, verstehn sie in Farben wie in Tönen, und das alles mit nationalem Gepräge, da die äußere französische Lebendigkeit dem Künstler gestattet, sich auch bei der lebhaftesten Bewegung auf dem sichern Boden des Nationalen zu halten. Hieraus erklärt sich zugleich die Beschränktheit der französischen Kunst; sie hat, wie ihre klassische Bühne, mehr Sicherheit, Rundung und Styl als die unsrige, aber sie ist auch ärmer, einseitiger, weil sie aus den engnationalen Schranken nicht heraus kann. Wie die Personen der französischen Bühne, ihre Römer und

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Griechen, ihre Spanier und Araber, sämmtlich Franzosen, so sind auch die Gestalten der französischen Maler immer nur Franzosen. Doch dies ist ein Vorzug gegenüber der neuen deutschen Schule, die leider in einen entgegengesetzten Fehler fällt und ihre Menschengestalten, zumal die Köpfe, gar zu gern nach den Bildern italienischer Meister abreißt, abstrakte ideale Formenideale, ohne Frische und höhere Wahrheit und mit gänzlicher Aufopferung des doch so ausgezeichneten germanischen Typus. Auch in der energischen, einheitlichen Behandlung des Stoffs sind die Franzosen uns voraus, und unter den Deutschen hat diese Aufgabe allein Cornelius, der geniale, geistig mächtigste unter allen neuern Meistern, der Rubens unserer Zeit in der Gestaltenschöpfung, nur ohne sein Farbenleben und seinen wunderbaren Pinsel, umfassend zu lösen verstanden. Vielleicht würde man unsern Künstlern den Rath ertheilen dürfen, den Begriff der bildenden Kunst schärfer ins Auge zu fassen und ihn von dem der dichtenden Kunst wohl zu trennen. Unklarheit hierin kann zu manchen Mißgriffen und Übergriffen Anlaß geben. Wie das Gemälde vom Gedicht verschieden, so ist der malerische Gedanke ein ganz anderer als der dichterische, der epische; er muß vor allen Dingen sich dem äußern Auge, durch welches er allein zu fassen ist, sogleich in seiner vollen Einheit darstellen. Mich dünkt fast, die Komposition, welche die Stärke der neueren deutschen, namentlich der Münchner Schule, bildet, sei zugleich auch ihre Schwäche, eben weil sie gern über den malerischen Gedanken, der bei aller Mannigfaltigkeit der alten Meister, zumal der vlämischen und spanischen, uns bei ihnen doch immer klar entgegenspringt, hinausstrebt und gleichsam ein aus mehrern Episoden zusammengesetztes Gedicht an die Leinwand fesseln will, wobei die nothwendige Einheit des Bildes dem schauenden Auge

Bayerische Staatsbibliothek München

und damit die wesentliche Wirkung verloren geht. So zeigt Kaulbachs Zerstörung Jerusalems zwar viele Schönheiten und gute Gedanken künstlerisch mit einander verflochten; aber es ist ein gemaltes episches Gedicht, in dem man die einzelnen überaus schön ausgeführten Gedanken nachlesen kann, ohne Brennpunkt jedoch in dem sich alle Schönheitsstralen zu einem Gesammteindruck vereinen, und es entspricht deshalb als Kunstwerk noch keineswegs der höchsten Anforderung. Meines Erachtens besteht die Kunst der malerischen Komposition nicht bloß in der Zeichnung, sondern auch im Ausdruck, in der Behandlung, eben in der Malerei. Schaut doch die Gestalten eines Rubens, die Engelsköpfe eines Murillo! Da ist auf dem Madrider Museum eine Verklärung Mariens von Murillo mit wenigen Linien, ja mit Himmel, Licht und Wolken umgossen fast ohne Linien, rein ätherisch, und doch welch eine Anmuth, welch eine Herrlichkeit, welch ein Reichthum an Gedanken und Empfindungen haucht aus diesem Bilde! Wird ein heutiger Künstler in so einfache Linien der Komposition etwas so unaussprechlich Poetisches, so unendlich Malerisches hineinzaubern können? Ich bezweifle es sehr. Man sehe in München bei den Neuern nur einmal von der Zeichnung ab und auf den Ausdruck der Köpfe und Gestalten, auf die Poesie der Farben und der Malerei selbst hin — denn die höhere Kunst des Malers liegt so wenig allein in der Zeichnung, wie die des Tondichters allein in der einfachen Melodie, sie liegt auch in dem Zusammenklingen der Melodien zur farbenreichen volltönenden Harmonie — finden wir nicht fast immer Gesichter, Züge, Formen ohne Farbe und Leben der Natur, obendrein meist an italienische Meister erinnernd? Die Kraft wie die Wirkung der Farbendichtung liegt im Auge, dem eigentlichen und hauptsächlichen Organ des Künstlers, wie das Ohr

das des Virtuosen. Der Blinde kann die rein geistige Gestaltenschöpfung eines Gedichts, die außer den Sinnen liegt, mit dem innern Auge anschauen, er kann sie ganz wie ein Sehender genießen; um aber die Gestaltenschöpfung eines Bildes malerisch zu genießen, muß man sehen können, wie man Musik nur mit dem leiblichen Ohre zu hören vermag: alle Schönheitsstralen des Bildes müssen daher mit einemmal im Auge des Schauenden wie in einem Brennpunkte sich vereinen, damit sie zum lichten heiligen Funken sich verdichten, der mit unwiderstehlicher Gewalt in den Herzen zündet.

Es ist bezeichnend, daß die eigentlichen Schöpfer der neuen deutschen Kunst, wie Karstens, Schick, Eberhard Wächter (der in Stuttgart thatenlos und mittellos verkümmerte), vom Volke schon vergessen sind, wenn sie je darin gelebt haben. Ihre Nachfolger, namentlich Cornelius und seine Freunde, die sich an dem Beispiel jener, an den Werken die ihnen Rom aufschloß, besonders aber an der geistigen Wiederverjüngung ihres Vaterlandes aufrichteten, mit der sie eins und insofern auch national sind, waren glücklicher, indem König Ludwig ihnen eine freundliche Stätte der Vereinung und des Zusammenwirkens aufschloß, welches durch malerische Wiederspiegelung der deutschen Sage, Geschichte und Poesie seine Hauptstadt zu einem Schmuck Deutschlands machte. Man kann nicht läugnen, ein glänzender Anfang ist gemacht, und München hat sich zum Mittelpunkt der neuern deutschen Kunstbestrebungen erhoben, weil dort zuerst die einzelnen Künstler sich größere Bahnen gebrochen sahen. Aber haben wir schon wieder eine wahrhaft nationale Kunst? Nein, so wenig ihrem Ursprung als ihren Lebensbedingungen nach. Trotz einzelner bedeutenden Schöpfungen stehn wir an volkseigenem Kunstgepräge doch noch nicht einmal auf der Stufe, wie am Anfang

des sechzehnten Jahrhunderts, von der wir damals durch Nachahmung der Italiener unerbittlich hinabsanken, und an die wir heute nicht angeknüpft haben. Scheint die Düsseldorfer Schule nicht Vielen die Periode ihrer schönsten Blüte bereits hinter sich zu haben? Gewiß, sie umfaßt eine große Mannigfaltigkeit der Richtungen und einen bedeutenden Reichthum an selbstständigen Individualitäten, man denke nur an Schadow, Lessing, Sohn, Deger, Hildebrandt, Köhler, Scheuren, Achenbach, Schirmer, Jordan, Schrödter, Hasenclever, K. Hübner und an die auswärtigen Bendemann, J. Hübner, Rethel und J. Becker; auch hat man das Lehrprinzip ihres Gründers dahin bestimmt, daß jedes Talent seinen eigenen Weg geführt worden. Wessen sich die deutsche Malerei überhaupt rühmen darf — des Strebens, den Gegenstand nicht bloß nach der Natur zu kopiren, sondern ihm einen Gedanken und eine Grundstimmung unterzulegen und ihn dadurch in die Sphäre der Poesie zu erheben — das gilt vorzüglich auch von der Düsseldorfer Schule. Auf dem Felde der Landschaft hat sie das Beste hervorgebracht, mit Festhaltung des seit Ruisdael, Rosa, Claude zum Siege gekommenen Grundsatzes, daß die Landschaft, um zu wirken, eine menschliche Seelenstimmung aussprechen muß, was vorzüglich durch Farbe und Licht, sowie durch die novellistisch anregende Staffage geschieht. Wenn aber die Düsseldorfer, wie Scheuren, Schirmer, Achenbach, A. Leu &c., in diesem Fache voraufgehn, so sind sie in andern großen Fächern zurückgeblieben, wie denn überhaupt die Sentimentalität unserer Malerei von dem vollen Ernste der historischen oder socialen Wirklichkeit gern abzulenken und an die Stelle der Geschichte lieber wieder die Poesie zu setzen scheint. Die großen Aufgaben monumentaler Historienmalerei, welche König Ludwig den Münchener Künstlern gab, fehlten indeß den Düsseldorfern,

die lediglich auf die Liebhaberei des Publikums und die Bedürfnisse der Kunstvereine hingewiesen blieben. Die hiervon unabhängig entstandenen Werke höhern Styls, wie namentlich die Fresken, von Deger und andern in der Apollinariskirche zu Remagen aus Auftrag des Grafen v. Fürstenberg ausgeführt, und die Fresko-Ausschmückung des Kaisersaales im Achener Rathhause, zu welcher Rethel im Auftrag des Kunstvereins für Rheinland und Westfalen die Entwürfe gemacht hat, eine Reihe der bedeutendsten Momente aus dem Leben Karls des Großen darstellend, werden dem Besten zugezählt, was die neuere Kunst geleistet. Diese schönen Anfänge in der höhern Kunst sind jedenfalls um so bedeutungsvoller, als unverkennbar die historische Bildung auf dem Wege ist, die deutsche Nation zu durchdringen. Hier gilt es nun nicht bloß äußerlich in den Gegenständen, sondern durch die Erhebung und Entfaltung des nationalen Geistes das Fremde und Angelernte, als das Unfreie was die neuern deutschen Schulen von ihrem Ursprung an behaftet und ihre Kehrseite bildet, zu durchbrechen und für immer zu beseitigen. Die Düsseldorfer Schule stammt nach ihrer Kehrseite mit den matten Gestalten, leeren Gesichtern, mit ihrem Mangel an Kühnheit und Witz, offenbar von derjenigen die vor Jahrzehnten in Rom aus trüber Lebens- und Glaubensansicht hervorging und, befangen sich vom Boden gesunder Sinnlichkeit ablösend, die christlich-germanische Malerei des deutschen Mittelalters mit dem Styl eines Perugino und Fiesole zu verbinden suchte. Diese Bestrebungen standen freilich in allzu schneidendem Widerspruch mit dem Charakter der Gegenwart, wo sich der öffentliche Sinn lebensthätig den reellen Dingen hingegeben, sowie mit den jugendlich-frischen Kräften welche der Kunst sich zuzuwenden begonnen, als daß sie sich hätten durchsetzen lassen. Doch blieb

ein trüber Niederschlag in der Schule zurück, der dadurch nicht entfernt wurde, daß sie in der Poesie und Romantik und in der Geschichte der Nation ihre Stoffe aufsuchte.

Was die neue vlämische Schule, die ihre Kehrseite nach einer andern Richtung hat, auch noch zu wünschen übrig läßt, sie hat unwidersprechlich gesunde volkseigene Keime sowohl ihrem Ursprung und ihrer Auffassung als ihren Lebensbedingungen nach. Sie trat als enthusiastischer Rückschlag, im Bunde selbst mit den Volksbewegungen, gegen das Vorherrschen des Fremden auf, sie suchte ihre Muster und Namen nicht in Italien, sondern im eigenen Lande, und ihr ganzer Fleiß wandte sich auf das Studium ihrer alten Meister sowie der Natur. Wahrlich aber, das Zusammentreffen der verschiedenartigen Regungen des belgischen Volks im Grunde für eine und dieselbe Idee — die Befreiung des volkseigenen Wesens vom Fremden — beweist mehr als alles deren innern Lebenszusammenhang und deutet auf ein von diesem Volke tiefgefühltes Bedürfniß selbstständiger Gestaltung und Lebensbestimmung.

Dies edle Bedürfniß der Selbstständigkeit schließt jedoch nicht aus, daß das Verwandte sich sucht. Im Gegentheil, es bedingt die Annäherung desselben, denn nur diese sichert den nationalen Bestrebnissen ihren letzten und höchsten Erfolg. Wie daher die vlämische Literatur mehr und mehr das Bedürfniß fühlt, sich an die allgemein deutsche anzulehnen und in diese zu ihrer eigenen Bereicherung hineinzuwachsen; so fühlt auch die vlämische Malerei daß ihr zu ihrer höhern Entfaltung noch etwas fehle, daß die naive Naturanschauung und das positive Moment der Farbenfrische ihr nicht genügen zur Vollendung, und sie ahnt daß ihr das Mangelnde, das mehr ideale Moment der Komposition, gerade durch nähere Verbindung mit Deutschland gegeben werden

könne. Diesem Gefühl aber sollten wir herzhaft entgegenkommen, zumal auf dem Gebiete der Kunst eine Annäherung leichter anzubahnen ist als auf dem der Literatur, wo wegen Entfremdung der Sprachen zum Verständnisse vorher eine materielle Schwierigkeit beseitigt werden muß. Gewiß, wir müssen Wappers' Streben für Anknüpfung näherer Kunstbeziehungen zwischen Belgien und Deutschland mit inniger Freude begrüßen. Warum sollte die deutsche Kunst sich von der verwandten niederdeutschen abwenden und sich der befruchtenden Stralen erwehren, die noch immer von dem alten Brennpunkte der nordischen Kunst ausgehn? Entspricht nicht gerade diese Verbindung, keineswegs aber eine jämmerliche Eifersucht auf die vlämische Schule, einer höhern nationalen Forderung? Ja, ich lebe mit Vielen der Hoffnung, daß gerade durch die Ergänzung der beiderseitigen Schulen, durch die geistige Durchbringung beider Richtungen in der Kunst etwas wahrhaft Großes und Vollendetes erreicht werden möge. Der Süden hat die Gestalt, er meißelt und zeichnet, die Niederlande malen. Dort geht man auf den idealen Styl, auf das große kirchliche und historische Bild aus; hier, wo die wirklichen Naturfarben sehr kräftig sind, wo der feuchte Boden tiefgrünes Weidegras und saftigen Baumwuchs erzeugt, wo das farbenschillernde Meer und die bunten Schiffe, Häuser und Trachten stets wirksame und doch durch den weichen Luftton gemilderte Gegensätze bilden — hier eifert man dem Farbenglanz der Erscheinung nach und gelangt zur höchsten Vollendung des Naturbildes. Die Belgen sind geübter und lebhafter in Auffassung der Natur in festumrahmten Bildern, bei größerer Leistung in der gesammten Kleinwirthschaft der Kunst; in ihren Kunstschulen ist die Farbe die höchste Leistung, und sie verstehn es besser als wir, der ganzen Beleuchtung die rechte Einheit zu geben, so daß

die Hauptfiguren ins wirksamste Licht, die Nebenfiguren ins untergeordnete Dunkel hineintreten. Ist doch in Rembrandt sein heimatliches Lichterspiel fast zum symbolischen Ausdruck des Naturkampfes zwischen Tag und Nacht geworden. Um aber in unsere geistig bewegte Gegenwart hinauszutreten, um die höhere Bildung, die bewegenden Ideen mit tragen und fördern zu helfen, dazu bedarf die Kunst auch der Grundlage freier gedankenvoller Thätigkeit, und diese findet bei deutschen Meistern durch ihre umfassenden Studien und Forschungen, ihre vielseitigen Hülfsmittel und gereifte Anschauung mehr Anbau und eine offenere Bahn als bisher in Belgien.

Doch nicht bloß in der Malerei, auf allen Gebieten der Kunst erwachen von neuem Wechselbeziehungen zwischen Belgien und Deutschland, und unsichtbar webt die Zeit durch tausendfache Kräfte und Triebfedern an dem geistigen Bande, das diese tiefverwandten Länder wieder aneinander knüpfen soll. Gerade dieser vielseitige Zusammenklang, diese mannigfachen Erinnerungen an die alte Verwandtschaft leisten Bürgschaft, daß wir es hier nicht mit einer vorübergehnden Erscheinung auf dem einen oder andern besondern Kunstgebiete zu thun haben; das Übereinstimmen vielerlei ernster geistiger Regungen zwischen zwei stammverwandten Nachbarländern trägt, fördert und befestigt auch das wechselseitige Verständniß zwischen ihnen, wie überhaupt, so für jeden besondern Zweig der Kunst. Von Dichtung und Gesang wird weiter unten die Rede sein. Hier will ich nur noch darauf hinweisen, wie die Sorge für Erhaltung der stolzen belgischen Baudenkmale gothischen Styls, wie überhaupt der Sinn und das Verständniß für die eigene deutsche Baukunst gleichmäßig in Belgien wie in Deutschland erwacht, ja dort noch allgemeiner und glühender geworden ist als bei uns. Fast in jeder belgischen

Stadt herrscht in dieser Hinsicht Thätigkeit. In Antwerpen war man seit Jahren mit Herstellung der Thürme Unsrer lieben Frauen beschäftigt, dieses Meisterstücks von kühner Großheit und zarter Zierlichkeit, worauf das Auge voll Befriedigung unter dem tausendfach gestalteten Laubwerk umherirrt, das es vom Fuße bis zur Spitze bekleidet. Auch im Innern des stolzen Baues sind schöne Arbeiten ausgeführt nach den Zeichnungen Durlets und durch den Meißel Geerts'. Unter den Verjüngungswerken in Belgien verdient ferner die St. Gudulakirche mit vorangestellt zu werden. Ebenso ward das Stadthaus von Löwen dem nagenden Wurm des Verderbens durch einen umsichtigen Herbau entzogen und dieses echte Kunstjuwel zur Ehre Belgiens erhalten. Zugleich ist die Glasmalerei in Belgien wie in Deutschland wieder aufgelebt — die Vlamingen nennen Pluys von Mecheln den Wiederauffinder dieses Geheimnisses, das fast zwei Jahrhunderte schon im Grabe schlief — die Kirchenfenster und Rahmen bedecken sich wieder mit herzrührenden und glanzvollen Bildern, die der deutschen Kirche ihren kennzeichnenden Schmuck und jenes mystische Helldunkel zurückgeben, das so poetisch zum Gemüthe spricht und die Seele aufwärts richtet. Doch nicht bloß alte Kirchen wurden verjüngt und neu ausgeschmückt, sondern man baute auch ganz neue, wie die Kirche von Burgerhout bei Antwerpen (Entwurf und Zeichnung sind von Berckmans), und trug mit zum Beweise bei, daß der deutsche Kunstgenius auch im Kirchenstyl des neunzehnten Jahrhunderts seine Flügel schlägt und darin vielleicht Großes, dem vierzehnten Jahrhundert Würdiges hervorbringen würde, wenn die fromme Begeisterung die nöthigen Mittel dazu wieder herbeitrüge. Dieser in Belgien erwachte Kunsteifer beschränkt sich übrigens nicht auf die engen Grenzen des eigenen Vaterstaats, er dehnt sich nach dem Rhein aus, und

reicht den deutschen Brüdern die Hand. Fanden doch von jeher innigste Kunstbeziehungen zwischen den Landen um Rhein, Maas und Schelde Statt. Der in Köln geborne Rubens ward der belgische Malerfürst, und aus dem Haupte des Vlamings Geerhart von Sint-Truyen entsproß der Riesenentwurf zu dem Kölner Dome, dem erhabenen und sonst unerreichten Meisterwerke deutscher Baukunst. In Antwerpen hat sich ein Verein zur Förderung des Kölner Dombaues gebildet, damit Belgien wie zu der Begründung so auch zu der Vollendung dieses Wunderwerkes das seinige beitrage, und der alte Bruderbund im Geiste wieder erfrischt werde.

Belgiens wirthschaftliche und sociale Zustände; — Gemeindewesen; Pauperismus in seinen Ursachen und Heilmitteln; die Landbevölkerung.

> Was löst die menschlichen Räthsel anders als Gerechtigkeit die in Liebe wurzelt? Es lohnt nicht alles umzustürzen, um eine Tyrannei durch die andere zu verdrängen; die Freiheit besteht nicht darin, daß dieser an jenes statt herrscht, sondern darin, daß Gerechtigkeit waltet.

Belgien behauptete zu verschiedenen Zeiten, zum Theil noch heut, ein gewerbliches Übergewicht auf unserm Festlande. Wie schon früher angedeutet, verdankt es dasselbe weniger dem Überflusse seines Bodens und seiner Mineralschätze, woraus man auch wohl das Übergewicht Englands gar zu nüchtern erklären will, als vorzüglich dem Fleiße, Unternehmungsgeiste, der Ausdauer und Willensstärke seiner Bewohner. Diese Eigenschaften haben Belgien stets eine gewisse Wohlhäbigkeit und tüchtige Zustände selbst unter vielen traurigen Wechselfällen des Staats erhalten. Wir haben die belgische Kulturgeschichte bis auf ihren Höhepunkt

im sechzehnten Jahrhundert begleitet, von welchem dann ein lange fortwährender Abgang statt fand, wenigstens im Verhältniß zu den Fortschritten anderer benachbarten Staaten, besonders solcher wo Freiheit in Staat und Kirche herrschte. Es war eine traurige düstere Periode mit wenigen Lichtpunkten, die mit den beiden unglücklichsten Jahrhunderten der deutschen Geschichte zusammenfällt. Die Ursachen des Rückgangs waren mannigfach. Die deutsche Schwäche, Mangel an Einheit, war auch die Schwäche Belgiens. Zwar erfreute es sich einer größern Einheit als viele andere deutsche Landschaften unter der Regierung eines Erbfürsten, während z. B. die im Handel rivalisirenden Hansestädte ganz ohne Territorialzusammenhang blieben; jedoch stand es darin gegen andere Staaten zurück, und die Schattenseite des auch ihm angebornen Provincialismus trat immer stärker hervor. Wie unter den Grafen und Herzögen, so hörten die innern Streitigkeiten auch unter dem spanischen und österreichischen Hause nicht auf. Die demokratische Gemeindefreiheit suchte sich ohne Grenze und Zaum geltend zu machen und hinderte die Unterordnung unter das Ganze; der Lokalgeist wucherte. Die Städte entbrannten in Eifersucht: Brügge will z. B. seinen Privilegien ähnliche nicht auch Eckloo zugestanden wissen, dieses jenem den Zugang zum Meere verweigern; Mecheln erhebt sich gegen Brüssel für besondere Rechte, Antwerpen gegen Mecheln, und Brügge gegen Antwerpen. Selbst in einer und derselben Gemeine stemmt sich die Eifersucht der Gewerbsgilden untereinander der Solidarität ihrer Glieder entgegen. Das eine Volk zerfiel fast in eben so viele Bruchtheile als es Individuen und Eigenthümlichkeiten gab, die nebeneinander gestellt blieben und fast nie zu großen allgemeinen Zwecken einig waren, weil in Wirklichkeit keinem höhern Ganzen unterthan. Belgien ist in mehr als einem Sinne das Opfer

des deutschen Partikularismus geworden. Aus Mangel an organischem Zusammenhang und Kohäsion verstand es seine Gewerbsamkeit und seinen Handel damals nicht auf einer festen dauerhaften Staatsgrundlage aufzuführen, die nöthig gewesen wäre, um den Stürmen der Zeit zu widerstehn. Hieran waren indeß nicht bloß die innern Verhältnisse Schuld, sondern auch fast eben so sehr die äußern und die Lage des Landes. Wie glücklich war das von der See umflossene und beschützte England, dessen Boden Jahrhunderte lang kein Feind mehr zertrat, gegenüber Belgien, dessen Ebenen den Tummelplatz für alle europäischen Kriege bildeten! Dort fochten Vläminge und Franzosen Jahrhunderte lang, und auch dann blieb der Boden eines der großen Schlachtfelder, auf dem Spanien, Frankreich, England, Österreich ihre Zwiste entschieden, wie die Traktate von Nimwegen, Utrecht, Riswyk, Gent, Breda, Achen ꝛc. bezeugen.

Karl V. hatte der innern Zersplitterung und Zwietracht kräftig zu wehren gesucht, ja das mit der Zeit allein wirksame Mittel dagegen wohlbedacht ergriffen: er substituirte den Provincialständen der einzelnen Landestheile die hochwichtige Institution der Generalstaaten oder allgemeinen Reichsstände, und arbeitete überhaupt auf Einheit der Verwaltung und Einigung der Gerichtsnormen und der Landesanliegen hin. Dieses wohlthätige Bestreben unterbrachen zum Unglück für die Größe des Landes die Religionszwiste, und Karls V. Nachfolger, zumal Philipp II., handelten in einem ganz andern Sinn: sie wollten die Einheit des Staats sowie die der Kirche durch Erdrückung aller ständischen Rechte, durch Vernichtung der Freiheit, die doch allein zur wahren Einheit führt, äußerlich erzwingen. Das Institut der Generalstaaten kam daher vorerst nur in dem sich losreißenden Nordniederland zur vollen Entwickelung. Die Störung des kirchlichen Friedens oder viel-

mehr die Unterdrückung der Glaubensfreiheit ward aber Belgiens eigentlicher Unstern. Weil der Religionskampf in Südniederland nicht bis zur Freiheit durchgefochten wurde, mußten daraus zahlreiche Auswanderungen (besonders während des siebenzehnten Jahrhunderts) entspringen, welche den Spaniern seit den Zeiten Ferdinands des Katholischen und der heiligen Inquisition in der Gewohnheit lagen, und die Schiller auf eine volle Million Menschen schätzt. Nach Holland, Rheinland, England gingen Handwerker und Künstler; Amsterdam bewilligte jedem belgischen Weber 200 Gulden; England schreibt von der Übersiedelung vlämischer Tuchweber seine Überlegenheit in diesem auch für die Landwirthschaft so hochwichtigen Gewerbzweige her, die es mit seiner gewöhnlichen Ausdauer schon zweihundert Jahre vergeblich erstrebt hatte. Und dennoch blieb das unverwüstliche Belgien bis auf den heutigen Tag ein industrieller Sporn Englands wie der Kontinentalländer!

Furchtbar waren die Krämpfe, welche während der langen Religionswirren in den Eingeweiden Belgiens wühlten. Um davon einen rechten Begriff zu bekommen, muß man die im Jahr 1839 von Blommaert herausgegebene Vlaemsche Kronyk oder Dagregister des Ph. de Kempenare lesen, worin dieser alle Genter Begebenheiten von 1566 bis 1585 verzeichnet hat — eine um so wichtigere Quelle für die Geschichte des niederländischen Freiheitskrieges, als Gent in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts der Mittelpunkt aller politisch-kirchlichen Bewegungen und Listen war, durch welche die Niederlande so tief erschüttert und gleichsam neugeboren werden sollten. Die Geschichte der Genter Demokratie in jener Zeit, wo diese Stadt noch die reichste und bevölkertste der gesammten Niederlande war, bietet eines der merkwürdigsten Schauspiele dar. Während das reformirte Element

im deutschen und das katholische im wälschen Niederland sich unversöhnlich entgegensetzten, entspann sich in und um Gent ein heftiger Kampf, der nur durch die unsinnigsten Ausschweifungen und Übertreibungen der reformirten demokratischen Partei zum Siege der katholischen Partei führte. Schlag folgte dann auf Schlag.

Der westfälische Frieden erkannte die vollständige Unabhängigkeit der Republik der niederländischen Generalstaaten an. Der vierzehnte Artikel dieses Vertrags bestimmte, der durch ihre fanatische Zerstörungswuth selbst ohnmächtig gewordenen spanischen Regierung zum Hohne, dem Lande zum Unheil, die Sperrung der Schelde durch Holland; Antwerpens Hafen verödete für fast zweihundert Jahre, und der Reichthum der alten Welthandelsstadt ging an ihre Nebenbuhlerin Amsterdam über, die Kunst mit ihm. Holland herrschte nun auf der See durch seine Schiffe, auf dem Lande durch seine Kunst, seine klassische Wissenschaft und Literatur, durch seine politische und religiöse Freiheit. Indeß traten um diese Zeit die großen Nationalstaaten mächtig wetteifernd hervor, zumal England, dessen politische und gewerbliche Entwickelung bereits auf eine zukünftige Weltherrschaft hindeutete. Unter den germanischen Staaten erlangte England die größte Einheit bei innerer Freiheit: der aus dem Bedürfnisse hervorgehnde Geist der Einheit, getragen nicht von einem absoluten König wie in Frankreich, Spanien und anderwärts, sondern von einer sich glücklich entwickelnden Reichsverfassung, hat das System begründet, auf welchem Englands industrielle und politische Überlegenheit beruht. Unter den großen Nationalstaaten führte England zuerst eine Staatswirthschaft und eine auf festen klaren Grundsätzen beruhende Handelspolitik durch. Bisher hatte gleichsam die Gewohnheit Märkte für Halbfabrikate und fertige

Waaren, wie für Rohstoffe geschaffen und erhalten; Jahrhunderte lang benutzte man sie, ohne wesentliche Veränderung oder Eifersucht. Doch weckte der nach damaligem Geldwerthe riesenhaft angewachsene Reichthum jener alten Stapelplätze des Handels- und Gewerbverkehrs allmählich den Neid der größern Nachbarn; England wollte seine Wolle im eigenen Lande verarbeiten und nicht mehr von den Belgen abholen und verweben lassen, um ihnen dann die Tücher theuer abzukaufen; doch wußte Kaiser Karl V. seine Erblande noch gegen die damals schon feindselige Nebenbuhlerei Englands zu schützen. Mehr und mehr aber suchten die großen Staaten die Rohstoffe sowie die Fabrikate daraus, durch Monopole und Verbote, oder durch Besteuerung fremder Einfuhr geschützt, selbst zu erzeugen; einerseits entstand das Mauthsystem mit seinen Schranken, Hemmnissen und wenigstens augenblicklichen Vertheuerungen, andrerseits aber ein reger fördernder und erziehender Kampf zwischen der noch jungen einheimischen Erzeugung und den frühern Erzeugern des Auslandes, wobei Landwirthschaft und Gewerbe erstarkten und die Erzeugung in unendlichem Fortschritt sich mehrte und verwohlfeilte, zu Gunsten aller Bevölkerungsklassen wie des Staats selbst.

Aus dem großen kommerciellen Wettkampfe der europäischen Völker in jenen Zeiten treten zwei wichtige Thatsachen hervor. Einmal gehn Industrie und Handel aus den südlichen, katholisch gebliebenen Ländern, deren Bevölkerung wie ermüdet und erschlafft zurückbleibt, ja zum Theil verarmt, mehr und mehr über in die nördlichen protestantischen Staaten, deren Völker mit der durch die Reformation erlangten größern Freiheit zugleich unternehmender, rühriger, beweglicher zu werden scheinen, jedenfalls die Sache der Industrie und ihre Fortschritte beharrlicher zu Gunsten

ihrer Macht und ihres Reichthums festhalten. Sodann erlangen die Nationalstaaten in ihrer großartigern umfassendern Entwickelung der Arbeit und Macht allmählich das ihren Kräften entsprechende, natürliche Übergewicht über die kleinern Staaten, die nur Bruchtheile großer Nationalitäten darstellen. In beiderlei Beziehung befand Belgien sich in ungünstiger Lage, wenn es auch nicht auf die Stufe sank, wo ein Volk in stumpfem Hinbrüten sich der Gegenwart entfremdet und selbst nicht mehr die Fasen der Fortschritte und Zustände glücklicherer Nachbarn mit patriotischer Eifersucht beobachtet.

Die französische Revolution hat dieses Mißverhältniß zwischen dem Süden und Norden, zwischen den katholischen und protestantischen Landen zum Theil wieder verbessert, und ihre weiteren Wirkungen, die südlichen Volksgeister immer mehr aufweckend, scheinen das alte Gleichgewicht allmählich wieder ganz herstellen zu sollen. Denn wiewohl von allgemeinem Charakter, da sie selbst England nicht ganz unberührt gelassen, hat die französische Revolution doch in Europa wie in Amerika mehr die südliche und katholische Welt aufgeschüttelt als die nordische und protestantische, hat sie weit tiefere Spuren und Umbildungskeime in jener hinterlassen als in dieser; kurz, sie ist in mancher Hinsicht das für die südlichen Länder gewesen, was die Reformation für die nördlichen war, ungeachtet der Einfluß beider großen, erfrischenden Weltbewegungen sich natürlich zu keiner Zeit bloß au den einen oder andern Theil beschränkte. Die französische Revolution, dieser allgewaltige Rückschlag gegen alles, was in den letzten Jahrhunderten zur Bekämpfung und zur Fesselung des reformatorischen Prinzips in Staat und Kirche war festgestellt worden, hat vornehmlich in den katholischen Landen die Bahnen der Freiheit und des Fortschritts wieder geöffnet, vor-

nehmlich dort die Geister aufgerüttelt, die Vaterlandsliebe, den regen Fleiß und Unternehmungsgeist, den muthigen intelligenten Wetteifer auf den Bahnen der Macht wieder aufgerufen, dort vornehmlich überall auch die Keime der staatlichen Wiedergeburt ausgestreut.

Dies zeigt sich auch in Belgien, dessen Wiederverjüngung in Staat und Freiheit, in Kunst und thätigem Leben seit jener Zeit aufzukeimen beginnt. Was dafür, sowie zur Aufmunterung von Gewerben und Handel schon unter Maria Theresia und Kaiser Joseph II. im Einzelnen auf bürokratischem Wege geschehen ist, verschwindet völlig gegen die neuere Entwickelung Belgiens in Folge der Aufregung und Erfrischung des Volksgeistes selbst. In Vergleich hiermit sind auch die immer zweideutigen Wohlthaten Napoleons, der übrigens die Wichtigkeit dieses Landes wohl erkannte, geringfügig; er eröffnete die Docken von Antwerpen, verbesserte die Häfen von Ostende, Blankenberg, Neuhafen, ließ durch Kanäle die Schelde mit der Seine und im Plan mit dem Rhein vereinen, die Oise über Brüssel mit der Schelde. Auch war die Kontinentalsperre Belgien, das im großen Seehandel nicht viel mehr zu verlieren hatte, nicht verderblich wie Holland und anderen vorzugsweise seefahrenden Staaten und Städten; verschlossen sich die Zugänge zu der neuen Welt, so öffnete sich ihm dagegen das Abendland, Napoleons Reich, und unter dem Verbot- und Sperrsystem nahmen seine Manufakturen einen neuen, wiewohl künstlichen Aufschwung. Die höhere Entwickelung beginnt erst mit der Wiedervereinigung mit Nordniederland unter freisinnigen politischen Institutionen und dem im Ganzen wohlwollenden und für die Volkswohlfahrt eifrig besorgten holländischen Regiment. Es war die wichtige Bildungs- und Übergangsperiode Belgiens zu einer selbstständigen Staatsgestaltung

— der Erfüllung eines alten, seit dreihundert Jahren im Lande vielfach genährten Wunsches. Dieser Wunsch, im Bunde mit andern Anliegen, war stärker als das mehr materielle Band, welches die niederländische Regierung für stark genug hielt, die beiden Theile in einem Verwaltungskörper zusammenzuhalten, und das lediglich in einem auf Ermunterung der belgischen Industrie wohlberechneten Handels- und Schifffahrtssystem bestand, nicht eben zu Gunsten Nordniederlands. Mit diesem Bande zerrissen die Belgen allerdings eine Menge für ihr Bestehn wichtigen Handelsvortheile, und es bedurfte bewundernswerther Anstrengungen des jungen Staats, um auf eigenen Füßen stehn zu können und nicht den schwierigen Verhältnissen zu erliegen.

Verweilen wir einen Augenblick bei seinen ersten und treuesten Bundesgenossen — es sind sinnreiche Erfindungen, Mittel und Hebel der allgemeinen Kultur. Von den beiden denkwürdigsten Begebenheiten des Jahres 1830, die sich für kein Land so folgenreich bewiesen als für Belgien, erscheint das Rollen des ersten Dampfwagens noch von wichtigern nachhaltigen und universellen Folgen als die Juliusrevolution. Unscheinbare Triebfedern helfen oft gewaltige Erscheinungen vorbereiten. Die Buchdruckerkunst, der Kompaß, das Pulver — Erfindungen fast zu schwer für ein Jahrhundert — haben die Mittel, wenn auch nicht Grund und Anlaß, zu all den mächtigen sich drängenden Bewegungen, Umgestaltungen und Fortschritten der folgenden drei Jahrhunderte gegeben, die keine einzige Erfindung aufzuweisen haben, die verdient, ihnen in Großartigkeit der Wirkungen an die Seite gesetzt zu werden. Die Dampfmaschine ist die vierte Erfindung von welthistorischer Bedeutung, die Begründerin der Maschinenmacht, die äußere Triebfeder einer erst im Beginn begriffenen Umwälzung, die von Gewerben und Erzeugung sich auf das ganze

gesellschaftliche Leben ausdehnen wird. Mit ihrer Hülfe schwinden die Entfernungen, die Menschheit wächst zu einem lebendigen Körper, dessen Blutlauf, Schmerzen und Freuden überall fast zugleich gefühlt werden. Jedes geistige Bedürfniß einer Zeit sucht die Form, durch welche es in die Erscheinung treten kann; zu diesen Formen gehören die tief eingreifenden Erfindungen, die nicht zufällig gemacht werden, sondern nothwendige Zeitbegebenheiten sind. Wie die Reformation der Druckpresse bedurfte, so kann die Dampfmaschine erst die Zwecke der Revolution erfüllen. Soll die Entwickelung der Ideen nicht die Wirklichkeit wirr und gähnend hinter sich zurücklassen, so muß auch die materielle Erzeugung und Verbindung endlos vermehrt werden: Waare, Wort und That wollen mit Blitzesschnelle von Land zu Lande, von Pol zu Pole gehn. Die Menschheit hat, ungeachtet der unendlichen Mannigfaltigkeit ihrer Gliederung, das Bedürfniß, sich selbst als ein einiges Bewußtsein zu fassen, das nach Befreiung ringt; daher muß ein Blutstrom sie durchziehen, ein Pulsschlag sie bewegen, jede Errungenschaft muß sich ihr mittheilen, jeder Druck, jeder Schlag, von wo ausgehend, sie wie Ein Wesen durchzucken können. Diesem Zwecke dient der Dampfer, ein wichtiges Glied in der Kette von Ursache und Wirkung der Weltentwickelung. — Das Wesen jeder nützlichen Erfindung besteht aber darin, daß sie Zeit und Kräfte, besonders menschliche, erspart oder wirksamer macht. Je mehr die Menschen mit denselben Mitteln hervorzubringen im Stande sind, desto wirksamer, mächtiger, reicher, gebildeter und freier werden sie. Jene großen Erfindungen zeichnen sich auch hierin vor allen andern aus: mit dem Kompaß durchschneidet der Kauffahrer die Meere, die gefährlichen und langwierigen Küstenfahrten abkürzend; mit dem Pulver wirkt der körperlich Schwache dasselbe wie der Starke; die Presse

ersetzt Millionen mal Millionen Schnellschreiber; die Dampfmaschine erspart Unermeßliches nach jeder Richtung. Anders ausgedrückt, sie sind wirksamere Mittel der Bewegung; das Pulver beflügelt das schwere Blei, der Kompaß erlaubt dem Schiffer, Wind und Dampf mit schwellenden Segeln zu benutzen, die Presse bildet die Schwingen des Worts und der Rede, die Dampfmaschine ist ein Triebrad nicht bloß der Industrie, sondern der ganzen Entwickelung, sie bewegt geistige wie körperliche Dinge.

Indem Belgien, allen Kontinentalstaaten voranschreitend, sich der neuesten Erfindung des schaffenden Geistes auf eine kühne und großartige Weise bemächtigte, erwuchsen ihm daraus die wichtigsten Vortheile für sein staatliches Bestehn. Einmal befestigte es durch das Eisenbahnnetz seinen innern Zusammenhang, seine innere Einheit; sodann sicherte es, dem Zeitbedürfnisse so bald und vollständig entsprechend, seine staatswirthschaftliche Zukunft, und legte dadurch den Grundstein zu dem Aufbau seiner Unabhängigkeit; ferner brachte es sich in die Gelegenheit, die Vortheile seiner natürlichen Lage geltend und den darin liegenden Schatz flüssig zu machen. Vorzüglich aber stärkte es das moralische Selbstgefühl des jungen Staats, griff der Hoffnung, dem Selbstvertrauen des Volkes kräftig unter die Arme und gab ihm einen nationalen Schwung.

Dieses war für Belgien um so wichtiger als es, wie vormals das vereinte Königreich der Niederlande, volklich gespalten ist und einen innern Gegensatz birgt, der, bei näherm Ansehen, sich als tief schneidend darstellt. Die belgische „Nationalität" war Anfangs, wo nicht eine Täuschung, doch bloß ein Begriff, der seine Realität noch nicht gefunden hatte. Diese Realität kann dort, wo die Volksbestandtheile verschieden sind, aber nur der Staat geben durch etwas Gemeinsames, das dieselben über

dem Rassengegensatz zusammenhält und welches dort daher ein Gebot der Noth wird. Vor allen Dingen gehört politische Freiheit dahin und eine Verfassung, die auf dem Grundsatze der vollkommen gleichen Berechtigung beider Volkseigenheiten beruht, und unter deren Schutze jeder Theil sich wohnlich fühlt, weil er freien Spielraum und volle Befriedigung findet. Der volkliche Gegensatz geht alsdann in einem höhern politischen Gemeingut, in umfassenden und tiefgreifenden Gemeinanliegen auf, und diese gemeinsamen Güter und Anliegen ersetzen die Einheit der Abstammung. Dahin ist es inzwischen noch lange nicht in Belgien gekommen, wie wir in den folgenden Abschnitten sehen werden; obwohl nicht zu läugnen, daß es während der siebenzehn Jahre seiner selbstständigen Entwickelung schon manchen Einschlag zu solchem Band gethan hat, und daß es nur noch wenige Belgen geben dürfte, die das Gewirkte wieder zerreißen möchten oder Neigung spürten, sich in Frankreich oder Niederland zu verlieren.

Jener Gegensatz wird durch Verschiedenheit der Natur, Gesittung und Industrie noch verschärft. Ja, der Wallone hat seine eigenthümliche Bedeutung vorzüglich in der besondern, mit der Natur und den Schätzen seines Berglandes verwachsenen Betriebsamkeit. Daß er in diesem Lande festsitzt, beweist die trotzige Einklemmung des wallonischen Keils ganz zwischen deutschen Gebieten seit Jahrtausenden. Überall findet man, daß bedrängte Völker den Kern ihrer Eigenheit am längsten im Gebirg behaupten. Berge, Eilande und Küsten halten ihre Bewohner am meisten fest, auf Bergen und See'n ruht etwas Geheimes, was den Menschen an sie fesselt, die Traulichkeit und Heimlichkeit, was der Schweizer das Heimelnde nennt. Die Basken haben in den Westpyrenäen Jahrtausende lang dem herrschenden Einflusse mächtiger Reiche und erobernder Völker widerstanden; die

Griechen haben im Gebirgslande manchen Zug ihres Volkthums mit der Sprache vor den drängenden Slaven und türkischer Gewalt gerettet. Als die Slaven das platte Land im östlichen Deutschland eingenommen, an der Elbe hinauf in Böhmen und in Sachsen weit an der Saale hinauf vorgedrungen waren, blieb das Bergland zwischen ihnen, blieb das Erz- und Fichtelgebirge, ja selbst das Riesengebirge wahrscheinlich meist von Deutschen bewohnt; was die spätere Wiederverdeutschung des Landes erleichterte. Gebirgsland mit seinem oft versteckten Gewerbfleiß und Wohlstand reizt weniger durch Bequemlichkeit und Reichthum, weit schwieriger wird Eroberern seine Behauptung. So gewannen die Galen mit ihrer Oil-Sprache, einem der ältesten gälisch-französischen Dialekte, der oft laut nach der Gallier Art doch nicht übel klingt, dem eigentlichen Franzosen unverständlich, im Gebirgslande der Maas und in den Ardennen immer wieder die Oberhand. Während der Vlaming ganz die germanischen Stammzeichen hat, helles Haar und Augen, weiße blutvolle Haut, zeichnen den Wallonen schwarzes Haar, dunkle Augen, braune Haut aus; jener ist stämmiger und ausdauernder, dieser gelenkiger und rascher. Nichts Lieblicheres kann man sich denken als die Kinder der Vlamingen mit ihren Engelköpfchen, der blendend weißen Haut, dem zart angehauchten Roth der Wangen und dem goldigen reichen Haare; dagegen machen die Kinder der Wallonen mit dunkler Hautfarbe und unregelmäßigen Gesichtszügen einen unvortheilhaften Eindruck; doch zum Jüngling und zur Jungfrau gereift, bekommen die Züge der Wallonen mehr einen bestimmten Ausdruck und bilden sich überhaupt anziehend aus. Die vlämischen Frauen behalten die zarte reine Haut länger als die Männer, die das Weiche auch weniger gut kleidet, und es gibt unter ihnen, namentlich in Brügge und Antwerpen, wahre

Ideale von Sanftheit und Lieblichkeit; die Wallonin ist selten schön, doch der zierliche Wuchs, die rasche Bewegung, das feurige Auge verleihen ihr oft hohen Reiz. Die Belgin ist durchweg eine rüstige musterhafte Wirthin und tugendsame Hausfrau; doch ist die häusliche Reinlichkeit im Norden ungleich größer als im Süden, nur dort besonders findet man alles von dem weißen Linnen des Tischtuches bis zum messingenen Knopf an der Thürklingel stets von Sauberkeit leuchtend. Die französische Pensionserziehung der Mädchen aus den wohlhabendern Klassen ist verderblich; Conscience hat sie in seinen vlämischen Erzählungen treffend beleuchtet und bekämpft. Der Handelsgeist ist auch den vlämischen Frauen angeboren, sie walten mit großem Ernste in der Schreibstube wie im Ausschnittsladen; unter den arbeitenden Klassen beschäftigen sie sich hauptsächlich mit sitzendem Fleiße, Spinnen, Weben, Spitzenklöppeln. Die wallonischen Weiber verrichten schwerere Arbeiten, auf dem Felde, im Walde, sie tragen in Lüttich, sprichwörtlich die „Hölle der Frauen“, Kohlenlasten und ziehen Schiffe, wie Sklaven der Männer. Vermischung beider Volksbestandtheile findet häufig statt, zumal in Brabant, und unter allen Städten am meisten in Brüssel, wo auch zahlreiche fremde Ansiedler durch die bequeme Lage im Mittelpunkt Europa's, das üppige, wohlfeile und freie Leben Belgiens herbeigelockt werden; dort findet man auf jedem Schritt den Gegensatz von schwarzen Haaren und hellen Augen, dort nur hört man jenen unverständlichen Jargon aus deutschen und französischen Wörtern gemengt. Doch haben darum die Abneigungen, Vorurtheile und Neckereien zwischen dem Volke beider Stämme, die oft zu blutigen Raufhändeln ausarten, nicht aufgehört. Sie haben eine Menge Spitznamen füreinander, besonders stark im Schimpfen ist der Vlaming; ihm fehlt überhaupt die gute deut-

sche Grobheit nicht, die der Wallone plump findet, und unter seinen verächtlichen Sprüchwörtern ist das „wat walsh is, valsh is“ noch ein glimpfliches. Das alles hindert jedoch nicht, daß die „harten Köpfe von Flandern“, wie Karl V. sie nannte, und das „böse Blut von Lüttich“, wie Karl der Kühne sich ausdrückte, recht gut zusammen im Staate passen, da Liebe zum Herde und Gemeindewesen, Eifersucht auf ihre Freiheit und ein tiefes Rechtsgefühl bei beiden Stämmen ein Grundzug geworden ist, der sich fast zu einem Nationalcharakter erhebt.

Gewöhnlich zeichnet Gebirgsgegenden welche ihre alte Volkseigenheit zwischen fremdem Einflusse bewahrt haben, reger Gewerbfleiß aus; schon die Noth zwingt sie dazu. Soll ich an die Landschaften vom Fichtelgebirge bis an die Sudeten oder an die baskischen erinnern, obwohl letztere jetzt meist spanisch reden? Welch ein Fleiß, gegründet auf unerschöpflichen unterirdischen Schätzen, blüht in dem wallonischen Maasthal, das von Stollen unterhöhlt ist! Unvergeßlich bleibt mir, als ich zum ersten Mal von der Höhe in das Thal bei Lüttich hinabschaute; — jetzt kömmt man gewöhnlich auf der Eisenbahn durch das reizende, felsenreiche Vesderthal an. Es war eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang an heiterm Tage. Lang hin an der silberglänzenden vielgewundenen Maas dehnte sich die Stadt, von Rauchwolken, die aus tausend Feueressen dieser belgischen Metropole der Schmiede aufquollen, wie von halbdurchsichtigen Schleiern umhüllt. Schiffe, theils bedampft, theils besegelt, schwammen munter auf- und abwärts; soweit der Blick reichte, war alles belebt. An Hügeln aufwärts zieht sich mancher Stadttheil, so mit den Vesten auf den Höhen über Rauch und Dampf ragend, worin die Stralen der Abendsonne, das ganze lebensreiche Bild verklärend, sich farbenreich brachen. Hier empfängt man sogleich den Eindruck

einer großartigen vielseitigen Fabrikthätigkeit; der Besuch der sehenswerthen Fabriken in und um Lüttich erfordert Wochen. Andere belgische Städte, wie namentlich Brügge, sind schöner, stolzer, schmucker, an Kunstwerken reicher, als Lüttich, keine ist gewerbthätiger, keine reizender gelegen, oder man möchte den Wogen der seearmbreiten Schelde bei Antwerpen den Vorzug als Naturschauspiel geben. Der Lütticher Gewerbfleiß ist kein entnerfender, zum Sitzen oder zum Aufenthalt in dumpfen Fabrikräumen verdammender, vielmehr der stählende, der aus bergmännischem Betrieb und Eisenverarbeitung hervorgeht; Kohlen und Eisen sind seine Hauptfactoren, und die tiefen Schachte, die Stollen und Gänge ziehen sich selbst unter die Stadt wie unter die Maas hin. Berühmt sind die Lütticher Eisenarbeiter, zumal die Büchsenmacher und Nagelhauer; sie besitzen meist, wie der Schmied in Mark und Berg um Ruhr und Wupper, wo sich ganz verwandte gewerbliche Verhältnisse finden, eine eigene Werkstatt und ernähren eine Familie; die Gewerbefreiheit hat die Büchsenschmiede nicht hindern können, sich wiederholt gegen die Ausführung des Planes aufzulehnen, Gewehrfabriken im Großen auf Actien anzulegen, in der Furcht sie möchten dadurch von den Fabrikherren abhängig werden. Wie abwärts von Lüttich nach Mastricht bis in die niederdeutsche Ebene, ist das Thal aufwärts bis Namen anmuthig, hier nur grotesker und belebter. Doch entspricht diese Strecke bei weitem nicht der großartigen Romantik des Rheinthals von Bonn bis Bingen, so wenig wie das Gewächs an den Geländen des Maasthals, das man auch Wein heißt, dem rheinischen gleichkömmt. Besondere Reize bietet die Landschaft um die Stadt Huy mit ihrem befestigten Schlosse, der Brücke über die Maas und einzelnen aus dem Baumgrün leuchtenden Felspartien; auch reift in den Weinbergen

daselbst die schmackhafteste Traube. Tacitus berichtet in seiner Lebensbeschreibung Agricolas, der 96 Jahre nach unserer Zeitrechnung starb, daß dieser römische Feldherr bereits Weinstöcke nach Belgien verpflanzt habe, und zwar in dieselbe Gegend, wo diese (wahrscheinlich in Persien urheimische) Pflanze noch heute gedeiht und ihr Anbau auch durch die Kapitularien Karls des Großen unter dessen Augen gefördert worden ist. Bei Namen, nur etwa sechs Meilen Maas aufwärts von der französischen Grenze gelegen, vereint sich die Sambre mit dem Hauptfluß, der sich dort wendet; bis Namen nämlich läuft die Maas nördlich, wendet sich hier östlich bis Lüttich in die Spitze des wallonischen Keils (Herstal), und fließt sodann wieder in nördlicher Richtung der Waal zu. Verläßt man das Maasthal bei Namen, sich nördlich gen Brüssel wendend, so gelangt man gleich nach Überschreitung der waldigen Höhenreihen auf die offene brabantische Ebene mit milden Hügelwellen, wo der Menschenschlag wieder deutsch wird. Auf dem Schlachtfelde von Waterloo (welcher vlämische Name Dickicht oder Gebüsch am Wasser, wie es denn in Niederland viele Loo gibt, nicht „Wasser-l'eau" bedeutet) steht auf einem künstlichen Kegelberg ein kolossaler goldener Löwe: alles Land, was er stolz überschaut, spricht schon niederdeutsch. Immer ebener wird die Gegend, Brüssel selbst liegt an den letzten sanften Hügelabhängen, auf deren Höhe sich die vornehme französische Hofstadt breit macht; weiter bis Antwerpen ist durchaus flaches, reiches Korn-, Garten- und Wiesenland, doch ist das üppige Grasland erst über dem Moorgrunde in Nordniederland und Friesland vorherrschend, Belgien erzeugt für seinen Bedarf nicht einmal genug schweres Vieh. Welch eine Menge altberühmter reicher Städte voll Kunstdenkmale erheben sich auf dieser Ebene! Welche Regsamkeit, welcher Fleiß auch dort! Eine kräftige Bevölkerung bestellt den seit lan-

gen Jahrhunderten wohlgepflegten verbesserten Acker mit muster=
hafter Umsicht; dieser entwickelte Ackerbau und der rege Gewerb=
fleiß, die sich überall gegenseitig am mächtigsten unterstützen,
versorgen das Land, trotz der dichten Bevölkerung in dem grö=
ßeren nördlichen Theil, selbst reichlich und wohlfeil mit den
meisten Bedürfnissen zur Nahrung, Kleidung, zu Hantierungen.
Obwohl Belgien in seinen jetzigen Grenzen, nach Rückgabe der
kornerzeugenden deutschen Theile von Luxemburg und Limburg,
nicht genug Getreide mehr für seinen vollen Bedarf erzeugt, fast
im Verhältniß wie England; so besteht sein Reichthum doch immer
vorzüglich im blühenden Bodenbau und in dem innigen Verbande
desselben mit seiner Industrie: hierin ist lediglich der Grund da=
von zu suchen, daß alle ungünstigen Umstände der letzten drei
Jahrhunderte, der Verlust des großen Handels, das Herabkom=
men der meisten vlämischen und brabantischen Städte doch das
Land noch nicht in Armuth gebracht haben. Dort kann man
lernen, von welcher nachhaltigen Wohlthat die eigene Hervor=
bringung aller daheim erzeugbaren Rohstoffe, deren eigene Ver=
arbeitung und Veredlung, also die vollkommene Verschwisterung
des Bodenbaues mit den Gewerben für ein Land sein kann, wie
eben hierauf die naturgemäße, daher gedeihlichste, haltbarste und
nicht leicht zu kränkende Entfaltung des gesammten schaffenden
Landesfleißes beruht. Bei einer solchen gewerblichen Entwickelung,
in welcher die verschiedenen Erzeugungszweige sich das Gleichge=
wicht halten, wird der Staat zwar zu einem industriellen, das
ist mit Verstand zur gemeinen Wohlfahrt arbeitenden Staat,
aber nicht zu einem einseitigen Industriestaate, und braucht er,
bei sonst gesunden Zuständen, Pauperismus und Proletariat von
der Entfaltung der Industrie nicht zu befürchten. Belgien ist von
diesen Übeln leider nicht frei, weil es andere wunde Stellen hat.

Unter der holländischen Regierung hatten die Gewerbe, namentlich im vlämischen Belgien, einen ungewöhnlichen Aufschwung genommen, in Gent erwuchsen blühende Baumwollenmanufakturen, Antwerpen und Ostende führten einen ausgedehnten See- und Kolonialhandel; auch das Lüttichsche blühte zusehends auf. Die holländischen Kolonien erweiterten Belgiens Schiffahrt und Seehandel, und boten, wie das Mutterland selbst, den Erzeugnissen seines Fleißes, namentlich den vlämischen Linnen- und Baumwollenwaaren sichern Absatz. Durch die Trennung von Holland wurden alle diese Anliegen aufs empfindlichste gekränkt: die holländischen Ostindienfahrer zogen sich aus Antwerpens Hafen zurück und trugen den Hauptheil des dortigen Verkehrs mit nach Rotterdam und Amsterdam; Ostende's Seefahrt schmolz wieder zu Null, seit mehreren Jahren hat es keine Ostindienfahrer gesehen, obschon es, bei guten Hafenanlagen, doch immer 25 Fuß Wassertiefe für den Einlauf mit der Flut in den Binnenhafen bietet und sowohl durch einen breiten, 18 Fuß tiefen Kanal als auch durch Eisenbahnen in Verbindung mit Brügge und weiter mit dem ganzen Lande steht; endlich verschloß sich den großen Spinnereien und Webereien Gents, sowie den zahlreichen Leinenwebern des Landes ein Hauptmarkt, der nicht verschmerzt werden kann. Die spinnende und webende Thätigkeit ist in Flandern so geartet, daß sie ohne große Märkte, also ohne Verbindung mit bedeutenden Handelsmächten mühsam bestehn kann; sie verdankte ihre neuere Blüte einem solchen erweiterten Staatsverhältnisse, wuchs auf diesem groß und kann desselben nun nicht gut entbehren. Daher die hartnäckige orangistische Gesinnung vieler Genter Fabrikherren und Antwerpener Kaufleute, daher jetzt die Geneigtheit der erstern zu einem Zollanschluß Belgiens an Frankreich, daher selbst der niederträchtige Gedanke

einer Spaltung Belgiens mit Übergabe des einen Theils an Frankreich, des andern an Niederland. Daher erklärt sich aber auch zum großen Theil die Erscheinung des Pauperismus in Flandern und Brabant, den alle Anstrengungen der neuen Regierung nicht entfernt zu halten vermocht haben.

Weit glücklicher war, wie in sprachlicher und politischer, so auch in volkswirthschaftlicher Hinsicht das Loos des kohlen- erz- und holzreichen wallonischen Theils nach der Revolution. Zwar nahm der Kohlenabsatz auf der Maas nach Holland Anfangs beträchtlich ab, zu Gunsten der mitbewerbenden westfälischen Ruhrgegend; allein das währte nicht lange, Niederland bedarf der Kohlen, des Eisens, die belgische Ausfuhr dahin ist höher als je gestiegen, und dabei hat der noch weit wichtigere innere Verbrauch ums Vierfache zugenommen. Die metallurgischen Gewerbe, deren Sitz der wallonische Keil ist, haben in Folge vieler Umstände, namentlich der Eisenbahnanlagen, einen noch vor wenigen Jahren nicht geahnten Aufschwung genommen, und erfreuen sich einer Blüte, die nichts Ähnliches kennt. Desungeachtet ist das vlämische Land nach wie vor in Bezug auf Wohlhabenheit und Steuerfähigkeit der weit wichtigste Theil des belgischen Staates. Man kann annehmen, daß der deutsche Bestandtheil zwei Drittel der öffentlichen Steuern entrichtet; in Bezug auf Zölle und Verbrauchsabgaben stellt sich dies Verhältniß noch höher, da der Norden Belgiens ungleich mehr Bedürfnisse hat und größere Massen fremder und Luxusartikel verzehrt als der ärmere, in viel beschränktern Verhältnissen lebende Süden. Zwar zeigen die belgischen Armenlisten, welche, außer der verschämten Armuth, regelmäßig an 600,000 als hülfsbedürftig sich offen erklärende Menschen aufweisen, ein für die deutschen Provinzen ungünstiges Verhältniß: in Westflandern ist der fünfte bis sechste

Mensch ein Armer, im wohlhäbigen Brabant mit Brüssel, sowie im fabrikreichen Ostflandern mit seinen Webern und der zweiten Hauptstadt Gent ist es, von den Wirkungen der letzten Misernte und Kartoffelfäule abgesehen, der siebente Mensch; in den Provinzen Lüttich und Namen mit ihren Eisengewerben und Kohlengruben ist der neunte, in der mit Wäldern bedeckten Provinz Luxemburg nur der sechzigste ein Armer. Allein die letztere straßen- und gewerblose Provinz, die neunmal weniger Bettler als das dichtbevölkerte Brabant hat, kennt auch die Bedürfnisse des Luxus nicht, der herkömmliche Ertrag des Wald- und Feldbaues reicht aus für ihre bescheidenen Ansprüche. Aus folgenden Angaben des belgische Moniteurs erhellt bis auf einen gewissen Grad der verschiedene Reichthum der Provinzen: die Zahl der Steuerpflichtigen, die, 40 Jahre alt und darüber, mindestens 1000 Fl. oder 2116 Fr. jährlich an Steuern bezahlen und dadurch zu Mitgliedern des Senats wählbar sind, beträgt in Brabant 111, in Ostflandern 71, in Westflandern 63, in Antwerpen 50, im Hennegau 36, in Namen 35, in Lüttich 26, in Limburg 9, in Luxemburg 1. Nähern Aufschluß gibt folgende Tabelle über die Ausdehnung und Vertheilung des Grund und Bodens von Belgien und seinen Provinzen in Hektaren, die nach den Angaben des Katasters entworfen ist:

Flächeninhalt von Belgien und seinen Provinzen.

Art der Gründe.	Antwerpen.	Brabant.	West-Flandern.	Ost-Flandern.	Hennegau.	Lüttich.	Limburg.	Luxemburg.	Namen.	Ganz Belgien.
	Hektaren.	id.	id.	id	id.	id.	id.	id.	id.	id.
Bepflügtes Land	118,413	227,933	119,114	09,625	236,423	130,620	140,241	98,000	145,226	1,505,595
Weideland	35,190	35,792	66,509	234,926	48,256	73,893	12,957	50,355	30,328	388,206
Höfe, Gärten, Baumgärten	6,231	7,681	5,316	7,096	7,870	5,014	1,937	2,105	5,744	48,994
Hopfenland	"	0,428	"	0,040	568	221	"	"	5	1,262
Weinberge	"	0,030	"	0,013	"	184	"	"	2	229
Waldung	32,632	42,986	33,546	30,137	60,810	54,300	31,645	139,100	125,541	550,697
Moorgrund, Teiche, Weiher	1,398	0,661	0,279	1,200	770	82	662	200	283	5,555
Bebaute Gründe	2,301	2,612	2,916	3,961	3,261	1,657	686	890	1,277	19,561
Wege, Kanäle, Straßen, öffentliche Plätze	6,787	8,050	5,665	7,388	8,766	7,505	2,113	9,517	7,523	63,314
Flüsse und Gräben	3,027	0,804	0,757	2,436	721	2,023	373	800	1,658	12,599
Eigenthum verschiedener Art*)	11,777	0,083	4,740	1,839	1,100	212	33	43	251	10,078
Unfruchtbares Land	75,554	1,262	4,607	1,126	3,661	13,608	49,353	138,970	48,343	336,484
Ganzer Flächeninhalt der Provinzen	283,310	328,382	323,449	299,787	362,206	289,319	240,000	440,000	366,181	2,942,574
Flächeninhalt in Geviertmeilen von 5000 M.	0,113 1/4	0,131 1/4	0,129 1/4	0,120	149	115 3/4	96	176	146 1/2	1,177
Zahl der katastralen Vertheilung in 1839	412,889	599,697	662,345	802,263	710,907	580,431	440,700	944,000	500,729	5,653,961
Antheil der unfruchtbaren Gründe in Vergleich mit den fruchtbaren	1/3,7	1/2,60	1/7,0	1/2,66	1/1,01	1/2,1	1/4,8	1/3,1	1/7,5	1/8,7

*) Steinkohlenminen, angespültes Land, Dünen, Werfte, Deiche, Festungswerke, Waffenfelder, Begräbnisplätze ꝛc.

Bei der Theuerung der letzten Jahre fühlte man doppelt schwer, wie ungleich Lebensgenuß und Lebensnothdurft vertheilt sind, und wie der Pauperismus der Krebs und die schmerzhafteste Wunde der europäischen Gesellschaft ist. Immer ernster dringen sich die Fragen der philantropischen Ökonomie (économie politique chrétienne nennt sie Villeneuve Bargemont) der allgemeinen Beachtung auf. Es handelt sich bei ihnen hauptsächlich um die Ursachen des Übels und um die zweckmäßigsten Mittel es zu heben; beides hängt zusammen, weil nur die genaue Erkenntniß eines Übels die richtigen Heilmittel an die Hand gibt. Dort sehen wir die Armuth zunehmen in Folge allgemeiner Abnahme der Wohlfahrt, verbunden mit Übervölkerung und dem Mangel an Verdienst; hier bei Ansammlung ungeheurer Reichthümer, die in ihrem Umlauf viele bereichern, wimmelt es plötzlich von Armen, die Brodmangel leiden. In manchen Ländern, wo bei vorwiegendem Bodenbau und dünner Bevölkerung Überfluß an den ersten Lebensbedürfnissen walten sollte, wird durch Unfreiheit und Überbürdung des Grund und Bodens an öffentlichen und Privatlasten, durch schlechte drückende Verwaltung und Rechtspflege bei nur einigem Mißwachs gleich Mangel hervorgerufen; oder es ist die gewerbliche Arbeit der Städter gefesselt, die natürliche Entwickelung der Kräfte, der Intelligenz, des Unternehmungsgeistes durch verknöcherte Zunfteinrichtungen gehemmt; oder auch alle diese Gebrechen, die Unfreiheit des Bodens und der Arbeit finden sich zusammen und bringen in manchen von Natur gesegneten Ländern Erscheinungen des Mangels hervor, die man sonst unbegreiflich finden würde. Was helfen da, wo solche Gebrechen vorliegen, in Zeiten der Noth vorübergehnde Ausfuhrverbote, die nur dem eigenen Lande mittelbar neue Auflagen aufbürden, die natürlichen Verkehrswege

stören und die Bildung eines heilsamen regelmäßigen Kornhandels unmöglich machen? Die Nahrung des Volkes ist eines jener Bedürfnisse, für welche die Vorsorge nie zu weit gehn, die man in ihrer Erzeugung und Umsatzfreiheit nicht genug beschützen kann. Auch wenn nur ein geringer Mangel an Lebensmitteln droht, gleich erhöhen sich die Preise derselben maßlos, und das Elend dehnt seine gewöhnlichen Zerstörungen weit aus. Gesetze zur Erschwerung der Einfuhr von Lebensmitteln, so lange Zeit in England eine Hauptursache des Pauperismus unter den Fabrikarbeitern, streiten gegen die allgemeine Wohlfahrt, und diejenigen welche im Eigenbelang sie zu rechtfertigen suchen, fühlen es so gut, daß sie vorgeben, sie nur zur Ermuthigung des Ackerbaues in Schutz zu nehmen. Hiergegen spricht jedoch alle Erfahrung, die sich auf eine Statistik stützt, die neben den Ziffern auch moralische Thatsachen und den vollständigen Zustand der Masse der Bevölkerung erkennen läßt. Der auch in der Gesetzgebung von Belgien wie von Niederland noch vorwaltende Einfluß des Grundbesitzes hat diese Wahrheit lange Zeit dort, wie in England, verkennen lassen; doch fangen die Gutsbesitzer selbst an, sich gegen die Korngesetze auszusprechen, die den eigentlichen Landwirthen wie den Pächtern und Taglöhnern mehr Nachtheile als Vortheile bringen und nur einzelne Grundherren durch die Auftreibung der Kornpreise auf bequeme Weise zu einem höheren Pachtzins verhelfen, zum Nachtheil aller andern Klassen. Sie erhöhen die Noth der Arbeiter, das Elend der Armen, hemmen den geregelten Gang und die Vertheilung des Nationaleinkommens, welche, unter Wirkung natürlicher Ursachen, alle Theile der Gesellschaft vor Schaden schützt und das ökonomische Gleichgewicht bewahrt. Die Gutsherren aber bilden gerade die Klasse, welche von allen einer

künstlichen Begünstigung am wenigsten bedarf, weil ihr durch die allgemeine Entwickelung ohnehin die meisten Vortheile zufließen. Bei der Überzeugung hiervon, daß nämlich die allgemeine Zunahme von Betriebsamkeit und Handel, sowie der Anwachs der Bevölkerung und die Ausbreitung der Kultur die kräftigsten, stets fortwirkenden, weil natürlichen Ursachen zur Begünstigung des Grundbesitzes und zur Erhöhung der Bodenrente sind, können die Kornzölle nirgends lange mehr Bestand haben. Überhaupt hat der Grundeigenthümer, der selbst anhaltendes Sinken der Preise der Bodenerzeugnisse im Ganzen nicht zu befürchten braucht, schon einen relativen Vortheil in dem Verhältnisse, als die Preise aller Fabrikwaaren, sowie des baaren Kapitals fallen, was troß zeitweiliger Schwankungen im Großen ganz ohne Zweifel fortwährend geschieht.

Ein anderer Krebsschaden, an dem die belgischen Städte schon lange leiden, sind die Oktroi, welche besonders unter der französischen Herrschaft bei ihnen systematisch ausgebildet, unter der holländischen noch drückender gemacht wurden, und unter der neuen aus Noth geduldet werden. Wo möglich, ist das Oktroi-Unwesen in Belgien noch mehr übertrieben als in dem darin klassischen Frankreich. Hat man sich doch genöthigt gesehen, von Waaren, die aus einer belgischen Stadt ausgeführt werden, Rückzoll von Oktroi zu vergüten! Die unter diesem munizipalen Abgabensystem leidenden Gewerbe haben bittere Klagen geführt und gezeigt, wie der mit Unverschämtheit getriebene Schleichhandel in den offenen Städten auch den ehrlichen Mann fast nothwendig in seine Schlingen ziehe, damit er bestehn könne. Minister Nothomb hatte daher den Kammern Aufschluß über diese Angelegenheit versprochen, und Anfangs 1845 einen sehr ausführlichen gedruckten Bericht — „Rapport sur les octrois communaux

en Belgique“ — in zwei starken Bänden (2000 Seiten und 70 statistische Tafeln) vorgelegt, der wegen seiner Vollständigkeit dem Ministerium des Innern (administration provinciale et communale) Ehre macht, obwohl statt der Zusammenreihung aller statistischen Dokumente eine öffentliche Untersuchung besser gewesen wäre, denn diese hätte neben den gesetzlichen Bestimmungen uns auch ihre tägliche Anwendung und Wirkung auf das Leben gezeigt. Außer den eigentlichen octrois communaux gibt es noch eine Menge anderer Gemeinde-Auflagen, welche die Erzeugung und den Verkehr berühren, jeder Kontrole der Centralverwaltung aber größentheils entzogen sind; so die Standgebühren auf den Märkten und Dulten, Wägegelder, Maß- und Eichgebühren, Kai-, Hafen-, Rinnungsgefälle, Jagdgelder und andere.

Das Gemeinde-Oktroi ward in Frankreich durch Dekret vom 2. März 1791, in Belgien durch eine Verordnung des vollziehenden Direktoriums vom 14. November 1796 zwar abgeschafft, im Jahre 1798 aber schon auf regelmäßige Weise wieder hergestellt, unter dem Namen Octrois de Bienfaisance zur Unterstützung der Armen und der Krankenhäuser. Nach und nach verloren sie diese Bestimmung und wurden überhaupt wieder der Hauptzweig der städtischen Einkünfte; sie haben jetzt theils die Natur der Accise, theils die der Zölle, und üben einen wichtigen Einfluß auf Industrie und Handel aus. Die politische Einverleibung der belgischen Provinzen in Frankreich (Dekret vom 1. Oktober 1795), die mit einem Schlag die meisten belgischen Einrichtungen umstürzte, verschonte nicht lange die alten Gemeinde-Auflagen, an deren Stelle jenes Dekret von 1796 das uniforme System der Zuschlagcentime für Departemente und Gemeinden setzte. Doch schon ein Gesetz vom 28. März 1797 läßt die Wiedereinführung von indirekten und lokalen Abgaben im Nothfall zu;

nach einem näher bestimmenden Gesetze vom 1. Dez. 1798 können diesen, denen die Ermächtigung durch den gesetzgebenden Körper vorhergehn muß, indessen nicht unterworfen werden Getreide, Mehl, Früchte, Butter, Milch, Käse, Gemüse und andere gewöhnliche Nahrungsmittel, und muß die Erhebung möglichst wenig Unkosten machen und die Freiheit der Bürger wie des Verkehrs so wenig als thunlich hindern. Das Gesetz vom 24. Februar 1800 führte die Oktroi für die Gemeindebedürfnisse, wenn die gewöhnlichen Einkünfte dazu nicht ausreichten, und für die Mildthätigkeit definitiv wieder ein, und das kaiserliche Reglement vom 17. Mai 1809 stellte fünf Kategorien von Gegenständen auf, die dem Oktroi unterworfen werden konnten: Getränke, Eßwaaren (doch mit Ausnahme der obengenannten) *), Brennstoffe, Viehfutter und Baumaterialien. Die besteuerten Gegenstände sollten auch dann die tarifmäßige Abgabe entrichten, wenn sie innerhalb der Gemeinde hervorgebracht waren; aus andern Gemeinden eingeführtes Bier durfte höchstens nur ein Viertel mehr bezahlen, als das in der Gemeinde selbst gebraute — die erste Bestimmung, durch welche die Verwaltung die Bedingungen des Mitbewerbs von Gemeinde zu Gemeinde zu regeln suchte. Endlich entzog ein kaiserliches Dekret vom 8. Febr. 1812 die Verwaltung der Oktroi den Gemeindebehörden, und vereinigte sie mit der allgemeinen Finanzverwaltung; welche in Belgien sehr verhaßte Maßregel jedoch gleich 1814 mit Zustimmung des Prinzen von Oranien wieder aufgehoben wurde. Das niederländische Grundgesetz bestimmt, daß die städtischen Auflagen vor ihrer Erhebung von den Provinzialständen zu genehmigen seien, die darüber zu

*) Nur getrocknete Früchte, Südfrüchte in Kisten eingeführt, ausländischer Käse und Butter können besteuert werden.

wachen haben, daß sie den Transit nicht hindern und die Erzeugnisse anderer Gemeinden nicht höher besteuern, als die der eigenen; jede neue Auflage bedarf später der königlichen Zustimmung; die benachbarten Gemeinden sollen möglichst dieselben Gegenstände gleichmäßig besteuern, und dazu solche vermeiden, welche schon allgemeinen Verbrauchsabgaben unterliegen. Die neue Regierung hat nur wenige Änderungen mit dem Oktroiwesen vorgenommen, doch gab sie auch die direkte Erhebung der Communaltaxen auf Getränke, die bisher die Accise-Einnehmer erhoben hatten, an die Gemeinden zurück. Die Grundsätze, auf welchen dasselbe jetzt beruht, lassen sich auf folgende zurückführen: 1) die Verbrauchsabgaben der Gemeinden dürfen nur den örtlichen Verbrauch treffen, sie müssen mithin im Fall späterer Ausfuhr aus dem Gemeindekreise zurückgezahlt werden; die Einrichtung von Gemeinde-Entrepots erleichtert die Durchführung dieses Grundsatzes; 2) die Transitfreiheit muß auf's strengste geachtet werden; — 3) ebenso die Freiheit des nationalen Mitbewerbs, die folgerecht den Städten verbietet, ihre örtlichen Nährzweige mittelst Differenzialabgaben vor anderen zu begünstigen. Dieser billige Grundsatz ward von den Municipalitäten des Mittelalters nur zu häufig vergessen, dadurch das nationale Band gelockert, die natürlichen Bedingungen der Nationalindustrie wurden über den Haufen gestürzt und so zu sagen um jede Stadt eine eigene Zollkette geschlungen, welche die Gemeinwesen ein und desselben Landes von einander trennte, sie in Zollkrieg verwickelte und fast das Gefühl der Zusammengehörigkeit in ihnen erstickte; damals waren die Oktroi eine Haupturſache beständiger Zwietracht in Belgien, wie jetzt des Pauperismus, um so mehr als sie zum Theil auch Repressalien bildeten, welche die Stadtbürger gegen den Feudaladel draußen ausübten. 4) Der Oktroitarif muß sich auf möglichst wenige

Gegenstände beschränken und solche gewerbliche Erzeugnisse davon ausnehmen, deren Hauptwerth in der Arbeit besteht; auch soll er die bereits vom Staate besteuerten Gegenstände vermeiden, um durch die Preiserhöhung dem Schatze keinen Nachtheil zuzufügen. Doch hat die Centralverwaltung das Abweichen von diesen Grundsätzen nicht verhindern können, so wenig als alle Anstrengungen des Ministeriums des Innern vermocht haben, dem beständigen Anwachsen der Gemeindeauflagen einen Damm entgegenzustellen. In Besteuerung der Gegenstände ist man in Belgien noch weiter gegangen als in Frankreich, das Mehl wird durch's Oktroi besteuert, was in Frankreich verboten ist; manche belgische Städte belasten selbst Fabrikate, z. B. Schuhe, neue Wagen und Möbeln, irdene Waare, Glasflaschen, eine sogar neue Seile, Pech, Blei, Leinen, Barken, Mineralwasser, Cichorien, Melasse, Syrup, Honig, Trüffeln 2c. Die Städte sind immer bereit, ihre Gewerbe und Brauereien durch Oktroi dieser Art, wie durch förmliche Schutzzölle, gegen den Mitbewerb der Umgegend zu schützen; es gehört in Frankreich die äußerste Strenge der Regierung dazu, dieses zu verhindern, was in Belgien die schwächere Hand der Centralregierung nicht vermag.

Von 86 Städten, welche das Königreich enthält, erheben 59 ihre Verbrauchsabgaben, und dazu kommen noch 11 Flecken; zwei Städte haben sich seit 1830 davon losgemacht, vier andere dagegen es seit dieser Zeit eingeführt. Diese Oktroi werden in 50 Orten durch die Stadtbehörden erhoben, und in diesen bezahlten 845,671 Einwohner im Jahre 1843 an den gewöhnlichen Gemeinde-Oktroi die Summe von 8,602,275 Fr. (10¼ Fr. auf den Kopf); die zwanzig übrigen minder bedeutenden und minder besteuerten Plätze mit 127,450 Einwohnern haben ihre Oktroi um 383,480 Fr. verpachtet. Ohne Rücksicht auf die

letzteren, sind Folgendes annähernd die Erträgnisse der Hauptgegenstände des Oktroi im Jahre 1843:

	Fr.	erhoben von Bevölkerung	in Oertern	macht auf den Kopf der Besteuerten Fr.
Bier und Bieressig	2,179,864	847,668	67	2,57
Vieh und Fleisch	1,781,943	782,979	58	2,27
Mehl	417,866	219,461	5	1,90
Kohlen	787,946	793,779	55	0,99
Wein	703,378	841,322	62	0,83
Butter	154,328	201,264	—	0,76
Kalk, Marmor, Quader ꝛc. . . .	311,069	661,998	—	0,45
Frischer Fisch, Austern ꝛc. . . .	181,155	626,469	30	0,28
Heu und Stroh	190,232	706,233	28	0,27
Holz zum Heizen	172,170	703,402	39	0,24
Gesalzener u. geräucherter Fisch .	133,314	685,673	32	0,19 ꝛc.

Die Gesammtsumme der Gemeinde-Ausgaben der mit einem Oktroi versehenen Örter betrug:

im J. 1820.	Fr.	9,695,335	08	also Fr.	13 59	auf den Kopf des Einwohners
„ 1825.		10,189,302	30	id.	13 41	„
„ 1830.		12,561,947	84	id.	14 42	„
„ 1835.		14,478,161	22	id.	16 44	„
„ 1840.		15,540,102	73	id.	16 78	„
„ 1843.		15,649,082	26	id.	15 93	„

Hr. Nothomb bemerkt, das Steigern der Oktroi-Einnahme sei die Folge der gesteigerten Municipalausgaben, und freilich mögen die Gemeinderäthe oft nur auf Kosten ihrer Popularität sich dem Anwachsen der Ausgaben entgegenstemmen. Richtiger aber wäre zu sagen: die höheren Ausgaben seien die Folge der höheren Einnahmen, da man überall, wo Oktroi bestehn, die Municipalausgaben in einer weit schnelleren Zunahme begriffen

sieht, als da wo die Lokalausgaben durch direkte Steuer erhoben werden müssen. Würde Paris sich wohl gefallen lassen, 50 Millionen Fr. direkte Steuern für Stadtausgaben zu bezahlen? Die City von London ist der kleinste Sprengel der Stadt, und der einzige, der ein Oktroi von Kohlen und anderen auf der Themse eingeführten Artikeln erhebt, während die übrigen Sprengel direkte Auflagen erheben müssen. Nun die Ausgaben der City steigen auf 2 Millionen Pf. St., auf mehr als die Gesammtausgaben der übrigen Sprengel der Weltstadt, obschon diese zehnmal mehr Bevölkerung enthalten. Gibt es ein schlagenderes Beispiel der Verschwendung, zu welcher Gemeindebehörden durch mittelbare Auflagen geführt werden? Auf diesem Wege still zu stehn, ist nicht anders möglich, und die Forderungen der Verwalteten sind nicht eher zum Schweigen zu bringen, bis man zu direkten Abgaben übergeht. Daß die großen Städte ihre Hospitäler nicht unterhalten, ihre Straßen nicht pflastern und erleuchten könnten, ohne indirekte Abgaben zu erheben, das wird Niemand behaupten, als die Municipalitäten selbst, bei denen dieser Krebsschaden sich einmal eingefressen hat. Es genügt nicht, daß man bloß der Buntscheckigkeit in Erhebung der Oktroitaxen ein Ende macht und uniforme Tarife einführt, man muß überhaupt diese Verbrauchsabgaben durch eine unmittelbare Steuer ersetzen; sie bestehe nun in einer billig vertheilten Klassensteuer (in den meisten ländlichen Gemeinden Belgiens ist eine Kopfsteuer eingeführt), oder noch besser in einer eigentlichen Vermögenssteuer, die des Armen schont, ohne den Reichen sehr zu belästigen. Man ist in Belgien übrigens gegen die Nachtheile des Oktroisystems, als einer Hauptursache des dortigen Pauperismus, nicht blind, und König Leopold soll demselben persönlich entschieden abgeneigt sein.

Die scheinbare Leichtigkeit, womit vermöge des Oktroi die

Einnahmen der Städte gesteigert werden können, führen immer zu Vermehrung der Ausgaben und Vernachlässigung anderer Einnahmen. So hatte Brüssel noch im Jahre 1820 von Kapitalien, Liegenschaft und anderem Stadtvermögen eine Einnahme von 144,058 Fr., die 1843 auf 22,430 Fr. gesunken war, weil die Stadt das Kapital größtentheils verzehrt hatte. Im letzteren Jahre betrugen ihre regelmäßigen Einnahmen 3,528,244 Fr., wovon 2,577,181 auf das Oktroi kamen, 300,000 auf eine Rente vom Staat für die Abtretung ihrer Bibliothek und Gemäldesammlung, 200,000 Fr. auf direkte Steuer, 300,000 auf Markt-, Hafen-, Straßengeld 2c. Ihre ordentlichen Ausgaben waren von 1,099,260 Fr. in 1820 auf 2,438,267 Fr. in 1843 gestiegen, die Beiträge für Kranken- und Armenhäuser hatten sich z. B. von 169,992 auf 656,938 Fr. erhöht, trotz der sehr geringen Zunahme der in der Stadt wohnenden Bevölkerung. Für Gemälde, Musik und Theater hatte die Stadt 1820 nur 14,514 Fr., 1843 aber 115,688 Fr. ausgegeben; dazu unter den außerordentlichen Ausgaben eine Summe von 125,370 Fr. für „dépenses de simple agrément." Das Oktroi von Brüssel enthält 56 Tarifsätze, der Hektoliter Wein bezahlt z. B. 24 Fr., Weinessig dasselbe, Branntwein 15 Fr., in der Stadt gebrautes Bier 2 Fr. 5 C., auswärtiges 4 Fr., Zider 6 Fr., Fleisch 10 — 20 C. der Kilo je nach Art desselben, Lichter 18 C. der Kilo, Bausteine 10 Fr. der Wagen, Bauholz 14 Fr. der Wagen. Die Steuersätze sind seit 1830 auf unerträgliche Weise erhöht worden, namentlich auf Wein, Fleisch und Bier (der Oktroi-Ertrag ist von 1,186,141 Fr. in 1830 auf 2,577,181 Fr. in 1843 gestiegen, mithin bei einer Bevölkerung von 114,000 Seelen auf mehr als 22 Fr. pro Kopf) und müßten, da das Oktroi wie eine uniforme Kopfsteuer wirkt und auf den ärmeren Klassen mehr

drückt als auf den reicheren, ohne die große Ausdehnung des Schmuggels die Bevölkerung gänzlich in die Vorstädte treiben. Eine Brüsseler Familie, bestehend aus Mann, Frau und zwei Kindern, bezahlt nach obigem Durchschnitt bloß an städtischen Verbrauchsabgaben 88 Fr., die, den Taglohn der rohen Handarbeit zu $1^1/_2$ Fr. angenommen, den Preis von 69 Arbeitstagen ausmachen! Daher die geringe Zunahme der Bevölkerung in der Stadt und die unverhältnißmäßige in den Vorstädten, wohin förmliche Umzüge stattfinden. Dieser Stand der Dinge kann nicht dauern, er entwerthet das Eigenthum — die Folge jedes Abgabendruckes — und untergräbt den Wohlstand der Stadt. Und wie erst, wenn durch irgend eine Begebenheit der gegenwärtige Zufluß von Fremden unterbrochen würde? Selbst die Einführung einer direkten Steuer anstatt des Oktroi würde dem Übel nicht mit einem Male abhelfen, indem die seit einer Reihe von Jahren gesteigerten Preise aller Bedürfnisse nicht sogleich auf ihre alte Grundlage zurückkehren würden; das Oktroi hat unnöthige Zwischenhändler zwischen den Erzeugern und Verbrauchern eingeführt, die die Preise noch mehr erhöhen als die Verbrauchsabgaben selbst, und die nach Aufhebung derselben das Feld nicht räumen; auch bringt Vertheuerung immer Verfälschungen mit sich, die nicht gleich aufhören. Ein so tief gehendes Übel bewirkt im Verlauf der Jahre eine weitverbreitete verkünstelte und krankhafte Organisation, welche die Zerstörung seiner Ursache lange überlebt, und das Gefühl dieser Umstände, die neugeschaffenen und künstlichen Interessen, die sich daran hängen, die Ringmauern zur Beschützung der Einnahmen und die kostbaren Gebäude für Entrepots selbst — das alles wirkt zusammen, daß eine Stadt die einmal das Oktroi in sich hat umgreifen lassen, sich fast nie wieder daraus retten kann. Darum möge, wer bisher sich des

Übels erwehrt, der ersten Lockung widerstehn — principiis obsta!

Häufig liegt eine Ursache zunehmender Armuth auch in dem öffentlichen Armenwesen selbst, in der Art und Weise, wie das Uebel von Staat und Gemeinden behandelt wird; es sei nun, daß man dem Elend nicht zeitig genug beispringt und besonders den jungen Nachwuchs geistig und leiblich vernachlässigt, oder daß die mildthätigen Einrichtungen zur Versüßung der Armuth übertrieben sind und gleichsam eine Prämie bilden für Leichtsinn, Trägheit und Verschwendung, wie früher in England der Fall war, und noch heute zum Theil in den Niederlanden. Zwar wird die Zu- und Abnahme der Armuth nirgends bloß durch die Armenanstalten bedingt, allein nichts ist auch schwieriger als die öffentliche Mildthätigkeit, die als ihrem Wesen nach frei sich nicht zwingen läßt, wenn sie auf einen verkehrten Weg gerathen, wieder auf den besseren zurückzuleiten. Ein gutes Armengesetz gehört zu den schwierigsten Aufgaben, denn es soll der Wohlthätigkeit eine wahrhaft fördersame Richtung geben und vorbeugen, daß alles was dafür geschieht, sich nicht vereint, die Armuth zu mehren, statt sie zu mindern. Alle Philantropie, d. h. die erleuchtete Menschenliebe die mit dem Almosengeben nicht genug gethan zu haben meint, sondern wirklich helfen will, stellt sich praktisch zum Ziele, daß jeder Arme der arbeiten kann, auch die seinen Kräften angemessene Arbeit finde, und daß jeder dem die Kraft zur Arbeit mangelt, versorgt werde; für solche die nicht arbeiten *wollen*, hat sie nur Mittel der Zucht und Besserung, Zwang oder Entfernung aus der Gesellschaft. Jede gesetzliche Armenpflege muß von diesem Grundsatz ausgehn, jedes Armengesetz ein Schritt dahin sein. Es soll arbeiten, wer arbeiten kann; doch der Bedürftige der es nicht kann, der Gebrechliche,

der Kranke, der Altersschwache, muß vor Mangel behütet, und die armen verlassenen Waisen sollen zu achtungswerthen Mitgliedern der Gesellschaft erzogen werden. Dieser Grundsatz gewinnt in der Armengesetzgebung der gebildeten Länder immer mehr Geltung; er ist in dem verbesserten englischen Armengesetz durchgeführt, er herrscht seit mehr als 50 Jahren im französischen Gesetz. Die Beschränkung des gesetzlich verpflichteten Unterhalts auf arbeitsunfähige Armen übt einen heilsamen Einfluß auf die gesunden aus, denen Arbeitsverdienst geboten wird, und deren Ehrgefühl sich daher so lange als möglich gegen Almosen sträuben wird. Außer den Werkhäusern für arbeitsfähige Armen, die jedoch den freien Fleiß der Arbeiter draußen nicht beeinträchtigen dürfen, sollte man nur noch Waisenhäuser mit den nöthigen Schulen und Werkstätten, sowie Spitäler, Gasthäuser für alte Männer und alte Frauen, kurz jene Anstalten haben, die man in Niederland unter dem gemeinsamen Namen „Godshuizen" begreift.

In Belgien und Niederland muß verfassungsmäßig alljährlich ein umständlicher Bericht über das Armenwesen dem Landtage vorgelegt werden — ein wohlthätiger Brauch, der den milden Sinn weckt und auf dem richtigen Wege erhält. Desungeachtet liegt der Zustand der Armuth auch in diesen Staaten nicht immer klar vor, da viele Gemeindebehörden sich zu genauen Berichten an die Regierung schwer verstehn, von der sie sich, in Erinnerung der Zeiten wo die Städte der Niederlande sich gleichsam souverain regierten, noch immer unabhängig glauben. Hr. van den Bergh findet in seiner Schrift „Gedachten over armoede (Leiden 1845)", der amtliche Berichte zu Grunde liegen, daß in 1816 nahe 91, in 1830 schon 100, in 1840 117 und 1842, mit Hinzuzählung auch der Armen in den Bettlerkolonien und in

sämmtlichen Stiftungen, sogar 215 Arme auf 1000 Einwohner Niederlands kommen. Nach der amtlichen Armenstatistik betrug 1843 die Anzahl regelmäßig unterstützter Armen 128 auf 1000, und es hatten überhaupt 237 von 1000 der Bevölkerung aus öffentlichen Fonds Unterstützung empfangen. Dies Verhältniß, ein regelmäßiger Armer auf 8 bis 9, und ein Unterstützter auf 4 bis 5 Einwohner, ist erschreckend hoch, und Niederland hat verhältnißmäßig mehr Bettler zu unterhalten als irgend ein anderes Land, vielleicht England ausgenommen. Im Winter 18⁴⁵/₆ stieg die Zahl der Hülfsbedürftigen in Amsterdam auf 70,000. Zwar sind auch fast ein Viertel der Familien Brüssels in die Armenliste eingeschrieben, und diese Zahl erregt auf den ersten Blick Grauen; allein dort lassen sich viele Familien, die nie Geldunterstützung beanspruchen, auf die Armenliste eintragen, um manche Gebühren nicht zu bezahlen, den Kommunalgardendienst, dessen die armen Arbeiter, um den Taglohn nicht zu verlieren, enthoben sind, nicht zu leisten, um den Armenarzt und Medikamente umsonst zu haben oder im Spital ohne Schwierigkeit aufgenommen zu werden. Das regelmäßige Armenbudget der Gemeinden (budget de la bienfaisance publique) wird in Belgien auf 10 bis 12 Millionen Fr. berechnet, 6 Millionen auf die Bureaux de Bienfaisance, 5 Millionen auf die Spitäler 2c., außerdem ist die Privatmildthätigkeit schrankenlos; in Niederland dagegen werden auf die milden Anstalten, nach derselben Weise berechnet, jährlich sogar 20 Millionen Gulden oder viermal mehr verwandt (1843 z. B. erliefen die Einnahmen derselben auf 20,648,145, die Ausgaben auf 19,817,133 Fl.), einschließlich natürlich der Verwaltungskosten für die Armengüter, und es kommen dort im Durchschnitt 8 Fl. auf den Kopf, ohne daß eine eigentliche Armentaxe besteht oder der Staat als solcher beisteuert. Diese Ausgabe stellt ein

Kapital von 400 Millionen Fl. Werth dar. Indeß kömmt hier in Betracht, daß der Zustand der niederländischen Armen im Allgemeinen bei weitem nicht so beklagenswerth ist, als der der Fabrikarbeiter in manchen englischen Bezirken, selbst in gewissen Londoner Vierteln, oder gar der Feldarbeiter in Irland. Hungersnoth im ganzen gräßlichen Sinne des Worts kömmt dort nicht vor, auch ist das Elend nie so aufeinander gehäuft, wie in einzelnen Gegenden anderer Länder, deren allgemeine Armenstatistik sonst günstiger lautet, z. B. in Theilen von Flandern, vom nordwestlichen Frankreich, im Gebirgslande Schlesiens, wo die Arbeiter für Spottlohn oft kein Werk finden. Wegen der größeren Lebensbedürfnisse kann man in Niederland minder arm sein als anderwärts, um schon hülfsbedürftig zu werden. Zeugt dies auch für milden Sinn, so liegt darin doch ein wunder Fleck, indem schon vor dem Eintritt der äußersten Noth das Almosenempfangen aufhört eine Schande zu sein. Gewiß, die Arbeiter die im Jahr 1833 zu Lyon unter dem Wahlspruch: vivre en travaillant ou mourir en combattant! zu den ungewohnten Waffen griffen um ihr Loos zu verbessern, die lieber sterben als betteln wollten, sie verdienen ungleich mehr unser Mitgefühl und stehn moralisch unendlich höher als die Faullenzer, die gebetteltes Brod für eben so schmackhaft halten als das im saurem Schweiße verdiente. Wühlt dort in den aufgeregten Gemüthern der Arbeiter vielleicht auch eine überspannte Ehrliebe, so ist sie doch noch zu allem Guten und Tüchtigen zu leiten; während hier eine sittliche Erschlaffung und Fäulniß aus der Gesellschaft stinkt, die an deren Wiedererfrischung schier verzweifeln läßt.

In England nahm die Gesetzgebung über das Armenwesen zuerst ein festes System an. Das berühmte Statut der Elisabeth von 1602 führte die Armentaxe (poor rate) ein und legte jeder

Parochie, d. h. kirchlicher und bürgerlicher Gemeinde zugleich, die Verpflichtung auf, für ihre eigenen Armen zu sorgen. Das Steigen der Armensteuer (1831 über 9 Millionen Pf. St.) und die ungeheuern Mißbräuche, hervorgerufen namentlich durch Unterstützung arbeitsfähiger Armen außer dem Werkhause, was zugleich die fleißigen Arbeiter beeinträchtigen mußte, führten 1834 durch Parlamentsakte (poor law amendment act) zu dem strengen Werkhaussystem, das zwar in wirthschaftlicher wie in sittlicher Hinsicht nicht ohne gute Früchte geblieben, immerhin aber auch mit Nachtheilen verknüpft ist, besonders weil es den armen, im Werkhause zersplitterten Familien die Aussicht erschwert, sich ein selbständiges häusliches Leben wieder zu erringen. In Irland ist die Armentaxe mit strengem Werkhaussystem seit 1838 gleichfalls eingeführt worden, im sittlich-arbeitsamen Schottland dagegen besteht sie nicht, dort bestreiten die Gemeinden ihre verhältnißmäßig geringen Armenkosten aus freiwilligen Gaben. Außerdem giebt es in Großbritannien fast zahllose mildthätige Vereine, die meist immer für besondere Zwecke, für Milderung bestimmter Arten von Elend, körperlicher Gebrechen, Kranken- und Gefangenenpflege ꝛc. sich gebildet haben. In Frankreich befindet sich das Armenwesen in einem verhältnißmäßig günstigen Zustande. Zu den schönen Träumen der ersten constituirenden Nationalversammlung gehörte auch der, die Bettelei mit Stumpf und Stiel auszurotten. Ein erster Schritt dazu war das Gesetz vom 10. September 1790, welches die Errichtung von freien Werkstätten und Bettlerhäusern (ateliers de charité et dépôts de mendicité) anordnete und jeden Bettler in die letzteren verwies. Indeß ließ diese Versammlung, überzeugt daß die große Reform nicht auf einmal durchzuführen sei, ohne die Leiden der Armuth zu vermehren, die zahlreichen mildthätigen Stiftungen in ihren

Zwecken und Rechten noch unberührt. Anders dachte der Convent; er wollte, alles Alte abbrechend, auch das gesammte Armenwesen in Eins umformen. Im Jahre II. der Republik wurden alle milden Güter und Stiftungen für Nationaleigenthum erklärt und zugleich die Unterstützung aller bedürftigen Bürger als eine Pflicht der Nation ausgesprochen. Die Unterstützung kann der Bedürftige in der Gemeinde fordern, wo er geboren ist oder ein Jahr gewohnt hat; schwachen und alten Leuten muß überall geholfen werden wo sie sich anmelden, doch gewöhnlich gegen Vergütung seitens des Orts, wohin sie gehören. Die heillose Beraubung der Stiftungen währte bis 1795, wo das Directorium den meisten etwas mehr als ein Drittheil des Genommenen zurückgab. Das Consulat und das Kaiserreich bemühten sich, die durch die Gewaltthaten des Conventes den wohlthätigen Einrichtungen geschlagenen Wunden möglichst zu heilen; doch blieb der Grundsatz, der den Staat zum Unterhalt der arbeitsunfähigen Armen verpflichtet, aufrecht, nur daß ihm jetzt auch die besondere Mildthätigkeit zu Hülfe kommen konnte. Die Restauration begünstigte die frommen Stiftungen. Die Juliregierung macht einerseits die obere Aufsicht des Staats über das Armenwesen mehr und mehr regelmäßig und allgemein, andrerseits befördert sie die Bildung von mildthätigen Privatvereinen, welche das Werk der Verwaltung erleichtern. Eine besondere Armentaxe besteht nicht, die Kosten werden durch Abgabenzuschläge, aus den städtischen Oktrois und aus Steuern auf öffentliche Vergnügungen bestritten. Des Staats unmittelbare Theilnahme an der Armenversorgung besteht in den gemeindlichen und cantonalen Wohlthätigkeitsbureaux, in welchen der Maire und ein oder mehrere Geistliche von Rechts wegen Sitz haben, und die besonders zur Unterstützung von Hausarmen

dienen; ferner in einer Anzahl Stiftungen, welche die Regierung den Städten oder größern Bezirken ganz oder theilweise zugewiesen hat; in den Betteldepots, die leider noch nicht in allen Departements errichtet sind, endlich in der seit 1834 organisirten allgemeinen Central-Inspection über alle milde Anstalten des Königreichs und in der Controle der Rechenkammer, die alle die Rechnungen von jeder einzelnen Anstalt abschließt. Gegen den Pauperismus wirken in Frankreich drei mächtige Hebel, die Freiheit des Bodens, die Freiheit der Arbeit und die Freiheit der Genossenschaft — Güter, deren sich Deutschland noch nicht allgemein erfreut. Wäre die französische Gesetzgebung in Bezug auf den äußern Handel und die Colonien gleich freisinnig, so würden Frankreichs innere Fortschritte, sein allgemeiner Wohlstand *noch* weit größer sein als gegenwärtig; allein der Zug liegt einmal im Charakter der Franzosen, daß sie zwar nach innen frei sein, nach außen aber hemmen, niederdrücken, erobern möchten — darum ließ sich die Revolution durch einen Eroberer bändigen. In Deutschland ist die Gesetzgebung, wie überhaupt, so auch für die Armenpflege sehr verschieden; gewöhnlich ruht diese jedoch bei den Gemeindebehörden mit Unterstützung der Geistlichkeit. Die 1788 errichtete Hamburger Armenanstalt, die vorzüglich für Arbeit sorgt, scheint gute Früchte getragen zu haben und sich kleinern Staaten als Muster zu empfehlen. Von den größern deutschen Staaten hat Preußen (von den kleinern Baden) auch in diesem Verwaltungszweige, wie in der Befreiung des Bodens und der Arbeit, die meisten Fortschritte gemacht; es legt den Hauptnachdruck auf das Armenschulwesen und die allgemeine Schulpflichtigkeit, doch sind ihm auch landbauende Ansiedelungen, deren schon Friedrich der Große in umfassendem Maßstab hervorrief, zu keiner Zeit fremd geblieben.

In Niederland standen bis 1811 bloß die Bettler, die Zucht- und Arbeitshäuser unter Aufsicht der Landesregierung, die übrigen zahllosen Verwaltungen von Armenanstalten waren unabhängige Körperschaften, die ihre bedeutenden Freiheiten von frühern Regenten herschrieben. Ihre Fonds bestanden theils aus mildthätigen Gaben, theils aus Gütern und Einkommen, die vor dem spanischen Kriege meist alle im Besitz kirchlicher Stifte gewesen und damals durch die Staaten eingezogen worden waren. Es gab mildthätige Einrichtungen für jeden Stand, jedes Bekenntniß, jede Art von Krankheit und Gebrechen, so daß nicht bald ein Bedürftiger zu finden war, der auf keine vollständige Hülfe rechnen konnte. Der Religions- und Schulunterricht der Armen, wofür seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die umsichtigste Sorge war getragen worden, erregte im Jahr 1811, wo die französische Gesetzgebung und Verwaltung eingeführt wurden, die Bewunderung Cuviers und ward von ihm als Muster allen Völkern gepriesen. War bei jenen Einrichtungen auch nicht alles was da blitzte reines Gold, hatten im Laufe der Zeit beim Mangel vollständiger Öffentlichkeit sich manche Schäden, Willkür und Bevorzugung bei den Unterstützungen, Trägheit, Schamlosigkeit der Armen, selbst Unredlichkeit der Verwalter wie in England eingeschlichen, so muß man es doch ein Glück nennen, daß die Regierung Napoleons nicht gewillt war, die Armengüter in Domänen umzuwandeln und das revolutionäre Gesetz unbedingt anzuwenden; nur des freilich sehr empfindlichen Verlustes von einem Drittheil ihrer Renten mußten die Armenfonds sich getrösten. In Belgien waren die französischen Gesetze schon früher viel unbedingter eingeführt worden, dort mußten die kirchlichen mildthätigen Stiftungen der alten Zeit jetzt endlich auch der neuen „gesetzlichen" Mildthätigkeit Platz

machen. In Niederland beschränkte man sich auf Zusammensetzung der Stiftungsvorstände unter Vorsitz des Maires und Mitgliedschaft der Geistlichen nach dem französischen Gesetz, auf Errichtung von Bettlerdepots, die Obercontrole des Staats über die Armenrechnungen und das heilsame Gesetz vom Jahr XIII., die Vormundschaft der Waisen betreffend. Doch auch diese wenigen Reformen waren dem niederländischen Volke verhaßt, weil sie von Fremden kamen, alte Vorurtheile und Ehrengewohnheiten verletzten; man nannte die Anordnung der neuen öffentlichen Mildthätigkeit tyrannisch, und diesen Gefühlen dankt man es, daß viele französische Bestimmungen, obwohl nicht abgeschafft, dort nur auf dem Papier bestehn.

Ein neues Leben erhielt die Armenpflege in dem vereinigten Königreich der Niederlande. Keine Regierung hat in so kurzer Zeit so viel dafür gethan als die Wilhelms I. in den Jahren von 1814 bis 1820. Sie achtete die alten Einrichtungen, indem sie dieselben verbesserte; sie ließ die öffentliche Mildthätigkeit vom Volke ausgehn, doch unter Schutz und Mitwirkung der Behörden. Wie früher blieben die örtlichen Commissionen in den belgischen Provinzen, die Diakonien in den nördlichen, die Hauptpfleger der Armen, und die Aufsicht der Regierung erstreckte sich bloß dahin, daß jährlich statistische Übersichten eingesandt und daß die Fonds in festen Gütern oder Einschreibungen auf das Schuldbuch des Staats belegt wurden. Im Jahr 1816 machte der Minister Falk den ersten vollständigen Bericht über das Armenwesen bekannt. Mehr und mehr entstanden gemeindliche Armenverwaltungen, indem man den mildthätigen oder kirchlichen Armenfonds für das ihnen noch Mangelnde durch städtische Abgaben zu Hülfe kam. Die Regelung dieser Verhältnisse führte zu dem Gesetze von 1818, wonach die Centralisation wieder völlig aus dem

Armenwesen schwand, und dieses, doch ohne Beeinträchtigung der noch bestehenden Stiftungen, fast ganz gemeindlich ward. Jenem Gesetz zufolge wird das Unterhaltsdomicil durch Geburt erhalten und durch vierjährige Einwohnung verändert, bei Fremden durch sechsjährige; Streit zwischen zwei Armenbehörden über das Domicil eines Bedürftigen wird durch den Ausschuß der Provinzialstände entschieden. Im Jahr 1818 begann auch van den Bosch sein bestes Werk, die Gründung von Armencolonien durchzuführen. Binnen kurzer Zeit vereinte er eine große Anzahl vermögender Niederländer in der „Wohlthätigkeitsgesellschaft", erlangte die Unterstützung seitens der Regierung und stellte seinen Plan so kräftig ins Werk, daß schon im Jahr 1821 wichtige Ergebnisse gewonnen wurden. Diese umfassend thätige Gesellschaft hat wüste Landesstrecken in fruchtbare Felder umgewandelt, Tausenden fleißiger Menschen, die schon zu dem Bettelstab greifen wollten, zu Arbeit und Verdienst geholfen, andere Tausende, die bereits Bettler waren, der Menschenwürde zurückgegeben und Tausende verlassener Kinder zu tüchtigen Gliedern der Gesellschaft erzogen; sie gibt endlich noch immer an 10,000 Menschen Kost und Verdienst für heilsame Arbeit. Während in Nordniederland auch noch 1830 auf diesem Felde schöne Erfolge errungen wurden, den alten sich neue philantropische Vereine anschlossen, zumal in den Kranken- und Waisenhäusern sowie im Unterricht der Jugend viel verbessert wurde, ist leider in Belgien manches von dem früher zu Stande Gebrachten wieder in Verfall gerathen, besonders die Ackerbau-Ansiedelung zu Wortel*) und Ryckevorsel in der Provinz

*) Hier hatte eine mildthätige Gesellschaft große Stücke der Campine aufgekauft und an 150 Pächterwohnungen nebst Kapelle, Pfarrhaus und Schule für arme Familien darauf erbaut; leider nahm durch Vernachlässigung die Ansiedelung wieder ab.

Antwerpen. Für nichts vielleicht war die Trennung von Holland schädlicher als für die Volksschule und die Armenpflege in Belgien. Neuerdings hat indeß die belgische Regierung einen umfassenden Plan für den Anbau der Campine, jener sandigen doch nicht unfruchtbaren Landstrecken zwischen Schelde und Maas, entworfen und mit Ausführung desselben begonnen.

Inzwischen besteht in Niederland neben vielem Neuen fast allenthalben noch das Alte; unabhängige Armenverwaltungen für die verschiedenen milden Anstalten neben örtlichen Armenverwaltungen in den meisten Städten und einigen Dörfern; letztere mit dem Unterschiede, daß in Nordbrabant und Limburg sie vorzugsweise die Armen versorgen, während in den übrigen Provinzen sie nur die Bedürftigen unterstützen, welche von der Hülfe der milden Anstalten nicht bestehn können. Dabei sind Mißbräuche unvermeidlich. Besonders häufig kommen sehr ungleichmäßige Unterstützungen in derselben Gemeinde vor, je nach dem religiösen Bekenntnisse der Armen. In Amsterdam sind vergleichsweise die Armen der französischen und Mennonitengemeinden am besten gestellt, die lutherischen stehn sich schon schlechter, am wenigsten erhalten die Reformirten und vorall die Katholiken; an andern Orten stellt sich das Verhältniß anders dar. Diese Ungleichmäßigkeit erschließt der für die Ruhe des Staats mitunter gefährlichen Proselytenmacherei ein weites Thor. Auch darin besteht ein Mangel, daß manche Diakonien das Patronat nur über wenige arme Familien, andere, bei nicht größerer Anzahl von Collegialmitgliedern, über Tausende auszuüben haben. Darum steht der Wunsch des Landes nach bürgerlichen Armencommissionen an Stelle der kirchlichen Diakonien, welche, in einem Geist handelnd, die Unterstützung mehr gleichmäßig machen, überhaupt mit größerer Energie verfahren. Gewiß würde die Religion der Liebe

ebenso sehr zu guten Werken anspornen, und diese würden nicht minder verdienstlich sein, wenn eine bürgerliche Commission sie an die Armen ohne Unterschied ihres Glaubens vertheilte, als wenn die Gabe an die vorausgesetzte Glaubensübereinstimmung geknüpft wird. Die große Wohlthätigkeitsgesellschaft unterstützt Arme und nimmt Ansiedler auf ohne allen Unterschied des Glaubens. Die übertriebene kirchliche Unterstützung des einen Theils der Armen muß übrigens die allgemeine Noth erhöhen und dem Tage näher bringen, wo die gefürchtete Armentaxe sich aufzwingt, sei's auch unter anderm Namen. Das niederländische Gesetz erkennt die Freizügigkeit durchaus an und in der Regel ist das Domicil für Unterstützung dasselbe wie das bürgerliche Domicil; ist die Geburt, die gewöhnlich bei Streitfällen entscheidet, unbekannt, so fällt der Bedürftige an die Provinzialkasse; verlaufener Bettler und armer Fremdlinge, die dem Land gedient haben, erbarmt sich der Staat. Fremde, die sich gegen das Landesgesetz nicht vergingen, anzuhalten oder über die Grenze zu bringen, streitet, sie mögen mittellos sein oder nicht, als eine Kränkung der persönlichen Freiheit wider das Grundgesetz.

In Belgien stehn jetzt allein die Bettlerhäuser (mit Zwangsarbeit) und einzelne Stiftungen, die der Staat unterhält, unter unmittelbarer Aufsicht der Regierung. Die aus unbesoldeten Mitgliedern zusammengesetzten Bureaux de bienfaisance, deren sich eines in jeder Gemeinde befinden soll, und von denen die ganze Unterstützung der Hausarmen abhängt, sind meist alle sich selber überlassen; nur ihre Geschäftsordnung unterbreiten sie den Gemeindebehörden, die ihnen auch beispringen, wenn die freiwilligen milden Gaben und gewöhnlichen Einkünfte nicht ausreichen. Auch hier wird die Klage laut über Ungleichheit der Unterstützungen (vergl. Le paupérisme en Belgique, par Ducpétiaux. Brux.

1844) und darum wird von manchen Seiten auf mehr Einheit und Gleichförmigkeit der Armenverwaltung angedrungen. In einem Jahre besaß z. B. das Büreau zu Virton 417 Fr. jährliches Einkommen für jeden bedürftigen Armen, das zu Bastogan 70 Fr., zu Antwerpen 52 Fr., zu Huy an der Maas gar nur 2 Fr. Von Zeit zu Zeit werden von den Büreaux statistische Angaben eingefordert, ihnen auch bei hohem Nothstande Zuschüsse seitens des Staats zugestanden, wie namentlich während der letzten Theuerungsjahre. Die Regierung erhielt ferner Geld bewilligt zur Errichtung von „Krippen", d. h. Asyle für arme Kinder unter drei Jahren in bevölkerten Manufacturstädten, zu neuen Bewahrschulen für Kinder von 3 bis 7 Jahren aus den armen Arbeiterklassen, zu neuen Werkschulen, in denen arme Kinder beiderlei Geschlechts umsonst ein vollständiges Handwerk erlernen, und mit denen Werkstätten verknüpft sind, wo sie sich vor dem Eintritt ins Leben einen Sparpfennig verdienen können; ferner zur Anlage neuer besonderer Spitäler für kranke arme Kinder, zu Ackerbaucolonien für Bettler und Vagabunden beiderlei Geschlechts, zu Verbesserungs- und Arbeitsanstalten und dergleichen. Auch unterstützt die Regierung verschiedene Vereine, deren Mitglieder sich der Krankenpflege und dem Dienst der Armen widmen, wie die Schwestern des Kreuzes zu Lüttich, die barmherzigen Schwestern und andere. Natürlich fehlt es nicht an Hospitälern, Armenherbergen, an Waisen-, Gebär- und Findelhäusern im katholischen Belgien; an manchen Orten, zu Antwerpen, Mecheln, Gent, gibt es „barmherzige Arbeitsstuben", wo für den Augenblick brotlose Arbeiter Beschäftigung finden; die Genter Anstalt dieser Art soll besonders gut geleitet werden und über 600 Arbeiter beschäftigen.

Der belgische Katholicismus lebt auf freundlichem Fuße mit der Industrie. Er weiß, daß Industrie Macht ist. Und häuft

sie nicht auch für ihn ihre Schätze an, unterstützen diese nicht seine Schulen, helfen sie nicht seine Kirchen bauen, seine Volksvertreter wählen? Mecheln, die katholische Metropole des Landes, der Sitz des Kardinal-Erzbischofs, ist auch der Mittelpunkt aller belgischen Eisenbahnen. Die belgische Kirche besitzt aus alten und neuen Zeiten her beträchtliche Güter und Reichthümer, trotz der Stürme, die über sie hingebraust. Wenn die Bilderstürmer manchen Domen ihren Putz raubten, das Grundeigenthum und die zinspflichtigen Dörfer ließen sie doch liegen, und spätere Meister füllten die Lücke an Bildern wieder aus. Die Jakobiner freilich schonten auch nicht das Eigenthum der Kirche, nicht das Gold, die Rubinen und Diamanten an der funkelnden Monstranz; allein manches ward doch gerettet, viele Schätze durch kluge Kaplane und Küster in sichern Verwahrsam gebracht. Der Haß gegen die Verfolger der Kirche stachelte zugleich den Liebeseifer für die Verfolgte, und Volk, Fürsten und Adel wetteiferten, der bedrängten Kirche mit Spenden zu Hülfe zu kommen. So weit der Staat die Controle über das Kirchenvermögen übt — und was ihr sich entzieht, ist schwer zu schätzen — sollen während der zehn ersten Jahre seit der Revolution von 1830 die geistlichen Institute an Geschenken und Legaten von Privaten gegen 4 Millionen Fr. erhalten haben, die sich bis heute vielleicht verdoppelt haben dürften. Was außerdem Regierung, Provinzen, Gemeinden zu kirchlichen Bauten beigetragen, dürfte sich ebenfalls auf 3 Millionen belaufen. Die Weltgeistlichen aller Glaubensbekenntnisse empfangen ihren Jahrgehalt übrigens aus der Staatskasse, im Belaufe von nahe $4^1/_4$ Millionen Fr., wovon 4,107,500 auf die katholische, 66,530 auf die protestantische, 11,200 auf die anglikanische Kirche und 10,000 Fr. auf die israelitische Geistlichkeit kommen. Bisthümer

hat das kleine Belgien sechs, das Erzbisthum zu Mecheln für Antwerpen und Brabant, das Bisthum Turnik für Hennegau, Gent für Ostflandern, Brügge für Westflandern, Lüttich für Lüttich und Limburg, Namen für Namen und Luxemburg. Die Gesammtzahl der Weltgeistlichen beträgt 4,420, ungefähr einen auf 950 Einwohner, dessen durchschnittlicher Jahrgehalt nur 718 Fr. beträgt, so viel als dem Staat auch jeder Unterofficier des Heeres kostet*); die Zahl der Ordens- und Klostergeistlichkeit wächst schnell an. Vor der Revolution von 1830 zählte Belgien 29 Männer- und 255 Frauenklöster, jetzt vielleicht doppelt so viel; der erzbischöfliche Sprengel allein mag gegenwärtig an anderthalbhundert Klöster umfassen. Die Macht der Hierarchie oder richtiger die bischöfliche Macht hat sich in Belgien durch den unbedingten Sieg gewisser Principien in der Revolution, namentlich das der Trennung des Staats von der Kirche und das der Unterrichtsfreiheit, die zur Errichtung einer Schule nicht einmal einer örtlichen Ermächtigung bedarf, ungemein ver-

*) Die Staatsbesoldung der niedern katholischen Geistlichkeit in Belgien ist viel zu gering, als daß sie diesen Weltpriestern eine würdige, nach unten und nach oben, vom Volke und von der Hierarchie wenigstens äußerlich unabhängige Stellung verschaffen und sichern könnte. Nach dem in diesen Dingen wohlbewanderten Journal de Bruxelles vertheilt sich die katholische Geistlichkeit und ihre Einnahme vom Staate über die belgischen Provinzen also:

	Personal der Geistlichkeit:	Gesammteinkommen:	Auf die Person:
Antwerpen . . .	380 — —	Fr. 260,702 — —	Fr. 712
Brabant	688 — —	487,102 — —	707
Westflandern . .	525 — —	372,840 — —	710
Ostflandern . . .	588 — —	420,082 — —	714
Hennegau . . .	654 — —	478,375 — —	716
Lüttich	517 — —	384,267 — —	724
Limburg	331 — —	236,577 — —	711
Luxemburg . . .	410 — —	309,375 — —	730
Namen	395 — —	301,757 — —	634
Ganzes Königreich .	4,488	Fr. 3,251,077	Fr. 718

stärkt; die Consequenzen davon werden wahrscheinlich noch zu mächtigen Bewegungen und für uns jetzt noch verhüllten Ergebnissen führen, wie denn Belgien auch in dieser Hinsicht ein Ferment für Westeuropa bildet. Das belgische Episkopat hat von dem Augenblick an, wo ihm der Unterricht frei gegeben, mit jener eisernen Beharrlichkeit, die der römischen Kirche eigen ist, nach Vereinigung des gesammten niedern und höhern Volksunterrichts in seiner Hand gestrebt und dazu kein Mittel verschmäht. Bei jedem Schritte indeß nach diesem Ziele hin hat es auch entschiedeneren Widerstand gegen sich geweckt, der furchtbar werden könnte, wenn er in der niedern Geistlichkeit, die ihre Abhängigkeit, ja Absetzbarkeit vom Episkopat trotz der Gehaltsauszahlung durch den Staat, nicht ohne Mißmuth fühlen soll, Wurzel schlagen würde. In sechs großen und sechs kleinen Seminarien werden die dem geistlichen Stande sich widmenden jungen Leute herangebildet; jedes kleine Seminar hat zudem noch eine Musterschule und bildet jährlich 50 bis 100 Schullehrer im geistlichen Sinne. Die meisten Klöster, früher dem beschaulichen Leben gewidmet, als müßiggängerische Institute unnütz und im Widerspruch mit dem Geist eines thätigen Volkes, sind für den großen episkopalen Zweck, zum Miteingreifen in die Volkserziehung, in lehrende und unterrichtende umgeschaffen worden. Es ist sehr bemerkenswerth, daß die müßigen Klöster sich um mehr als die Hälfte vermindert haben, während die Zahl derjenigen, welche sich Erziehungsangelegenheiten widmen, um mehr als das Zwanzigfache zugenommen hat. Die hohe Geistlichkeit hat in jeder Stadt, ja fast in jeder Dorfgemeinde Schulen begründet, die ebenso reich dotirt sind als sie stark besucht werden, zur Krönung ihres Werkes aber die altberühmte Universität von Löwen auf eigene Kosten übernommen, sie neu organisirt unter dem Titel

der „katholischen“, ihr durch reiche Ausstattung und Herbeiziehung ausgezeichneter und gutgestellter Lehrer, namentlich für die praktischen Wissenschaften, für Medizin, Mathematik und Naturkunde, neuen Glanz, sowie durch viele und ausreichende Stipendien bei der unbemittelten Jugend, welche jedoch die Söhne des zum Klerus haltenden vornehmen Adels und der reichen Bürger nicht abhalten, einen bedeutenden Vortheil über die drei andern Landesuniversitäten gegeben, von denen Gent und Lüttich den Staat angehn, Brüssel die freie ist. Löwen zählt die meisten Studenten, um so natürlicher als die katholische Partei, bisher die mächtigste im Lande, den mehr unter ihrer Leitung herangewachsenen jungen Männern sowohl bei Anstellungen als bei andern Lebensfragen mit ihrem Einflusse beisteht. Das belgische Episkopat hat durch seine Repräsentanten in der Kammer die Hand in jedem Akt der Staatsregierung, der sein Interesse oder seinen Einfluß mittelbar oder unmittelbar berührt. Bei den Wahlen der Volksvertreter oder neuer Provinzial- und Gemeinde-Räthe erhalten die untern Geistlichen das Losungswort, die bezeichneten Kandidaten werden von der Kanzel wie aus dem Beichtstuhl unterstützt, und an den Wahltagen kommen die Pfarrer, an der Spitze der Wähler ihrer Kirchspiele, vor die Wahlurne gezogen. Der belgische Klerus ist gerade nicht reich an hervorragenden Talenten; meist stammend aus den ärmern Volksklassen und höherer Bildung ermangelnd, sind die vlämischen Geistlichen oft so wenig der französischen als der hochdeutschen Sprache mächtig; gewöhnt aber an freie Einrichtungen, gestärkt durch die öffentlichen Erörterungen und gelenkt von einigen politischen Geistern und Feuerköpfen, wie die de Ram und van Bommel, ist die belgische Geistlichkeit voll politischer Regsamkeit, voll Vaterlandsliebe und von einem sichern Blick in praktischen Dingen, der ihr manches Andere ersetzt, und

übt sie auf freiem Kampfplatz einen weit größern Einfluß aus als sie je gewinnen würde, wenn sie sich, wie in Italien und Deutschland, von einer bewaffneten Polizeimacht und einer geknebelten Presse gegen die Angriffe ihrer Gegner schützen ließe. Die belgische Presse kennt so wenig Septembergesetze als sie „Caution" leisten muß, die eigentlich nur den Reichen das Recht gibt, ihre Meinung frei auszusprechen, und die nothwendig zu einem verderblichen Monopol der Geldleute führen muß, wie wir es in Frankreich sehen. Der Klerus als solcher ist überhaupt in Belgien nicht reactionär, er hat nichts Verlorenes, wie z. B. der französische und der spanische, zurückzuerobern, er will noch gewinnen und muß vorwärts schreiten: er war der Führer in der Bewegung gegen Joseph II. und einer der Hauptleiter in der Revolution gegen das protestantische Holland; zugleich aber war er ein eifriger Wächter gegen die Propaganda, welche Frankreich zu jeder Stunde in Belgien unterhält. Erscheint so der Katholicismus als einer der breitesten Grundsteine belgischer Unabhängigkeit, so müssen wir, wollen wir überhaupt ein widerstandseifriges Zwischenland zwischen uns und der französischen Nation, ihm Kräftigung wünschen. Etwas Anderes aber ist der Katholicismus, und etwas Anderes der Jesuitismus. Dieser nur ist das reactionäre unheilschwangere Prinzip Belgiens, und bedroht mittelbar selbst die Macht des Episkopats. Wenn die großen liberalen Städte, namentlich Brüssel, Lüttich, Gent, gegen die Hierarchie eine fast so entschieden feindselige Stimmung zu offenbaren beginnen, wie Paris sie stets zeigte, so ist damit von der Masse der eingebornen Bevölkerung nicht der Katholicismus als solcher gemeint, sondern der Jesuitismus, den die öffentliche Meinung mit der Reaction identificirt, und der sich auf die grundgesetzlichen Freiheiten nur stützt, um sie durch sein Umwühlen

zu untergraben. Wenn andrerseits die großen Grundbesitzer, der Adel, die Häupter der Industrie und der Geldinteressen sich mit den Landgemeinden und kleinern Städten mehr der klerikalen Partei anschließen, so geschieht das hauptsächlich darum, weil sie in der katholischen Partei zugleich auch die staatlich conservative sehen, obschon sie den jesuitischen Absichten entschieden abgeneigt sein mögen. Eine von innen kommende neue Erschütterung könnte Belgien deshalb hauptsächlich nur durch das reactionäre Umsichgreifen des Jesuitismus bedrohen, zumal wenn man es durch die Regierung unterstützt sähe; denn würde diese Gefahr eminent, so möchten verschiedene Bruchtheile der katholischen Partei, ja selbst ein nicht geringer Theil der niedern Geistlichkeit, die, dem Jesuitismus abhold, nach einem gewissen Grad von Unabhängigkeit strebt, sich mit den Liberalen verbinden. Dies ist so wahr, daß die französische Propaganda, die den König Leopold unbequem zu finden beginnt, weil er sich immer weniger als ein fügbarer Diener Frankreichs zeigt, kein besseres Mittel kennt, ihm die Volksliebe abzuwenden und neue Erschütterungen in dem jungen Staat vorzubereiten, als den König wie ein ergebenes Werkzeug der Jesuiten darzustellen. Aus diesen französischen Einflüsterungen erklären sich die neuerdings zum Vorschein gekommenen Zerr- und Spottbilder auf den König, den man früher bei allen Streitigkeiten, wie gebührlich, aus dem Spiel gelassen hatte. Die auf einmal erwachte Sucht, den König herabzusetzen und lächerlich zu machen, ist bemerkenswerth, und wenn diese Spottbilder ihm auch bei den Einsichtsvollen im Lande weiter nicht schaden, so dürften sie doch der Anfang einer ernstlichen Anfeindung gegen ihn sein, und die kirchlich-politischen Streitigkeiten im Lande noch versäuren helfen.

In Belgien besteht nicht mehr der confessionelle Gegensatz

wie im Vereinigten Königreiche der Niederlande. Daß er in einen vorzugsweise politischen umgeschlagen zwischen Kirche und Staat, die man, als getrennte Gebiete berührend, von einander hat unabhängig machen wollen, und die nun, sich hundertfach durchkreuzend, miteinander um die Herrschaft ringen, beweist schon der Umstand, daß der belgische Klerus weit mehr bei den politischen Fragen, als bei den socialen oder selbst religiösen zur Sprache kömmt. Namentlich weiß ich von günstigen Einwirkungen der Kirche auf die neueren Zustände des Pauperismus wenig zu melden. Vorzugsweise in die politische Bahn gelenkt, nehmen die kirchlichen Institute zur Verfolgung ihrer staatlichen Zwecke lieber Gaben an, als daß sie deren austheilen. Man hat die Maschinen angeklagt, daß sie den armen vlämischen Webern doppelt fürchterliche Mitbewerber seien, weil sie keinen blauen Montag machen, keinen Namenstag haben und keine vlämischen Kirmessen mitfeiern, wo die Arbeit gern im Winkel liegt und die ersparten Silberstücke für berauschendes Pharo und Lambik in die Welt wandern; nun nach Aufhebung feudaler Leibeigenschaft die Freien erst unglücklich werden durch Nichtarbeit, nun hat man gemeint, wär's wohl Zeit, daß die Religion, die sonst gern Augenblicke der Ruhe für die Unglücklichen erbat, in einem die Festtage beschränkenden Sinn einschritte, und ist namentlich auf die Maßregel, alle Kirmessen an einem Tage zu feiern, die schon Kaiser Joseph II. einführen wollte, zurückgekommen. Doch strenge Mäßigkeitsapostel finden in den Niederlanden geringen Beifall. Ist die Tugend der Nüchternheit nirgend gebieterischer, als in den Reihen der ärmeren Klassen, wo Unmäßigkeit und Vergeudung doppeltes Unheil stiften, so will man sie doch nicht in absoluter Form, die dem Arbeiter vollends alle Lebensfreude raubt, ihn verdüstert, statt ihn zu erheben, und mit seinem Loose zu versöhnen. Auch

ist in Belgien die Branntweinpest nicht so groß als in manchen deutschen Gegenden, denn der Kaffee wird durch Zölle wenig vertheuert, und das Land braut treffliches Bier, nur in den Kohlenbezirken herrscht sie furchtbar; in den Provinzen Hennegau und Lüttich gibt es verhältnißmäßig die meisten Wirthshäuser, zählt man doch in manchen Gemeinden deren eines auf 22, ja schon auf 17 Einwohner. Dagegen wetteifern Private und Regierung in Gründung von Spar- und Versorgungskassen, von Hülfs- und Krankenbüchsen (caisses de prévoyance), und von Kreditbanken. Wenn die letzteren, eben so förderlich für Fleiß als für den Landwirth schützend vor wucherischen Schulden, Ursprung und große Verbreitung in Schottland gefunden, so gehört der fruchtbare Gedanke von Vorsorgkassen Deutschland an, wo sich die Bruderbüchsen oder Knappschaftskassen für Grubenarbeiter mit dem bergmännischen Betrieb überall hin ausgebreitet haben. Die Belgen jedoch haben diesen Gedanken mit ihrem lebendigen Genossenschaftssinn weiter entwickelt, ihn mannigfach verbessert und auf andere Klassen der Bevölkerung mit dem glücklichsten Erfolg angewandt, so daß derlei Kassen dort jetzt unter verschiedenen Handwerkern, unter den Leinwebern, Seefischern, Matrosen, den Arbeitern der Staatseisenbahn, den Schullehrern und andern bestehn. Den sechs Vorsorgkassen für Grubenarbeiter sind andere für die Fischer von Blankenbergh und Ostende, für die Steuerleute und Lootsen, neun für die Volksschullehrer der neun Provinzen, ausgegangen vom Minister des Innern, eine zehnte besondere für die der Hauptstädte gefolgt. In Vollzug eines Gesetzes vom 21. Juli 1844 hat die Regierung sechs Witwen- und Waisenkassen für alle Kategorien von Beamten und Magistratspersonen gegründet, unter Sicherung des öffentlichen Schatzes; es besteht auch eine Kasse für die Witwen und Waisen der Officiere des

Heeres, eine andere für die der Kriegsmarine. Die Kasse für die Eisenarbeiter (caisse de rétraite et de secours) ist durch königlichen Beschluß vom 24. Juni 1845, etwas später die für die Matrosen unter belgischer Flagge ins Leben gerufen; ein anderer Beschluß billigt die Statuten eines Tontinen-Vereins zwischen allen Gemeinde-Secretären Westflanderns. Kurz, binnen wenigen Jahren sind dreißig solcher Kassen mit Unterstützung der Regierung begründet worden, und fast alle befinden sich in blühendem Zustande. Dazu kommen noch viele andere. So ergriff 1845 die städtische Behörde von Bergen, Hauptstadt vom Hennegau, die Initiative, um eine Vorsorgkasse für die verschiedenen in der Stadt wohnenden Arbeiter zu gründen; dem Beispiele folgte alsbald Verviers. Der Beitritt zu diesen Arbeiterkassen ist natürlich nicht gezwungen, wie zu jenen, die unter dem unmittelbaren Schutze der Regierung stehn; doch wenn Behörden, Fabrikherren und Arbeiter zu einem Ergebnisse zusammenwirken, so werden die letztern sich dem Vereine troß der kleinen Steuer nicht entziehen und bald überhaupt jenen Werkstätten, wo man sich ihrer im Nothfall mit genügender Sorge annimmt, den Vorzug vor den übrigen geben. Genossenschaft, deren Freiheit die belgische Verfassung wie die Preßfreiheit unbedingt gewährleistet, ist ein mächtiger Hebel, dessen Wirksamkeit jedoch wesentlich von ihrer Organisation selbst abhängt. Großbritannien ist bedeckt mit wechselseitigen Hülfsvereinen (friendly societies), der englische Arbeiter ist im Allgemeinen unterrichteter und aufgeklärter, als der des Festlandes, er hat hinsichtlich des gegenseitigen Beistandes ältere Überlieferungen; doch die Vereine beschränken sich dort immer auf eine und dieselbe Profession, und darum vielleicht sind sie selten in blühendem Zustande. Das Grundprinzip dieser Arbeitervereine, daß sie nämlich wesentlich auf den Beisteuern des Ar-

beiters selbst beruhen, muß allerdings festgehalten werden; sonst aber sollen die einschlägigen Maßregeln möglichst umfassend und collectiv, nicht individuell sein. Das Patronat des Meisters über den Arbeiter, wie unvollkommen auch ausgeübt, besteht doch der Natur der Sache nach, und der beste Erfolg ist nur gesichert, wenn so zu sagen Jedermann sich dabei betheiligt, also nächst den Arbeitern auch die Industriellen, die Behörde und die besondern Vereine für das Wohl der Arbeiter.

Sofern der Communismus das menschliche Glück außer dem Staate, den er verneint, außer der Familie, dem Erbrecht und Eigenthum, auf den willkürlichen abstrakten Begriff einer atomistischen Menschheit, deren alleiniges Band zuletzt der gröbste Materialismus und die furchtbarste Unterdrückung der Schwachen durch die Starken sein würde, begründen und den Krankheitsstoff im gesellschaftlichen Körper so durch ein tödtendes Gegengift vertreiben will, findet er in Belgien und Niederland so wenig als in der Schweiz, trotz des von dort aus erklingenden communistischen Lärmens, einen empfänglichen Boden. Dieser Communismus, der wenn er siegte mit den blutigen Sichelrädern seines Triumphwagens bei jedem Schritt Opfer niedermähen würde, kann überhaupt in dem Lande keine Wurzeln schlagen, wo der Boden und die Arbeit frei, das Eigenthum sehr getheilt, der Mittelstand zahlreich und angesehen, der Proletarier aber verhältnißmäßig wenige sind, in einem Lande, wo zudem die Freiheit der Presse und der Genossenschaft mitsammt ihren erfrischenden, die Säfte reinigenden Wirkungen verfassungsgemäß gesichert erscheint. Er ist ein Gift nur für die innerlich kranken Staaten, in denen alle jene Verhältnisse sich umgekehrt gestaltet haben, und in deren Zuständen vom Grund und Boden bis zu den Gebieten des Geistes und der Religion Unfreiheit herrscht. In Belgien trat dann

und wann zwar ein communistisches Blatt hervor, aber nur um jedesmal bald nach seinem Erscheinen wieder zu verschwinden; auch zogen Franzosen und Deutsche mit ihren communistischen Lehren wohl gen Brüssel, doch sie predigten tauben Ohren, der belgische Arbeiterschlag mit seinem positiven, praktischen Geiste gewann ihnen nie weder Geschmack noch Nutzen ab. Bloß der vlämische Pamphletist Kats, Namensbruder des alten Dichters, hat in Brüssel und anderwärts Arbeiter um sich zu versammeln gewußt, doch mehr im socialistischen als im communistischen Sinne.

Mit dem Socialismus ist es anders, sofern er sich nämlich die unabweisbare Aufgabe der Zeit stellt, die Industrie, diese Säugamme der Länder, nicht zu beschränken, sondern sie besser zu organisiren. Er stimmt in seinen Zwecken mit dem allgemein gefühlten Bedürfnisse überein, der leidenden Humanität zu Hülfe zu eilen. Nur wer unempfindlich beim Schauspiel des menschlichen Elends bleibt, kann den Socialismus bloß für die Geburt verbrannter Gehirne oder ausschweifender Phantasie halten. Weit entfernt, auf Umsturz der Grundlagen auszugehn, auf denen die gegenwärtige Gesellschaft beruht, forscht er nur nach den anwendbaren und geeignetsten Mitteln die gesellschaftlichen Zustände zu verbessern — ein schönes Ziel, für das edle Gemüther sich begeistern und vor dem nur träge Geister, die das von der Routine ausgefahrne Gleise zu verlassen nicht den Muth haben, feige zurückscheuchen. In diesem Sinne wirken in Belgien auch ausgezeichnete Fabrikanten. Ich brauche nur den ehemaligen Minister Karl v. Brouckere zu nennen, ein Mann zugleich der Wissenschaft und der Praxis, der seine menschenfreundlichen und socialistischen Ideen auch selbst ausübt und in den großen Werkstätten erprobt, die er mit seltenem Erfolge leitet. Er kann ermunternd zu den übrigen Industriehäuptern sagen: da seht, die Opfer,

die ich für das Wohlergehn der Arbeiter in meinen Werkstätten bringe, schaden nicht im mindesten den vortheilhaften Ergebnissen meiner Unternehmungen! Fände er zahlreiche Nachahmer unter seinen Kollegen, so dürften manche als Utopien geschmähte socialistische Gedanken sich bald in wirkliche Institutionen und in wirksame Mittel zur Verbesserung des Looses der Arbeiterklassen umzuwandeln beginnen.

Wenn nun auch — Dank dem alten Reichthum des Landes, Dank seinem Wohlthätigkeitssinn und seinen Anstrengungen — der Pauperismus in Belgien noch nicht so hohläugig dasteht, wie in einigen anderen Ländern, so gibt es doch in Flandern bedürftige Weber, wie im Riesengebirge und in England, ja man hörte in diesen jüngsten theuern Zeiten von dort aus Nothrufe des Elends grillen wie aus dem armen verhungernden Irland. Am schlimmsten ist, daß trotz aller jener Vorkehrungen die Armuth in Belgien seit einer Reihe von Jahren bedenklich zugenommen hat. In Ostflandern, besonders auf dem platten Lande, ist von 1841 bis 1844 die Zahl der Armen im Verhältniß von 118 zu 145 auf 1000 Seelen der Bevölkerung gestiegen, die Unterstützungen betrugen 1844 allda bloß auf dem platten Lande 743,412 Fr.; die Zahl der bedürftigen Familien hatte sich von 13,525 auf 18,535, die der unterstützten Personen von 69,363 auf 85,509, die der wegen Arbeitsmangel Unterstützten von 1,965 auf 16,341 erhöht, nur die Zahl der durch Trunkenheit und schlechte Aufführung an den Bettelstab Gekommenen hatte sich von 2,095 auf 1,987 vermindert. In Westflandern, wo die Störung des alten Leinwandgeschäfts die meiste Verdienstlosigkeit erzeugt, wurden 1844 doch 93,785 Personen unterstützt, mit kaum 12 Fr. auf den Kopf; dort kamen 1840 nur 24, und 1843 schon 43 bestrafte Diebstähle vor; die Zahl der Züchtlinge im Genter Ge-

fangenhaus, 1841 bloß 805 betragend, erlief 1844 auf 1,024, von welchen im erstgenannten Jahre 395, im letzten aber 524 aus den beiden Flandern waren. Von diesen 524 Sträflingen waren 242 Ackerleute und 145 Weber! Ja die jüngste Volkszählung in Belgien hat eine noch schlimmere Thatsache herausgestellt, die seit langer Zeit in Europa nicht mehr erhört ist. In letzter Zeit hat die Bevölkerung der beiden Flandern, zumal auf dem Lande, abgenommen, indem sie 1846 in Westflandern nur 642,000 Seelen oder 22,000 weniger, in Ostflandern nur 791,000 oder 15,000 Seelen weniger als im Jahre vorher betrug. Die Volkszahl aller übrigen, namentlich der wallonischen Provinzen war gewachsen, zusammen auf 24,000. Selbst Irlands Bevölkerung hat sich in diesem Jahrhundert schon verdoppelt. Ostflandern zählte 1816 615,000; 1844 dagegen 803,000 Bewohner.

Wie ist da zu helfen? Daß bloße Palliativmittel die Grundursachen des Übels nicht entfernen, daß dazu am wenigsten eine größere Strenge bei Unterstützung der Armen, die arbeiten können, außer den Werkhäusern, im Geiste der neuen englischen Armengesetzgebung ausreicht — das lehrt eben die Erfahrung. Meines Erachtens liegen des Übels Grundursachen in zweierlei: einmal in der Unterdrückung der Muttersprache des größern vlämischen Gebiettheils durch eine fremde, was niederbeugend, entsittlichend, verfinsternd auf die Masse der Bevölkerung einwirkt und sie, bei ihrer Abhängigkeit von den Französischsprechenden, allerlei Betrug und Erpressungen, sowie den Folgen der Unwissenheit aussetzt; sodann darin, daß Belgien, obwohl im Besitze der wesentlichen Elemente zur staatlichen Selbständigkeit, sich doch nicht im Stande sieht, auf die Dauer ein eigenes volkswirthschaftliches

System durchzuführen, trotz seiner preiswürdigen Anstrengungen dazu und seiner muthigen Handelspolitik, die mit Hülfe eines kräftigen Differenzialzollsystems sich hinsichtlich der Handelsverträge zur Ausübung der Initiative auf unserm Continent erhob, und der Sache der wirklichen Handelsfreiheit schon größere Dienste leistete, als alles Wanken und Schwanken anderwärts. Ich komme im folgenden Abschnitt auf diese Lage zurück. In ersterer Hinsicht kommt vornehmlich das vlämische Landvolk in Betracht, ein von Haus aus gesundes Geschlecht, an dem leider aber der Wurm der belgischen Gesellschaft am grimmigsten nagt.

Es wäre sehr wünschenswerth, die bäuerlichen Zustände in Belgien einmal nach allen ihren Seiten dargestellt zu sehen. Vieles, was wir jetzt bei dem reichen Landbau Flanderns kaum begreifen, würde sich daraus erklären. Es dürfte sich dabei herausstellen, daß, obwohl es auch im südlichen Niederland noch selbstständige Freisassen, Freibauern auf ganzen und halben Höfen und Meier gibt, doch das Pachtsystem im Ganzen wuchernde Wurzel geschlagen, und der romanische Einfluß auch in dieser Hinsicht sehr nachtheilig auf die Landeszustände eingewirkt hat. Das romanische Pachtsystem, vor dessen ersten Keimen Herrmann die Deutschen, zumal im Norden, bewahrt, hat zwar verschiedene Stufen der Verderblichkeit, es hat sich z. B. viel trauriger noch in Irland, als in England, über welches die Normannen es gebracht, in der Lombardei, als in Spanien gestaltet; fast immer aber unterwirft es die ländliche Bevölkerung der Habsucht landherrlicher Verwalter und städtischer Kapitalisten, und Erniedrigung und Elend dieses „Kernes der Nationen", wie selbst Fürst Metternich nach dem galizischen Aufstande die Bauern genannt, erreichen den höchsten Grad, wenn vollends die Muttersprache eine andere als die herrschende ist und dadurch in völlige Roheit

sinkt, wie es seit Jahrhunderten in Irland der Fall ist, und seit der französischen Eroberung, mit Ausnahme der holländischen Periode, auch im südlichen Niederland werden sollte. Schon der Umstand bestätigt dies, daß die Kartoffelfäule und die Theuerung in den letzten Jahren nirgends so klägliche Auftritte der Noth hervorgerufen haben, als eben in Irland und in einigen vlämischen Landestheilen. Gewiß, die traurigen sprachlichen Zustände hängen mit den bäuerlichen, wie mit allen übrigen in Flandern eng zusammen, und in Anbetracht derselben darf man sich nicht wundern, daß der Bauernstand in Nordniederland und weiter über Friesland, Schleswig-Holstein bis Ostpreußen den in Flandern im Ganzen an Selbständigkeit und Bildung überragt. Es wäre daher eine lohnende Aufgabe, alle diese sich bedingenden Verhältnisse einmal vor der Regierung, den Kammern und dem Lande klar darzulegen und ihnen zu zeigen, daß die Verarmung des vlämischen Landvolkes seinen Grund nicht bloß in der Bedrückung der alten handsamen Flachsverarbeitung, sondern noch weit mehr in moralischen Ursachen hat, vorall in der Unterdrückung der Muttersprache, die dem Landmanne alle Selbständigkeit und das Hauptbildungsmittel raubt und ihn vielen Unkosten, Übervortheilungen und Plackereien aussetzt, daß Flandern überhaupt kein Linnenvertrag mit Frankreich, sondern nur moralische Hülfe, Volksbildung, Entwickelung seiner Zustände mittelst der Muttersprache retten kann*). Die Liberalen beklagen sich,

*) Ich bin weit entfernt zu verkennen, daß die Linnenindustrie seit Jahrhunderten eine der Hauptquellen des vlämischen Wohlstandes war. Viele Dörfler, denen ein kleiner eigener oder gepachteter Grundbesitz nicht ganz zur Ernährung der Ihrigen hinreichte, waren zugleich Weber, und Frau und Töchter vermehrten den Gewinnst durch Spinnen; Sittlichkeit, Reinlichkeit und Ordnung herrschten überall. Das alte Gewerbe, so Tausende der ländlichen Fa-

daß bei den Wahlen sehr oft die Stimmzettel einer ganzen Gemeinde von Einer Hand geschrieben sind — wahrscheinlich von

---

milien im eigenen bescheidenen Kreise ernährend, bot in seiner stillen Genügsamkeit und Entfernung von den Bedürfnissen der großen Städte, etwas durchaus Sittliches und Freies dar, und nährte selbst den in Flandern heimischen fast religiösen Sinn für demokratisches Sein und Wirken. Mit der Einführung der Maschinen in das Linnengewerbe und der ungeheuern Ausdehnung der Baumwollenmühlen brach die Zeit des Untergangs dieses natürlichen Zustandes heran, denn die erste Folge davon war die Unterordnung vieler Knechte unter einen Herrn, die Anhäufung von Fabrikarbeitern im Pfuhle städtischer Unsittlichkeit. Der bisherige Verein von Landbau, Weben und Spinnen, der die Grundlage des Ganzen gebildet hatte, konnte den Kampf gegen die Centralisation der Industrie, die Handarbeit gegen die wohlfeile Maschinenarbeit nicht bestehn; die Weber verschuldeten sich immer mehr, bis sie endlich Haus und Garten und Feld verkaufen mußten und zu bloßen Taglöhnern oder gar zu arbeitlosen Armen herabsanken, die Zahl der Proletarier rasch vermehrend. Die Macht der Umstände machte sich für Flandern um so empfindlicher fühlbar, als dort die Menschen sehr dicht zusammen wohnen, worauf die unbeschränkte Theilung des Grundeigenthums einwirkte; viele Landesparzellen sind so klein, daß Niemand Geld darauf borgen will, oder doch nur weit unter dem Werthe des dafür haftenden Bodens, weil die Unkosten das Darlehn zu verschlingen drohen. Der Vorsitzer der zweiten Kammer, Hr. Liedts, bemerkte: in frühern Jahrhunderten, zur höchsten Blüte des Linnengewerbes, sei die Bevölkerung doch nur die Hälfte der heutigen gewesen, und schrieb dies hauptsächlich dem Umstande zu, daß damals ein großer Theil des Bodens von der todten Hand besessen worden. Kein Vertrag mit Frankreich, selbst nicht der Anschluß an das französische Zollsystem kann jedoch der alten Handarbeit den Sieg über die Maschinenarbeit geben; auch die eifrigsten Verfechter der alten Methode geben die Nothwendigkeit zu, die neue überall einzuleiten, und wo das nicht geschehen könne, dem Landvolke statt des Webens und Spinnens neue Erwerbsquellen zu öffnen, wie denn das Spitzenklöppeln bereits in anderthalb hundert Dörfern eingeführt und dadurch das durchs Mißrathen der Kartoffeln 1845 und des Roggens 1846 noch überaus vermehrte Elend in denselben einigermaßen gemildert ist. Ein weiteres Hülfsmittel für die 150,000 Menschen, Kinder eingerechnet, die gegenwärtig noch in Flandern meist auf Weben und Spinnen angewiesen sein sollen, besteht in der Einführung verbesserter Werkzeuge und Methoden, wofür im letzten Jahr eigens 300,000 Fr. bestimmt sind, zu verwenden von den Comités de l'industrie linière; es sind im

der des Pfarrers — für einen katholischen Kandidaten. Ei, ihr Herren, die Bauern können ja kein Französisch schreiben, sie sind von vornherein in die Hand Anderer gegeben!

Freilich so schlimm wie jenseits des Kanals steht es mit den ländlichen Verhältnissen in Belgien noch nicht. Das vlämische Landvolk erlitt nie die Unterdrückung, wie das angelsächsische durch die Normannen, und später das irische. Bereits in frühesten Zeiten verbanden die Leibeigenen in Flandern sich mit Andern zu bewaffneten Gilden, um dem Übermuth der Herren und Machthaber Schranken zu setzen; aus der Gilde entwickelte sich das Gemeindewesen, die sich selbst regierende Kommune, deren Einrichtung die Fürsten achten mußten. Schon früh verschwinden in Belgien alle Verhältnisse der Hörigkeit, und im 13. Jahrhundert sieht man in allen größeren niederländischen Städten die Gemeindefreiheit bereits vollständig ausgebildet. Das alles folgte in England viel später, wo vlämische Einwanderer erst unter Eduard III. die Tuchmacherei emporbrachten, in Folge dessen Nachfrage nach Arbeitern in den Städten entstand, und die Leibeigenen ihren Herren zu entlaufen und Unterkunft in den Manufacturen zu suchen anfingen. Denn gelang es dort einem Leibeigenen, sich der Verfolgung seines Herrn Jahr und Tag zu entziehen, so war er für immer frei, wodurch denn auch die zurückbleibenden Feldbauer nach und nach wieder zur Einsicht ihrer natürlichen Rechte gelangten und nun den adeligen Eroberern die

---

Grunde nur Almosen unter einer andern Form, da 16,000 Spinnerinnen und 300 Weber selbst unter den Begünstigungen dieser Comités nur mit 10 bis 30 Proc. Verlust gearbeitet haben. Auch die Bildung einer Handelsgesellschaft zur Ausfuhr von Leinenwaaren, die Theilung vieler Gemeindehaiden, die Urbarmachung großer öder Strecken — das alles kann das Bestehn der Krisis, soweit sie nur die Umgestaltung der Linnenindustrie betrifft, vielfach erleichtern.

herkömmlichen, doch ursprünglich aufgezwungenen Frohndienste und andere Lasten verweigerten. Im 25. Regierungsjahre Eduards III. (1351) ward endlich die Härte der Leibeigenschaft bedeutend gemildert, gesetzlich aufgehoben ward sie erst unter Karl II., und noch im Jahre 1526 war ihre Abschaffung vergebens versucht worden. Nie gelangten aber die alten Bauern und rechten Eigenthümer, so wenig in England, wie in Irland, wieder in Besitz ihrer Güter, sie wurden bloße Pächter, die der Grundherr wegjagen konnte, gerade wie später — traurigen Andenkens — in der Lombardei und andern romanischen Ländern; nur mit dem bedeutenden Unterschiede, daß in England auch ihnen wenigstens die allgemeinen bürgerlichen Freiheiten zugut kamen, und daß sie politische Rechte ausübten, die dem Landadel Mäßigung auflegten. Während des Mittelzustandes zwischen der Leibeigenschaft und dem freien Pächterthum half sich die Gesetzgebung in England, ebenso auch in Frankreich, mit einem eigenen Zwangssystem, durch welches sie den Taglohn zu regeln und dem Arbeiter selbst Vorschriften und Schranken zu setzen suchte, wie er denselben zu verwenden habe bis auf Kleidung und Lebensmittel; unter Heinrich VIII. sah man endlich ein, daß das System, alle Arten von Arbeiten und Lebensmitteln zu tarifiren, ein hemmendes und unhaltbares sei, doch ward es erst unter Elisabeth abgeschafft, zu welcher Zeit sich übrigens England in Landwirthschaft und Industrie, in Reichthum der Städte und wohlhäbiger Lebensweise noch bei weitem nicht mit Belgien messen konnte. Aber auch später regelten die feudalistischen Gesetze noch in England den Grundbesitz, wo sie auf dem Continent, der nicht das Aushülfsmittel des Handels in der Ausdehnung wie England besaß, als unerträgliche Überreste des Mittelalters längst abgeschafft waren. Natürlich mußten sich die Nachtheile des ausschließlichen Land-

besitzes von Wenigen mit der wachsenden Bevölkerung und der Anhäufung des Kapitals steigern, und wenn schon England, ungeachtet Industrie und Handel dort wieder tausendfache Beschäftigung den arbeitsamen Händen öffneten, doch seine Millionen Paupers zählt, wie mußte es erst dem unglücklichen, von den Großen ausgepreßten Irland ergehn, dem die englischen Hülfsmittel fehlten! Irlands Verhältnisse sind zu künstlich und unnatürlich, als daß sie nicht zusammenbrechen müßten. Wo die Masse der Bevölkerung arm geworden, da wirkt es nothwendig mit der Zeit auf die Klasse der wenigen Besitzenden zurück. Landherren und Pächter werden am Ende gleich bedürftig, nur ist das Elend der einen glänzender als das der andern, jene machen Schulden, diese betteln. Inzwischen geschieht vor unsern Augen vom britischen Parlament vieles zur Verbesserung und Erhebung der irischen Zustände, und wenn diese zur Sühnung alter Sünden ausgestreuten Saaten aufgehn, wenn namentlich die Pächter sich besser gestellt sehn und neben ihnen eine Klasse kleiner Grundeigenthümer oder freier Bauern, zunächst auf dem von der Regierung aufgekauften und urbargemachten Boden, sich befestigen wird, dann dürfte Irlands Aussehn sich bald fröhlich und lachend umwandeln und für die Gegenden des Continents keinen Trost des gleichen Geschicks mehr bieten, in denen die alten Ursachen des gedrückten Zustandes fortdauern. Besonders hüten wir uns, in Folge der modernen Kapitalanhäufungen und des Abgabendrucks, vor Anhäufung des Grundeigenthums in die Hände Weniger, deren Wirkungen schon Goldsmith in seinem Gedicht „das verödete Dorf", dessen wackere Bewohner dadurch in die Fremde getrieben wurden, so schmerzhaft als wahr schildert —

„Ill fares the land, to hastening ills a prey,
Where wealth accumulates, and men decay:
Princes and Lords may flourish, or may fade,
A breath can make them, as a breath has made;
But a bold peasantry, their country's pride,
When once destroy'd, can never be supplied".

Nordniederland ist in mancher Hinsicht glücklicher gestellt als Belgien. Es trägt kein sprachlich-geistiges Fremdjoch, und besitzt ausgedehnte Colonien, die, namentlich seit Belgiens Abscheidung, seine große Schiffahrt und seinen Handel beleben, ja aus welchen Millionen und Millionen ins Mutterland zu dessen unmittelbarer Unterstützung abfließen. Und wenn desungeachtet Niederland sich nur mit Mühe des Pauperismus erwehrt, wie darf man erwarten, daß die Zustände Belgiens, dem diese Hülfsmittel fehlen, sich günstiger gestalten sollten? Man spricht auch in Belgien von Gründung eigener Colonien, doch die bisherigen Versuche sind leider mißglückt. Holland hat hierin den weitern Vortheil, daß es seinen Auswanderern weite Besitzungen anweisen kann, wo sie Volksart, Sitten und Gesetze bewahren und in genauer Beziehung zum Mutterlande bleiben. Daß dennoch auch die niederländische Auswanderung, die neuerdings bedenklich zunimmt, mit Aufopferung mancher Vortheile sich hauptsächlich nach den amerikanischen Freistaaten richtet, beweist, wie schwach überhaupt jene Aussicht ist, namentlich so lange von Schelde und Rhein aus ein vereinzeltes Wirken stattfindet. Die aufschwungvollen freien Staaten der Union ziehen unwiderstehlich an, dort glaubt man für sich und Kindeskinder der verbitternden hohen persönlichen und Grundlasten, der Abgaben auf die ersten Lebensbedürfnisse ein für allemal enthoben zu sein, dort sieht man

für zahlreiche Nachkommen ein reichliches Bestehn, dort hofft man seine Religion völlig frei bekennen und ausüben zu können. Es ist merkwürdig, wie wenig seit dem Bestehn der amerikanischen Freistaaten die niederländischen Pläne zur Auswanderung in die eigenen Besitzungen anschlagen wollen, ungeachtet Regierung und Presse dieselben lebhaft unterstützen. Ohnehin hat Niederland noch weite unbebaute Haidegründe, wo mageres, doch zum Anbau wohl geeignetes Land zu geringen Preisen käuflich ist; man möchte gern den Menschenüberfluß aus den Städten und den dichtbevölkerten fetten Landen etwas in die dünn bevölkerten Sandstrecken überleiten. Endlich nehmen die umfassenden Trockenlegungen und Landeroberungen, die man neuerdings wieder der See abgewinnt, gleichfalls zahlreiche menschliche Kräfte in Anspruch. Wie viele Auswanderer bleiben da für die eigenen Besitzungen übrig, deren Sicherheit solche Niederlassungen allerdings vermehren würden? Die jährliche Bevölkerungszunahme Niederlands beträgt 30,000 Seelen, die Belgiens etwas mehr; davon dürfte höchstens der vierte Theil, in beiden Ländern etwa 15,000 Menschen, für die Auswanderung überhaupt und nach allen Weltenden beweglich gemacht werden können, indem Bettler von Beruf, schon für gewöhnliche Armencolonien verderblich, sich als Ansiedler schlechterdings nicht eignen — sie gewöhnen sich auf besonderen inländischen Bettlercolonien noch am ersten wieder ans Arbeiten. Niederland und Belgien, auf ihre eigenen Mittel und den eigenen Bevölkerungszuwachs beschränkt, werden mithin niemals in umfassender Weise, wie z. B. England, colonistren können: dem einen fehlt es an Gelegenheit und an passenden Besitzungen, dem andern und beiden zugleich an den nöthigen Volkskräften. Erst Belgien, Niederland und Deutschland — Länder, die von Natur und Abkunft

zusammengehören und so vielfach aufeinander hingewiesen sind — sie könnten durch inniges Einverständniß und mit vereinten Mitteln auch in dieser Hinsicht sich unermeßlich fördern und miteinander die größten Zwecke erreichen.

Dazu jedoch müßte Deutschland handeln. Denn nur von ihm, als dem weitaus größten und mächtigsten der drei Länder, könnte der entscheidende Schritt ausgehn.

Der belgische Staat;

seine Umwälzungen; Verfassung, Parteiung, Stellung zu den Nachbarländern; die jüngsten Verträge.

„Si le repos est dû à qui a souffert, nul pays ne l'a merité plus que toi, ô ma patrie! Que la main de Dieu te préserve de nouvelles épreuves, qu'elle maintienne intacte cette nationalité dont l'absence a fait ton malheur pendant tant de siècles!“
Ad. Borgnet *).

Es ist wahrscheinlich, daß der ganze Meeressaum von Jütland bis an den Ärmelkanal nebst den davor gelegenen Eilanden, die vormals zahlreicher und größer waren als heute, ursprünglich von Deutschen friesischen Stammes bewohnt war. Sie zerfielen in eine Menge kleiner Gemeinwesen, die zu keiner Zeit in einem staatlichen Verbande gestanden zu haben scheinen. Dies, sowie die verderblichen Angriffe der Meeresfluthen, die von Nordwesten stürmend ganze Inseln unter sich vergruben und dem friesischen Festlande weite Gebiete entrissen, endlich das Andrängen der sassischen Nachbarstämme von Süden und Osten dem Meere zu, das

*) Histoire des Belges à la fin du 18. siècle. 2 Bände.

alles mochte bewirken, daß die Friesen es zu großen staatlichen Gestaltungen nicht brachten, vielmehr zumeist in den übrigen niederdeutschen Stämmen, mit denen sie sich vermischten, aufgingen, so daß die Gebiete, wo sie sich noch in ihrer Ursprünglichkeit, Mundart und in ihren Sitten erhalten haben, wie durch Einschiebung anderer deutschen Stämme von einander gerissen erscheinen. Doch darf man sich letzteres nicht so gewaltsam denken wie die Verwüstungen durch die Meeresfluth; es war mehr eine friedliche Vermischung der nahe verwandten Stämme. Diese ging natürlich besonders dort von statten, wo sich Verkehrswege, größere Städte und Handelsmärkte bildeten, also vornehmlich an den Mündungen der deutschen Ströme, der Elbe, Weser und besonders des Rheins und der Schelde. Nur in den Gegenden, die dieser Verkehrsstrom ziemlich unberührt ließ und wo sich keine mächtigen Städte erhoben, behaupteten die friesischen Gemeinwesen ihre alte, auf der freien Bauerschaft begründete Verfassung und erwehrten sie sich des Adels wie aller Feudaleinrichtungen und Hörigkeitsverhältnisse; dort blieben die Friesen, wie sie in vielen Schlachten zur See und bei ihren Dämmen und Dünen erprobten, so steif und unlenksam, so ausdauernd, kühn und freiheitsstolz wie vordem, ihr Sinn auf die See gerichtet, wo kein anderes Volk ihnen gleichkommt, ihre Sitten gleich treuherzig und streng. Indessen finden sich die Eigenschaften des friesischen Volkscharakters doch mehr oder minder an der ganzen deutschen Seeküste wieder, vorzüglich ausgeprägt auch bei den Holländern und Seeländern, und dieser Umstand beweis't, daß die Friesen sich mit den andern niederdeutschen Stämmen sehr stark vermischt haben, wenn deren Sprache auch viel weniger Spuren davon aufweis't als man erwarten sollte. Denn die mit den Friesen sich vermischenden vordringenden Stämme brachten ihre

Sprache, sowohl im Munde des Volkes als in der Schrift, allmählich zur Herrschaft, während die friesische Mundart mehr und mehr zurückwich und sich nie zur eigentlichen Schriftsprache entwickelt hat; und zwar verbreitete sich östlich von den Rheinmündungen das Niedersächsische oder Plattdeutsche, westlich vom Rhein aber, etwas mehr mit Friesischem gemengt, das Niederfränkische oder Vlämisch-Holländische. Unter allen deutschen Stämmen werden die in weiten schönen Landschaften ausgebreiteten Franken für erfindsam und sinnreich gezeichnet, die Ripuarier oder Niederfranken noch mehr als die Ostfranken im Rhein- und Hessenlande; sodann für aufgeweckt, zum lustigen Spott geneigt, für verschlagen in Staatssachen, ritterlich und hochfliegend, doch auch für wankelmüthig und unbeständig. Das Zähe und Beständige daher, überhaupt das Feste, Eigene im Charakter vor den übrigen Franken haben die Vlamingen und Niederländer durch ihre Mischung mit den Friesen und durch den Einfluß der See. Ohne die Beimischung friesischen Blutes würden die Vlamingen wohl kaum den vielhundertjährigen Kampf gegen das romanische Element bestanden haben. Andererseits war für die Entwickelung der Niederlande auch der fränkische Einfluß heilsam, trotz der Unruhen und Kämpfe, die er schüren half. Denn da war nicht mehr eine einfache gleichberechtete Bauerschaft, auf nichts bedacht, als sich jedweder heimischen und fremden Herrschaft zu erwehren; da waren mannigfaltige Gegensätze der Stände und Interessen, Bürger, Adel und Fürsten, Bauern, Leibeigene und Feudalherren, obendrein standen die verschiedenen Gebietstheile unter eigener Herrschaft und bekriegten nicht selten einander auf Tod und Leben. Die erstarkenden Städte, sehr oft übermüthig, empören sich gegen Anforderungen der Fürsten und verbinden sich zu solchen Zwecken auf kurze Zeit, die Fürsten sind

wieder eifersüchtig auf die Macht der Patricier und reizen zu neuen Ausbrüchen; die deutschen Kaiser, die französischen Könige unterstützen, je nach ihrem Vortheil, bald diese bald jene. Aber inmitten dieser Kämpfe finden die Städte ein Band in der gemeinsamen Liebe für ihre Kommunalfreiheiten; ihre Macht und das Bewußtsein ihrer Stärke bilden sich mehr und mehr aus, das stattliche Stadthaus, der Mittelpunkt ihrer Freiheiten, spiegelt das stolze Volksbewußtsein. Die politische Entzündbarkeit, durch die fortwährenden Kämpfe für und gegen Privilegien und Freiheiten stets neu gestärkt, ist ein Hauptcharakterzug des gesammten niederländischen Volkes während des Mittelalters, weit weniger hervortretend in den östlichen friesisch-sassischen Gemeinwesen; und ihr gegenüber legt sich zuerst — ein anderer historischer Charakterzug — die Politik der burgundischen Herzöge schwer ins Gewicht, welche den Gedanken verfolgen, durch Vereinigung aller dieser Lande und ihre Losreißung vom Reiche ein mächtiges Zwischenreich zwischen Deutschland und Frankreich zu begründen. Diese Idee ging zunichte, als nur zu bald nach Abdankung Karls V., in den Sälen des Brüsseler Stadthauses zu Gunsten seines Sohnes Philipp (1555), vor diesem Stadthause die Häupter der Grafen Egmont und Horn fielen, und Alba's Beil damit zugleich die reichsten Provinzen seines Herrn mitten durchschnitt. Zwar ward der Gedanke 1814 noch einmal aufgewärmt und das Vereinigte Königreich der Niederlande errichtet, doch nur um schon fünfzehn Jahre später vor dem ersten europäischen Sturme wieder zusammenzubrechen und sich in zwei neue Königreiche aufzulösen. Seltsam, Franzosen und Wallonen sagen es gern, auch einige Deutsche sind so gefällig, es ihnen nachzusagen: die Geschichte Belgiens beginne mit dieser Scheidung, d. h. mit Anno 1830. Eben so unbedenklich könnte man behaupten: die Geschichte der

deutschen Staaten beginne mit Auflösung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, unter den Auspicien des Protectors des Rheinbundes schimpflichen Andenkens. Wenn aber alle diese Verhältnisse sich für Deutschland traurig gestaltet haben, so liegt die Schuld davon am wenigsten in den Niederlanden selbst, wie jedes Blatt der Geschichte bezeugt.

Am 26. Juni 1848 wird es dreihundert Jahre, daß Kaiser Karl V. in der damals blühenden freien Reichsstadt Augsburg den berühmten neuen Bundesvertrag zwischen Deutschland und den Niederlanden unterzeichnete. Auf seiner Seite standen im Namen Deutschlands: Sebastian, Erzbischof von Mainz und Friedrich, Pfalzgraf und Herzog in Baiern, für die Kurfürsten; Ernst, Erzbischof von Salzburg und Wilhelm, Herzog von Baiern, für die geistlichen und weltlichen Fürsten; Herwig, Abt von Weingarten, für die Kirchenvögte; Friedrich, Graf von Fürstenberg, für die Grafen und Herren; endlich der Bürgermeister und Rath von Augsburg für die freien Städte. Während Deutschland seine alten Lehenlande Brabant, Antwerpen, damals Markgrafschaft des Reichs, Kaisers-Flandern, Limburg, Luxemburg, Hennegau, Holland, Seeland, Gelderland, Friesland von allen gerichtlichen Klagen vor den kaiserlichen Reichskammern enthob und von allen Reichslasten freisprach, mit Ausnahme der außergewöhnlichen durch die Stände zugestandenen Reichszulagen — in solchen Fällen mußten die Niederlande das Doppelte von zwei Kurfürstenthümern bezahlen und in demselben Verhältniß eine Kriegsmacht stellen — erklärte der Kaiser alle seine niederländischen Erblande und zugehörige Gebiete „unter Deutschlands Schutz, Schirm, Vertheidigung und Hülfe stehend“ und gelobte, den Landesfrieden in ihnen zu handhaben. Zugleich erkannte das Reich die Vereinigten Niederlande als einen einigen

Staat an, der als solcher nun in den Staatenverband Europa's eintrat. Welch' schreckliche Zeitstürme sind seitdem über das Land gefahren! Die Absicht Karls und seiner Schwester Maria, der beliebten Statthalterin, die kaiserliche Krone abwechselnd an die beiden Zweige des österreichischen Hauses, den deutschen und spanischen, zu versichern und dadurch die Einheit desselben festzuhalten, ward nicht erreicht *). Die Niederlande fielen dem spanischen Zweige anheim, obwohl sie noch immer unter der Oberherrlichkeit des Reiches blieben. Man kennt die kirchlich-politische Parteiung, die dahin führte, daß Wilhelm von Oranien gegen die schmachvollen Eingriffe Philipps II. in den Landfrieden an den Kaiser schrieb, fest entschlossen zu sein, mit bewaffneter Hand das unbedingte Einhalten des Augsburger Vertrages durchzusetzen. An der Spitze dieser ersten Revolution Belgiens stand der Adel, der zwar durch die Kriege, die er für Karls V. Sache mitmachte, verarmt war, doch noch mehr Einfluß als früher auf Volk und Bürger übte, deren Stütze gegen die nach Absolutismus strebende Centralmacht er geworden, und der mit dem Klerus fast allein den Ausschlag in den Ständeversammlungen gab. Der „Compromiß der Noblen", den gegen 400 Edelleute

*) Dr. Coremans sucht in der Einleitung zu seiner Sammlung sehr interessanter Actenstücke, Papiere, kleiner Schriften ꝛc. aus dem 18. Jahrhundert (sie sind der großen, von ihm unter dem Namen Ephémérides des Secrétaires d'état de l'Allemagne et du Nord geordneten Sammlung entnommen, die sich von 1556 bis 1800 erstrecken, und gehören zum Theil dem letzten deutschen Staatssecretair Belgiens J. Kempis an) zu beweisen, daß die verschiedenen Kriege im Beginn des 18. Jahrhunderts, zumal die über die spanische Erbfolge, nur in dem Scheitern jener Absicht Karls ihren Grund haben. Man sieht aus der Schrift, wie beharrlich Frankreich schon damals auf Feststellung seines Einflusses in Spanien und Belgien, den beiden Angelpunkten seiner Politik hinwirkte, und wie die Zustände jener Länder verleumdet wurden, wie fast bis auf den heutigen Tag.

im Palaste Philipps von Marnix, Herrn von St. Aldegonde, im Jahre 1566 unterschrieben, war der erste Act zu dem nachfolgenden furchtbaren Trauerspiele. Man muß beklagen, wie einige katholische Geschichtschreiber, selbst Canonicus David, sonst ein guter Vlaming, nicht ausgenommen, die traurige Geschichte jener Tage für das Volk meinen schreiben zu müssen: nach ihnen wäre die erste Ursache des Unglückes von Belgien der Ehrgeiz eines einzigen Mannes, des Prinzen von Oranien, Wilhelm von Nassau, der freilich die Ruhe störte, weil er nicht wollte, daß die Belgen den Fremden ihren Nacken beugten und sich fügsam an den finstern und tyrannischen Fanatismus eines gallichten Spaniers gewöhnten. Selbst der Klerus stand Anfangs auf Seite der unzufriedenen Edlen; die Gerüchte von Einführung der Inquisition schreckten Priester wie Laien. Die Prälaten wurden besonders durch die Ernennung von dreizehn neuen Bischöfen beunruhigt, die sogar mit den Abteien dotirt wurden, deren Äbte von Rechtswegen Sitz und Stimme in den Ständeversammlungen hatten; sie sahen dadurch sowohl ihren Einfluß als ihre Einkünfte geschmälert. Dahin kam es, daß nach der Befriedung von Gent (1576) die Katholiken schworen, die Protestanten zu vertheidigen, die Protestanten aber, die Katholiken zu unterstützen, und bald darauf hatte ganz Belgien, Luxemburg ausgenommen, das spanische Joch gebrochen, trotz der Harnäckigkeit Philipps II. und der erfahrenen Tapferkeit der Alba, Requesens und der alten spanischen Banden. Dennoch hatten diese Thaten kein Ergebniß, zwei Jahre später war die so theuer erkaufte Unabhängigkeit wieder gebrochen — darum weil die religiöse Wendung des Aufstandes die katholische Priesterschaft erschreckte und im Süden zu einer Gegenrevolution im spanischen Sinne führte. Zwietracht brach in den Reihen der Insurgenten

aus, die deutschen Provinzen forderten volle Gewissens- und Glaubensfreiheit, die wälschen Hennegau und Artois dagegen bekundeten den Entschluß, die ausschließliche Ausübung des katholischen Kults aufrecht zu halten — kurz die Religionsverschiedenheit bewirkte einen heillosen Riß zwischen den südlichen und den nördlichen Provinzen. Antwerpen, Brügge, Gent, Ypern, Maestricht hielten noch zu der Utrechter Union, während Hennegau und alle wallonischen Provinzen Spanien zurückforderten, Luxemburg treu geblieben war und Lüttich in seiner Neutralität beharrte. Unselige Wendung! Denn es ist klar, traten die Provinzen, bei religiöser Duldung, in einen föderalen Verband, so war die fremde Herrschaft vernichtet und Unabhängigkeit für das gesammte Niederland errungen. Die religiöse Unduldsamkeit und der Provinzialegoismus siegten im Süden, und im Jahre 1584 war ganz Belgien wieder spanisch; die eifrigsten vlämischen Protestanten aber wanderten aus, um Holland mit ihrem Fleiße zu bereichern und ihm während zweier Jahrhunderte so viel Ruhm und Glück zu geben, als Belgien Schande und Elend gewinnen sollte. Diesen traurigen Sieg maßen sich die spanischen Feldherren zu, obwohl Stola und Monstranz dabei mehr gewirkt hatten als Schwert und Feuerrohr.

Nichts Traurigeres bieten die Annalen der Völker, als die Geschichte Belgiens und Deutschlands in den beiden letzten Jahrhunderten. Während die nördlichen Generalstaaten die gänzliche Trennung vom Reichsverbande erlangten (1648), blieb Belgien in einem ungewissen Verhältnisse, niedergedrückt, seines Handels beraubt, und den unaufhörlichen Einfällen der Franzosen Preis gegeben, die ein Stück Landes nach dem andern von ihm abrissen. Wenn es sich dem Auslande gegenüber von belgischen Interessen handelte, die auch deutsche waren, immer gaben die

abwesenden Fürsten den fremden Forderungen nach; die Zugeständnisse an Frankreich, der Barrierenvertrag und die Unterhandlungen, die ihm folgten, später die Unterdrückung der „Compagnie von Ostende" sind Monstruositäten, deren Erzählung uns „vor Scham erröthen und vor Zorn erbleichen läßt". Holland hatte schon im Jahre 1602 eine ostindische und 1621 eine westindische Compagnie, während Belgien sich mit diesen Fragen vor 1723 nicht einmal beschäftigte, als wären Antwerpen und Ostende gar nicht da gewesen. Im Laufe der hundertjährigen Beziehungen Belgiens zu Österreichs sieht man nie, daß Flandern sich um Antwerpen bekümmert, dieses bleibt wieder Ostende fremd, und so steht es mit jeder Provinz, ja mit jeder Gemeinde. Verrannt in einen engherzigen Provinzialismus und eine blinde Glaubensrichtung, begriff das Land, obschon es sich seines Verfalls schmerzlich bewußt war, nicht die Ursache davon. Der ganze Zustand Deutschlands erleichterte Frankreich noch das Spiel. Vergeblich rief der belgische Vertreter am Reichstage, Cuylemans, die Hülfe des Reiches an für die niederländischen Brüder; umsonst mahnte der treffliche Staatsmann, der Luxemburger von der Neuschmiede (bekannter unter dem Namen de la Neuveforge), während dreißig Jahren die Vertreter am Reichstage sich endlich doch zu erheben, des Reiches Heermacht aufzubieten und die Franzosen einmal durch eine verdiente Züchtigung in die Schranken zurückzuweisen. Das wußte Frankreich durch Bestechungen zu vereiteln; französisches Geld machte viele Deutsche biegsam, selbst geistliche Kurfürsten schämten sich nicht, Jahrgelder von Ludwig XIV. anzunehmen, dem Erbfeinde Deutschlands, Verwüster der Rheinpfalz, Luxemburgs, Namens und Flanderns — von Ludwig, der ohne Noth und Zweck aus eitel Muthwillen Brüssel zerstörte, nach den brabantischen Chroniken „viertausend Häuser,

worunter einige schöne Schlösser, dreizehn Kirchen mit ihren schönen Thürmen, sieben Klöster und eine große Zahl Kapellen in einen Schutthaufen umwandelte". Immer war Frankreich auf Eroberung oder auf Verwüstung und Schwächung seiner Nachbarländer bedacht, und es scheute zur Erreichung dieser schändlichen Zwecke kein Mittel der Gewalt und des Betrugs. Philipp der Schöne, Ludwig XI., Ludwig XIV., Ludwig Philipp I., sie alle haben den gleichen Plan verfolgt, Belgien zu knechten, d. h. in französischer Sprache die Belgen zu Mitgliedern der großen Nation zu machen, um sie ihrer Sprache und Volkseinheit zu berauben und sie wie die Bretonen und andere französische Unterthanen als eine Art von Heloten zu behandeln, die sich glücklich schätzen müssen, in den Schooß der „gebildetsten und edelherzigsten" Nation aufgenommen zu werden. Schon 1713 fragt ein Vlaming, das französische Reich mit dem römischen vergleichend:

Was niet steds Vrankryks wil en wenssen,
Om in het heele werelds rond
Zig verslaeven alle menssen?

Beim spanischen Erbfolgekriege hatte England keinen Grund, um das übermächtige Reich Karls V. herstellen zu helfen. Indem es sich gegen die Herrschsucht Ludwigs XIV. erklärte, wollte es das doch nicht Österreich zugestehn, was es Frankreich verweigerte: die Vertheilung des spanischen Erbes stimmte mit seinen Anliegen überein, und das war ihm genug, um sich von seinen Versprechungen zu entbinden. Wohl konnte damals der Kaiser ausrufen: Treuloses Albion! Nach den Verträgen von Utrecht und Baden unter die Regierung des deutschen Zweiges des Hauses Österreich zurückkehrend, verfiel Belgien endlich zu

solcher Unbedeutendheit, daß im Jahre 1739 seine Beisteuern in die Reichskasse und sein Contingent auf die Hälfte eines Kurfürstenthums herabgesetzt wurden. Nur die kirchlichen Festlichkeiten behielten ihren alten Glanz, besonders die feierlichen Umzüge. Die Beschreibungen dieser Feste, wozu sich das derb Gutherzige des Vlämischen ohne Gleichen eignet — voran Fama, dann die Schutzheiligen (St. Michel ist der von Brüssel), Engel, Propheten, Mägdelein, dann Riesen, Löwen, Delphine, Adler, endlich die Geistlichkeit und Behörden und zahllose Gilden-Fähnlein*) — sie versetzen uns lebhaft auf den großen Brüsseler Markt in die Mitte von Triumphbögen und reich beflaggten Häusern, verziert mit Bildern, Schnitzwerk und Blumen, deren symbolische Bedeutung seit Jahrtausenden im Volksgedächtniß lebt. Wie sehr sonst aber der alte Geist gewichen war, zeigt die servile Schmeichelei, diese gewöhnliche Speise der Könige, womit man im Jahr 1746 die Ankunft des siegenden Ludwigs in Brüssel umgab. Das Wetter selbst ward zum Höfling, indem es sich bei seinem Einzuge plötzlich aufklärte, und man wandte mit kleiner Veränderung die von Virgil bei ähnlicher Gelegenheit für Augustus geschriebenen Verse an:

„Vere pluit toto: Redeunt spectacula tecum,
Divisum imperium cum Jove, Caesar, habes“.

Über diese schattenvollen Zustände der meisten Länder des

---

*) — — — — „de kykers die t' aenschouwen,
„Sy staen tot in de goôt, jae selver op het dack,
„En soecken, om te sien, gevaerelyk gemack.
„De vensters vol gepropt van vrienden en van maeghen
„Dat t'onbegryplyck, hoe t'huysen conenn draeghen
„Beneden op de straet, staet eene macht van volck
„En kop aen kop gehecht, gelyck een wolk, etc., etc.

Continents warf die großartige Entwickelung Englands im 18. Jahrhundert einen um so hellern Schein. Freilich nahmen die englischen Staatsschulden fortwährend zu, und die Franzosen, damals die selbstgefälligen Büreaukraten, spotteten: je mehr Schulden die Engländer machten, desto mehr sie verzehrten. In einem englischen Lustspiel jedoch, mutato nomine fabula narratur, verdoppelt ein Franzose seinen Ruf: es lebe der König! je mehr man im Namen des Königs die Lasten vergrößert, denen er erliegt, und in einem andern schreien sie, je mehr Ketten man ihnen schmiedet, um so lauter: Freiheit! In England herrschte, trotz der Aristokratie, eben das Gesetz. Als der italienische Markgraf de Palcotti, der in Belgien Inhaber eines Regiments war, sich auf einer Reise in England einfallen ließ, seinen „Knecht" zu tödten, ward er in London zum Tode verurtheilt und gehängt, nur mit der Auszeichnung, daß ihm eine besondere Stunde und Kleider zu dem letzten Gang bewilligt wurden. Dieser Vorfall, heißt es in dem Bericht eines Augenzeugen darüber, würde in Belgien und Italien einen seltsamen Eindruck gemacht haben; doch sei der Markgraf nicht gehängt worden, um ihn zu höhnen, sondern um den Landesgesetzen Genüge zu leisten.

Nachdem Belgien, vom Reiche ungeschützt, noch wiederholt Stürme und Plünderungen durch die beutegierigen Franzosen hatte erfahren müssen, ward ihm endlich eine kurze Zeit der Ruhe und Erholung unter Maria Theresia's mildem Zepter zu Theil. Diese edle deutsche Frau lebt in Belgien noch heute wie eine Art Heilige in dem Gedächtnisse des dankbaren Landvolkes und der kleinern Städte, ja selbst die Bürgerklassen der größern Städte preisen die fast 40jährige Regierung der „guten Kaiserin" als das nec plus ultra glücklicher Zeiten. Nur ein

Theil der höhern Klassen, die sogenannten neuen Reichen (nieuwen Ryke, im Gegensatze zu den edlen und ansehnlichen Familien die dem altvaterländischen Wesen treu geblieben, den ouden Ryke), hat mit der frühern ruhmreichen Geschichte Belgiens auch die Tochter Karl's IV. und die Mutter Josephs II. vergessen. In Antwerpen und andern vlämischen Städten ist es noch Brauch, daß Knaben, selbst ältere Leute aus dem Volke, zur Weihnachtszeit Abends vor den Thüren der Bürger sogenannte Weihnachtslieder (Kersliedekens), meist von dem alten Antwerpener Liederdichter Koes, singen, wobei die Buben große Papiersterne, in deren Mitte ein Licht steckt, an einem langen Stock rundbrehen, so von Haus zu Hause ziehend. Gewöhnlich nun ist dieser Gesang nichts anders als ein Klagelied auf den Tod der guten Fürstin mit dem Refrain:

Onz' Keizerin is overleden
Ja, ons Maria Theresia.

Joseph II. stieg auf den Thron, um zu erfahren, daß die Regierungen auch bei dem reinsten Eifer für Volkswohl in Belgien das alte Wort bedenken sollen: „Te moderante, Leo Belgicus agnus erit". Wenn je ein Herrscher die edelsten und der Zeit voraneilenden Ideen seinen Gesetzen zu Grunde legte, so war es Joseph II. In seinen ersten Edikten erkennt man fast immer dieselben Gesetze wieder, mit denen die Revolution von 1789 Frankreich und Belgien beschenkt hat, und der Widerspruch, den die meisten fanden, erklärt sich nur durch den ausschließlichen Charakter, den der Katholicismus während der beiden letzten Jahrhunderte in Belgien angenommen hatte. Die gewissenhafte und einsichtsvolle Anhänglichkeit eines Volkes an die Religion seiner Väter und an die alten Rechte der Provinz und Ge-

meinde ist ganz gewiß ein edles, schönes und fruchtbares Gefühl. Allein wenn dieser lobenswerthe conservative Geist sich festrennt in Mitte der allgemeinen Bewegung der übrigen Völker, wenn er mit keinen Fortschrittsgedanken sich einläßt, sich hartnäckig klammert an alten Vorurtheilen und zu einem Kirchthurmspatriotismus einschrumpft, dann wird alles das, was dieses Volk beleben und emporheben konnte, unfruchtbar und verderblich, die Religiosität schlägt in engherzige Bigotterie oder in Fanatismus um, die Vaterlandsliebe wird zum Cantonalegoismus, und das Land geräth in Gefahr, entweder von seinen Nachbarn in Stücke gerissen zu werden oder sich selbst zu zerfleischen. Indessen ist andrerseits nicht in Abrede zu stellen, daß der hochsinnige Kaiser durch Mangel an Mäßigung, durch Sucht, alles überzwerch zu regeln und zu bestimmen, sich wirklich bis zu Verletzungen der Rechtsformen, ja bis zu tyrannischen Gewaltthätigkeiten hinreißen ließ. Die Revolution gegen Österreich, die zweite belgische oder die „brabantische", brach von allen Seiten los, der Mittelstand, von der Geistlichkeit geschürt, ging voran; die Liberalen, wie vordem gegen Spanien die Protestanten, vereinigten sich mit den Katholiken, und von diesem Augenblicke war Österreich besiegt. Wenn aber die Josephinische Politik ihre Schwächen und Übergriffe büßen mußte, ein nicht minder trauriges Loos erwartete ihre Gegner: die Revolution, glücklich im Anfang, scheiterte beim Ausgang und nahm für das Land ein gar jämmerliches Ende. Da lassen sich aus den vielen von jeder Seite begangenen Mißgriffen und ihren Folgen goldene Lehren für die Parteien aller Länder ziehen: — — — „Felix quem faciunt aliena pericula cautum!

Die Vorgänge in Belgien während der Regierung Kaiser Josephs II. lassen sich in folgende Hauptrubriken zusammen-

fassen: religiöse Neuerungen des Kaisers, die Befreiung der Schelde und die Aufhebung der holländischen Festungsbarriere, staatsrechtliche Neuerungen, Schmälerung der politischen Rechte durch Abschaffung der „Joyeuse Entrée" von Brabant (Edikt oder Staatsstreich vom 18. Junius), Absetzung Josephs II. als Souverän der Niederlande, siegreicher Einzug des „bevollmächtigten Agenten des brabantischen Volkes" Van der Noot in Brüssel und Zurückdrängung des revolutionären Stromes, der dann von dem großen Meere der französischen Staatsumwälzung aufgesogen wird. Das Toleranzgesetz vom 13. Oktober 1781, das einen unverwelklichen Kranz der Erinnerung an den kaiserlichen Märtyrer bildet, leider aber die Kriegsfackel zwischen der römischen Geistlichkeit und ihm entzündete, hebt allen Gewissenszwang auf, gestattet den Augsburgischen und Helvetischen Religionsverwandten sowie den nicht unirten Griechen allenthalben die private Ausübung ihrer Religion, läßt die gemischten Ehen zu und schafft die gebräuchlichen Reverse, in welchen die Eltern sich zur Erziehung aller Kinder in der katholischen Religion verpflichteten, zwar ab, doch mit dem Prärogativ für die „dominante" Religion, daß bei einem katholischen Vater alle Kinder ihm, bei protestantischem Vater und katholischer Mutter dagegen sie dem Geschlechte zu folgen haben. Nur von privater Duldung, nicht von gleichem Recht war die Rede, dennoch waren die Jesuiten unversöhnlich, sie wollten nicht, daß den Andersgläubigen ihre Existenz sowie der Zutritt zu Würden und Ämtern gesichert werde. Der Erzbischof von Mecheln, Fürst Frankenberg, widersetzte sich der Erbauung eines protestantischen Bethauses in Brüssel. Ein anderes Gesetz schrieb vor, Ablaß und Dispensen sollten in Zukunft nur von den einheimischen Ordinarien ertheilt, und die ohnehin die bischöflichen Rechte schmälernde „Reservation"

für besondere dem päpstlichen Stuhle vorbehaltene Fälle fortan keine Geltung mehr haben, weil für diese Rom schon wiederholt abgesprochenen Dispensen bedeutende Summen aus dem Staate gingen. Das Gesetz vom 17. März 1783 hob weiter die Mönchs- und Nonnenklöster müßiger Natur auf, um ihre Einkünfte nützlichern und näherliegenden religiösen und menschlichen Anliegen zu widmen. Von den dadurch einem „beschaulichen" Leben entrissenen Mönchen und Nonnen, deren Zahl sich auf 32,000 belaufen haben soll, empfingen diejenigen, welche in's Ausland wandern wollten, Reisegeld, diejenigen welche in den Erblanden in einen der beibehaltenen Orden übergingen, einen jährlichen Beitrag von 150 Gulden, und doppelt so viel, wenn sie in den nützlichen Orden der barmherzigen Brüder und der Pioristen eintraten; solche, die Weltpriester wurden, erhielten eine Pension von 300 Gulden, die Äbte nach Verhältniß mehr. Noch andere Gesetze untersagten die Verfügungen des römischen Stuhls über die geistlichen Stellen innerhalb der österreichischen Staaten, legten alle geistliche Gerichtsbarkeit in die Hände der Bischöfe zurück, erklärten die Ehe für einen bürgerlichen Vertrag, vereinten die verschiedenen Brüderschaften mit ihren Schutzpatronen in eine „Brüderschaft der thätigen Nächstenliebe", deren alleiniger Patron Jesus Christus, und verfügten, daß die Pfarrstellen nicht mehr nach Gutdünken, sondern nach der aus der Prüfung hervorgehenden Befähigung vergeben werden sollten. Die meisten der aufgehobenen entarteten Klöster gehörten den Jesuiten an, die den Klerus und durch den Klerus die Gewissen beherrschten und nun durch Rede und Schrift und jede Art Umtriebe die Gemüther aufzuregen suchten.

Der Widerstand überzeugte den Kaiser vollends, daß er nur durch verbesserte Erziehung der jungen Geistlichkeit, die haupt-

sächlich am Mangel an wissenschaftlicher und humanitärer Bildung krankte, und durch Stärkung der mit dem Volke selbst in unmittelbarer Berührung stehenden niedern Geistlichkeit, wenigstens die Zukunft zu sichern vermöge. Darum erließ er das verhängnißvolle Edikt von 1786, welches die bischöflichen Seminarien aufhob und dafür ein allgemeines Seminar an der Universität zu Löwen nebst einem Filialseminar in Luxemburg einsetzte, mit der Bestimmung, daß fortan kein junger Mann in den geistlichen Stand treten könne, ohne fünf Jahre an diesem Seminar studirt zu haben. Der niedern Geistlichkeit, bisher in Ignoranz und in der mehr als militairischen Zucht der Klosterschulen erzogen, sollten die Mittel verschafft werden, sich selbständiger zu entwickeln, und nicht bloß als willenlose Werkzeuge der höhern Hierarchie sich zu betrachten — eine Frage noch heute für Belgien von der größten Bedeutung. Man wollte die fremden Grundsätze, mit denen die Priesterjugend bei der mönchischen und selbstsüchtigen Klostererziehung getränkt ward, durch Hinleitung zu dem ursprünglichen Christenthum sowie durch Begeisterung für das Vaterland und Anhänglichkeit an den Staat ersetzen und die ultramontane Gewalt bannen. Doch eben hierin fühlte die hohe Klerisei sich in ihrem Lebensinteresse bedroht, obschon sie als zweiter Stand bei den Generalstaaten saß. Kaum war das allgemeine Seminar vierzehn Tage eröffnet, als schon eine Meuterei unter den sonst so gehorsamen Seminaristen gegen den Direktor ausbrach, die sanam doctrinam et bonam disciplinam verlangten! Ja, das Seminargesetz, der Hauptdorn im Auge der Geistlichkeit, brachte auch andere Klassen der Bevölkerung, die nichts davon verstanden, in Gährung. Joseph II. hielt es indes aufrecht, selbst als er später einige politische Edikte wieder zurückgenommen hatte.

Einmal mit der Reform der belgischen Zustände beschäftigt, erließ der Kaiser Anfangs 1787 eine Reihe von eigenmächtigen Edikten, welche die alte Eintheilung der belgischen Provinzen behufs einer bessern Centralverwaltung umgestaltete, das Territorium in neue Kreise theilte, die Gerichtsbarkeit durch drei Instanzen für das ganze Land gleichmäßig einführte und alle bisher bestandenen besondern Gerichtsbarkeiten, alle eximirten Gerichtsstände, Territoriallehne und geistlichen Gerichte aufhob. Diese gründlichen Reformen waren durchgängig dem Lande zum Heil bedacht, und der constituirende Congreß von 1830 hat sie fast alle beibehalten; allein sie wurden in einer brüsken Form aufgedrungen, die die Verfassung umwühlte und das alte Volksrecht verletzte. Niemand wollte auf die guten Absichten des Kaisers hören, der Bürgerstand am wenigsten, obschon dessen Vortheil am meisten bedacht war. Einmal auf dem Wege der Willkür, sagte man, wer sichert vor andern Eingriffen? Der 25. Artikel der Joyeuse Entrée, des alten Grundgesetzes von Brabant, das Joseph beschworen, schwebte auf allen Lippen; er lautet: „falls der Fürst die Privilegien nicht beobachten sollte, sei es im Einzelnen oder im Ganzen, in diesem Falle gesteht er selbst ein, daß die Unterthanen aufhören, ihm Dienste zu leisten“ — —. Am 21. November 1788 verweigerte zu Brüssel der dritte Stand des Brabanter Landtags die von der Regierung verlangten gewöhnlichen Steuern, indem die neun Zünfte die Einwilligung dazu, welche die beiden andern Stände bereits gegeben hatten, zurückwiesen. Drei Tage früher hatte dasselbe im Hennegau von den gesammten drei Ständen stattgefunden. So lange übrigens die Lage schwierig war und Österreich noch zu fürchten, zeigten die beiden ersten Stände mitunter Furcht und ließen nur zu häufig auf den Mittelstand, dem die beiden Parteihäupter der brabantischen

Revolution, die Advokaten Vonck und Van der Noot, angehörten, die ganze Verantwortlichkeit für einen Widerstand fallen, zu dem der Klerus doch besonders das Zeichen gegeben hatte. Als man endlich gegen die Militairmaßregeln Josephs zu den Waffen greifen mußte, hielten Van der Noot und die klerikale Partei, mißtrauisch gegen die Volkskraft, es für unmöglich die Revolution ohne fremde Hülfe siegreich durchzuführen, und sahen kein Heil als in Preußen und Holland; während Vonck und die Seinigen, die den Bürgerverein pro aris et focis bildeten, die Kräfte des Volkes aufriefen. Seltsam, zur selben Zeit, da in Frankreich die Nation, angehaucht vom Geiste des achtzehnten Jahrhunderts, sich gegen die alten Staatseinrichtungen erhebt, ist es in Belgien der Thron, von dem die reformatorischen Gedanken ausgehen, und das Volk stößt sie zurück! Ende 1789 befand sich in Belgien, Luxemburg ausgenommen, kein kaiserlicher Soldat mehr, und wurde das Land dann von Österreich auch wieder erorbert, so war die Straße für die bald darauf einrückenden Franzosen doch gebahnt.

Die Lage des Kaisers, bei dem sich schon während des unglücklichen Feldzugs von 1788 die ersten Zeichen einer tödtlichen Brustkrankheit eingestellt, war zu jener Zeit sehr schwierig geworden. Er hatte zugleich die Belgen in Ruhe zu halten, das gleichfalls mißvergnügte Ungarn zu überwachen, einen ungeheure Hülfsmittel verschlingenden Krieg gegen die Türken zu führen, Preußen und England in Schach zu halten und die Folgen jener enthusiastischen Stimmung abzuwehren, welche das erste Aufflammen der französischen Revolution, die Einnahme der Bastille, bei allen Völkern hervorgerufen. Europa war damals in zwei große Liguen getheilt: auf der einen Seite standen Österreich und Rußland, unterstützt von den Sympathien Frankreichs, Spaniens und Dänemarks, auf der andern England und Preußen, die

einige Monate nach dem Zuge des Herzogs von Braunschweig nach Holland mit diesem eine Tripelalliance abgeschlossen hatten (13. Juni 1788), angeblich zum Schutze der Rechte des Statthalters, in Wahrheit aber, um jenem Bunde überall die Spitze zu bieten. Diese Lage dünkte einzelnen belgischen Verschworenen günstig, um mit den letztern Mächten geheime Unterhandlungen anzuknüpfen, in die besonders Holland, das die von Joseph II. zerstörte Barriere wieder herzustellen wünschte, einzugehen bereit schien. Nachdem der proscribirte Tribun Van der Noot mit seinen Anträgen bei Pitt, dem großen Haupt des Kabinets von St. James seit 1783, abgewiesen war (dennoch fürchtete die österreichische Regierung so sehr seine Anwesenheit in London, daß sie trotz der Habeas-Corpus-Acte ihn dort gewaltsam aufgreifen und in ein segelfertiges Schiff schleppen lassen wollte, dem er nur durch die Ergebenheit eines Freundes entrann), ging er nach dem Haag, wo er Belgien im Namen seiner Partei gleichsam dem Hause Oranien anbot, indem dieselbe, unter der Statthalterschaft des zweiten Sohnes des Prinzen von Oranien, die Gründung einer Republik nach dem Muster der Vereinten Provinzen, ja die Verschmelzung der österreichischen Niederlande mit der holländischen Republik beabsichtige, wenn die Religionsverschiedenheit sich diesem Plane nicht widersetze. Der damalige Großpensionär von Holland, Van de Spiegel, machte zwar Bedenken, doch meinte er, die Religionsverschiedenheit sei kein unübersteigbares Hinderniß, da „jede Provinz der batavischen Union in allem, was den Kult betreffe, souverän sei.“ Van der Noot war schwach genug in einer diplomatischen Note an den Großpensionär Joseph II. die Aufhebung der Barrieren und die zur Befreiung der Schelde gemachten Versuche vorzuwerfen. Dennoch verliehen ihm auch die Väter der guten brabantischen Städte, d. h.

der dritte Stand, den diplomatischen Titel als „bevollmächtigten Agenten des brabantischen Volkes." Als solcher reis'te er nach Berlin, wo der holländische Gesandte seine Vorschläge unterstützte, indem er Preußen vor der Gefahr warnte, Belgien als eine Barriere gegen Frankreich völlig fallen zu sehen, seitdem Österreich Bundesgenosse Frankreichs geworden und nicht mehr die nämliche Gewähr biete. Hatte das Haager Kabinet gewiß Recht, wenn es meinte, Preußen und England müßten durchaus verhindern, daß die südlichen Niederlande jemals, es sei mittelbar oder unmittelbar, durch Vertrag oder Einfluß, zur Vergrößerung der französischen Macht dienten; so fürchtete es doch auch zugleich die Entwürfe der flüchtigen holländischen Patrioten, die, in großer Zahl in Belgien und zu St. Omer versammelt, ihm neue Wirren bereiten konnten, indem sie sich auf die revolutionäre Partei Frankreichs stützten. England indeß wollte weder die Macht Österreichs bis zur Störung des politischen Gleichgewichts schwächen, noch die Macht Hollands, das damals noch immer sein wichtiger Handelsnebenbuhler war, vermehren sehen. In Berlin fanden die auf Wiedervereinigung der beiden Niederlande zielenden Vorschläge beim Grafen von Hertzberg geneigtere Ohren, und preußische Hülfe ward mittelbar zugesagt, im Fall Frankreich Miene mache, den Kaiser unterstützen und die zehn belgischen Provinzen durch seine Truppen besetzen zu wollen. Mittlerweile lebte der österreichische Graf v. Trauttmansdorff noch der besten Hoffnung, er schrieb an den Kaiser die beruhigendsten Berichte über den Zustand Belgiens, das sich seinen Anordnungen füge. General Alton war weniger blind: „der Übergang aus einem Zustande heftiger Gährung zu der gegenwärtigen Ruhe," schrieb er an den Kaiser, „ist zu schnell, als daß man sich darauf mit vollkommener Sicherheit verlassen könnte." Denn gefährliche An-

zeichen lagen in der Auswanderung einer großen Anzahl Bürger, in den Umtrieben zu Breda, wohin sich viele der am meisten bloßgestellten Mitglieder des brabantischen Landtags, vorzüglich Äbte und Edelleute, geflüchtet hatten, und wo sich ein revolutionärer Ausschuß der „Statisten," d. h. der ausschließlichen Anhänger der Stände, zwischen den holländischen Provinzen und Belgien gebildet hatte; sodann in der immer feindseligern Stimmung der hohen Geistlichkeit und vor allem in der elektrischen Wirkung der ersten Ausbrüche der französischen Revolution auf die Masse der Brüsseler Bevölkerung. Fast täglich las man auf allen Straßen Brüssels Anschläge mit der Aufforderung: „Hier wie in Paris!" Zahlreiche Verhaftungen, weit entfernt, die Mißvergnügten zu schrecken, entzündeten sie noch mehr und führten zu beklagenswerthen Auftritten. Auf die Gefangennehmung eines Brauers in Thienen rief die Sturmglocke in den benachbarten Dörfern die Bauern zu den Waffen; sie zogen in Masse in die Stadt, befreiten den Gefangenen und verwüsteten über 20 Häuser, die kaiserlich Gesinnten angehörten. Andern Tags durch Truppen aus Thienen verjagt, zogen sie nach Diest und setzten dort ihre Repressalien gegen die kaiserlichen Beamten fort. Die Bewegung breitete sich über Löwen aus, auch dort fielen blutige Kämpfe hinter Barrikaden vor. Die Regierung, um ihren Trotz zu beugen, schleuderte furchtbare Drohungen gegen die Meuterer: die Köpfe der Unruhestifter sollten fallen, die angerichteten Verwüstungen von der betreffenden Gemeinde, und wo diese dazu nicht im Stande war, von dem Bezirk ersetzt werden. General v. Alton, der den Aufstand durch den Schrecken erdrücken wollte, ließ ein Zwanzig junger Brüsseler, die in einem Wirthshause Spottlieder auf die Regierung gesungen hatten, ergreifen und über Namen nach Luxemburg abführen, von wo sie nach

Ungarn gebracht werden sollten, um dort in das Heer gesteckt zu werden. Trauttmansdorff jedoch, der die Empörung mit halben Maßregeln einzuschläfern meinte, ließ die Deportirten nach Brüssel zurückkommen und gab ihnen die Freiheit. Die Ruhestörer von Thienen und Löwen blieben gleichfalls unbestraft, denn die Richter übten ihre Pflichten nur mit Widerstreben, und die Zeugen erklärten sich meist zu Gunsten der Angeklagten. Der Kaiser, obwohl die Strenge des Generals im Ganzen billigend, hieß doch das Versetzen der Ruhestörer in die Armee von Ungarn nicht gut, „weil der Dienst nicht wie eine Strafe zu betrachten sei, und weil man das schon zu sehr bei den Wallonen eingewurzelte Vorurtheil, Ungarn wie ein Sibirien anzusehen, nicht noch bestärken dürfe". Trauttmansdorff ging so weit, den Besuch des allgemeinen Seminars, das er jetzt für den Hauptstein des Anstoßes hielt, freizustellen, um den Klerus zu besänftigen und um zwischen den bischöflichen Seminarien und dem kaiserlichen Institut einen wohlthätigen Wetteifer zu wecken; allein das letztere stand binnen kurzer Zeit völlig leer, und der Minister, der sich für gefoppt hielt, ließ den Abt Duvivier, der ihm jenen Einfall in guter Absicht eingeflößt, einen Monat in die Laekenschen Gefängnisse sperren.

Van der Noot hatte mittlerweile seine Bewerbungen um Hülfe bei den fremden Mächten fortgesetzt. Obwohl Pitt ihn zum zweiten Mal zurückgewiesen, hatte man es doch im Haag und in Berlin nicht an diplomatischen Versprechungen fehlen lassen, wodurch er sich berechtigt glaubte, laut zu erklären, daß Preußen und Holland zu Gunsten der Belgen sich rüsteten. Die oranigistische Partei trug sich allerdings mit dem Gedanken, Belgien in eine Republik unter der Statthalterschaft eines oranischen Prinzen umzuwandeln, und diese der nördlichen der sieben Vereinten Provinzen eng anzuschließen. Der leitende Gedanke Preu-

ßens war hingegen, Belgien um keinen Preis an Frankreich fallen und hier nicht, wie am Oberrhein, die alte Reichsgrenze auf so gefährliche Weise nach Osten hin vorrücken zu lassen. Die Franzosen ihrerseits unterließen nichts, um die Meinung der Belgen für sich zu gewinnen und sie in ihrem Widerstand gegen Österreich aufzustacheln, während doch die beiden Höfe im besten Einverständniß standen, und der österreichische sogar nicht abgeneigt schien, die bewaffnete Einschreitung Frankreichs in Belgien selbst zu verlangen, ja das Land vielleicht seinem alten Erzfeinde gegen anderweitige Entschädigung abzutreten. Darum ließ der König Friedrich Wilhelm dem Bevollmächtigten des brabantischen Volkes erklären: falls der Kaiser seine niederländischen Erblande an Frankreich abtreten oder sie durch französische Truppen besetzen lassen wolle, oder falls die Bewohner dieser Provinzen sich Frankreich anschließen wollten, so werde er als Kurfürst des Reichs, seines Rechts sowohl als seines Vortheils und seiner Pflicht halber, sich mit seinen Verbündeten, als Garanten des Barrierenvertrags gegen Frankreich, jenem aus allen Kräften widersetzen und den Ständen Brabants, als alten Gliedern des deutschen Reichs, mit Truppenmacht zu Hülfe eilen.

Während Van der Noot draußen den Diplomaten spielte, ergriff ein thatkräftigerer Mann daheim, an der Spitze der Progressisten und Demokraten, die er zu überzeugen wußte, daß das Land nur in sich selbst Vertrauen setzen dürfe, das Steuer der Revolution. Franz Vonck, der Sohn eines vlämischen Bauers von Baerdegem, verdankte seine gesellschaftliche Stellung glücklichen Anlagen und unermüdlichem Fleiße. Bald nach Vollendung seiner glänzenden Studien auf der Universität Löwen ließ er sich in Brüssel als Advokat nieder (1767), und gewann seinem Nebenbuhler Van der Noot einen berühmten Prozeß ab, was

dieser ihm nie vergessen konnte. Den ersten Reformen Josephs II. gab er seinen vollen Beifall, wie alle Männer, die der großen Schule für Fortschritt des vorigen Jahrhunderts angehörten; doch erklärte er sich zum Gegner des Wiener Hofes, als dieser darauf auszugehn schien, die innere Selbständigkeit Belgiens zu zerstören, um ihr ein System des aufgeklärten Despotismus unterzuschieben. Vonck war ein durchaus rechtschaffener und uneigennütziger Mann, mit starken Überzeugungen, in seinen Neuerungsgedanken mäßig, frei von überwältigenden Leidenschaften, dem Lande treu ergeben. Mit einigen Freunden, unabhängige Männer wie er und von gleicher Gesinnung, mit Torfs, Verlooy, T'Kint, Fisco, Weemals und andern bildete er zuerst jenen berühmten Verein pro aris et focis, dessen letzter Zweck war, die vom Kaiser verletzten Freiheiten mit Gewalt wieder herzustellen. Nach seinem Plane mußte jeder der ersten Verschworenen für sich besonders sechs oder sieben Freunde werben und ihnen den Eid der Treue abnehmen; die Häupter kannten sich, die Freunde nicht; diese ersten Geworbenen mußten in derselben Weise wieder Freunde werben, und so breitete sich der Kreis der geheimen Verbrüderung ins Unendliche aus. Jeder Geworbene nahm einen falschen Namen an, den er auf eine Karte schrieb; diese Karte lief an dem Faden der Werber und Geworbenen hinauf bis zu dem leitenden Ausschuß, in welchem sich folglich die ganze Macht der Verbrüderung zwar vereinte, in dem sie aber auch bei der Entdeckung zerschmettert werden konnte. Doch fürchtete man damals so wenig Verrath, daß man den Plan des Vereins sogar drucken und verbreiten ließ. Joseph II. hielt ihn, den nur „die schwärzeste Bosheit eingegeben", für zu verwickelt um gelingen zu können. Der leitende Ausschuß entwickelte indeß mit jedem Tage mehr Thätigkeit und größere Kühnheit, er unterhielt die Gährung der

Gemüther durch zahlreiche und aufregende Flugschriften, er knüpfte die meisten übrigen Städte des Landes an den Verein, veranstaltete patriotische Sammlungen, verlockte die Belgen, die im kaiserlichen Heere dienten, zum Überlauf in die Reihen der Flüchtlinge, aus denen er auf der Grenze bereits den Kern zu einem Volksheere bildete. Vonck übernahm, trotz seiner Kränklichkeit, die kleinsten Einzelnheiten des ganzen Unternehmens, während der fünf letzten Monate war sein Haus, unfern vom Meyboom, beständig von Männern angefüllt — in den verschiedenen Stuben, im Garten, im Gange — denen er nach der Reihe ihre Fragen beantwortete und Anweisungen ertheilte. Als seine Freunde ihm riethen, sich zu schonen und sich dem Verrath nicht so bloß zu stellen, antwortete er: „Ich opferte ja doch nur wenige Tage meines Lebens, und das Schaffot würde keine Unehre für mich, für unsere Sache vielleicht von Vortheil sein". Um den Enthusiasmus der Jugend zu steigern, legte man Mirabeau die Worte in den Mund: „Die belgische Nation muß ihre eigenen Kräfte anwenden, um das österreichische Joch zu brechen und sich unabhängig zu machen; ist dieses geschehen, dann wird es Zeit sein, an Bündnisse der Völker zu denken". Zugleich sandte der Verein den Advokaten de Brouwer nach Breda, um sich mit dem Ausschuß der Statisten über gemeinschaftliche Maßregeln zur Versammlung der Patrioten auf holländischem Gebiete zu verabreden; doch Van der Noot war noch nicht enttäuscht und setzte alle Hoffnung auf fremde Bajonette. Im Fürstenthum Lüttich war gleichfalls eine Revolution ausgebrochen. Ermuthigt durch die Volksbewegung in Paris und durch den hartnäckigen Widerstand der Brabanter, hatten die Lütticher Demokraten beschlossen, die bischöfliche Gewalt in ihre alten Grenzen wieder einzuschließen, die dem Fürsten verboten ohne Mitwirkung der Stände Edikte

zu erlassen. Ein Streit zwischen dem Fürstbischof Cesar Honsbroeck und einem Lütticher Bürger Levoz, der einen neuen Kursal des letztern zu Spa betraf, gab den Anlaß. Als Honsbroeck den Forderungen nicht nachgeben wollte, wiegelte Levoz die Spaer auf und trieb die bischöfliche Besatzung zur Stadt hinaus. Nun erhoben sich am 18. Aug. 1789 auch die Lütticher, führten den Fürstbischof ins Stadthaus und zwangen ihn, das despotische Reglement, das Maximilian von Baiern 1684 der Gemeinde auferlegt hatte, aufzuheben. Der Stadtrath ward erneuert, die Oppositionshäupter Fabry und Chestret kamen ans Ruder; der Fürst verließ seinen Palast von Seraing und flüchtete ins Kurfürstenthum Trier. Zwar bot gleich ein Beschluß der kaiserlichen Kammer von Wezlar die Fürsten des Kreises von Niederrhein und Westfalen auf, um die Sachen in Lüttich auf den alten Stand herzustellen; allein der König von Preußen, mit aufgeboten als Herzog von Kleve, glaubte das Einschreiten verhindern zu müssen, es sei denn, daß der Fürstbischof sich vorher verpflichte, die von den Lütticher Ständen angenommenen constitutionellen Änderungen zu billigen, wozu sich Honsbroeck, hartnäckig in seinem Widerstande, nicht verstehn konnte. Die neuen Lütticher Bürgermeister gestatteten Vonck, auf dem Gebiete des Fürstenthums Truppen zu bilden, und ein neuer Ausschuß ward dafür zu Hasselt errichtet. Als jedoch zwei kaiserliche Bataillone der Aufforderung der Brüsseler Regierung, die Insurgenten vom Lütticher Territorium zu treiben, Nachdruck gaben, zogen sich die Freiwilligen von Hasselt auf das Gebiet der Republik der Generalstaaten zurück, wo sie sich mit den Flüchtlingen von Breda vereinigten (10. Oktober). Vonck wußte jetzt auch für diese Truppen den geeigneten militairischen Führer aufzufinden, den tapfern Obrist Van der Meersch, einen erfahrenen Offizier, der alle seine

Grade auf dem Schlachtfelde gewonnen hatte; früher in französischen Diensten, war er wegen Zurücksetzung im Jahr 1778 unter die Fahnen Marie Theresiens getreten, nach dem Frieden von Teschen aber mit Obristenrang in sein vlämisches Vaterland heimgekehrt. Nach langem Widerstreben ging Van der Meersch endlich, sowohl aus Vaterlandsliebe als aus Ehrgeiz, in die Anträge ein und sandte dem Kaiser seine Entlassung als österreichischer Oberst. Nun sah die Brüsseler Regierung nur noch Heil in heftigen Maßregeln: Todesstrafe sollte diejenigen treffen welche die Einwohner anreizten, sich den Freiwilligen anzuschließen, ein Lohn von 10,000 Fl. ward den Angebern versprochen; gegen die Klöster und Mönche traten förmliche Verfolgungen ein, ein Befehl vom 13. Oktober enthob der Verwaltung ihrer Güter die Klöster von Tongerloo, St. Bernhard, Afflighem, Vlierbeek, Diligem, Everbode, Heylissem und andere mehr, wahrscheinlich um den Ausschuß von Breda, der bereits in einem Manifest vom 30. August sich für die gesetzliche Gewalt der Insurrection und der Vertreter der Brabanter Stände erklärt hatte, seiner vorzüglichsten Hülfsquellen zu berauben. Diese Maßregeln wurden noch verschärft, als ein Weinwirth der Regierung für 15,000 Fl. die Mitglieder des leitenden Ausschusses des Vereins pro aris et focis verrieth, von denen jedoch nur zwei, Fisco und Aubremez, nebst einem ihrer thätigsten Agenten Secreten gefangen wurden; die Herzogin von Ursel und die Prinzessin de Ligne, gleichfalls in das Komplot verwickelt, wurden in ihren Hotels bewacht; der Erzbischof von Mecheln und der Bischof von Antwerpen, die nun Hirtenbriefe erließen, welche die Waffen der Revolution einsegneten, waren nicht zu finden. Vonck war in Priestertracht glücklich nach Breda entkommen, wohin ihm viele seiner Anhänger folgten; im Oktober soll Vonck in seiner Brieftasche die

Namen von 70,000 Mitverschwornen gehabt haben. Die Regierung befahl allen Einwohnern von Stadt und Land, ihre Feuerwaffen und was sie sonst an Kriegsbedarf besaßen, binnen 24 Stunden auszuliefern, unter Strafe als Mitschuldige und Aufrührer verfolgt zu werden; wer in einer Meuterei zu den Waffen griff, sollte auf der Stelle und ohne andere Prozeßform erschossen werden; den ausgewanderten Abbaten, Edelleuten und Mitgliedern des dritten Standes ward die Rückkehr binnen acht Tagen befohlen, unter Strafe beständiger Verbannung und Einziehung ihrer Güter. Überall fanden Haussuchungen statt, selbst in den Frauenklöstern, die Zahl der Verhaftungen nahm unglaublich zu, Niemand, der einen Feind hatte, war mehr sicher, die Militairgewalt herrschte. Die Aufregung der Massen stieg auf ihren Gipfel. Der revolutionäre Geist ergriff nicht minder das offene Land, wo die Mönche offen Empörung predigend umherzogen, als die Städte; überall gab sich neben der Kampflust religiöse Exaltation kund, in den großen Städten wie in den kleinsten Dörfern vermehrten sich die Feste und Umzüge, am Fuße der Altäre sah man unaufhörlich Knieende, welche um Befreiung des Landes zu Gott und allen Heiligen flehten. Was vermochte die Brüsseler Regierung mit einem Heer von nur 18,000 Mann — denn mehr zu schicken erlaubte der Krieg gegen die Türken nicht — gegen einen solchen Volkssturm? Und selbst auf diese Truppen war, trotzdem daß man sie schonte, ihnen hohen Sold zahlte und Auszeichnungen versprach, nicht durchweg sicherer Verlaß: viele der eingebornen Soldaten gingen zur Volkssache über, und die besten wurden durch die Furcht demoralisirt, in einem feindlichen Lande abgeschlossen zu werden. So begreift sich, daß Van der Meersch in kurzer Zeit das Land von den Österreichern säuberte.

Sein Lohn dafür war Gefängniß und Verbannung. In

der That, der Tag des Siegs war der Vorabend heftiger Zwietracht unter den Siegern, die Auflösung zwischen Liberalen und Katholischen, an der immer die Unabhängigkeit Belgiens zu Grunde gegangen ist. Wie hätte die Hierarchie, die Josephs Duldungsgesetz verdammte, nun, wo sie selbst gebietend war, duldsam sein sollen? Bald zeigte sie sich gegen jene Volkspartei, die an ihrer Seite die Revolution aus patriotisch-liberalen, nicht aus klerikalen Gründen durchgefochten hatte, feindselig und unterdrückend. Die Partei Van der Noots und des Klerus siegte in diesem innern Streit über die liberale Vonckische Fraktion, welche die tüchtigsten Köpfe und die begeistertsten Herzen zählte, vereinzelte dieselbe und that sie endlich in den Bann; aber dieser Sieg kostete dem Lande die eben errungene Unabhängigkeit wieder. Um solches vorauszusehen, braucht man nur die wüthenden Diatriben der Hauptschriftsteller jener Partei, der drei Jesuiten Abbé de Feller*), Duvivier und Dudoyart zu lesen. Die Thatkraft des kranken Voncks war wie von den Anstrengungen zum Umsturze der österreichischen Herrschaft ermattet, er scheuchte vor den Gefahren eines bürgerlichen Krieges zurück, und so fanden die neuen Oligarchen ihn unentschieden und entwaffnet — ein Mann, der den Kaiser Joseph II. aus dem Felde schlug, ließ sich von einem Van der Noot besiegen! Vonck schlug bei der Organisation des Congresses vor, dem dritten Stande, wie in Frankreich, doppelte Stimmen zu geben, um dem Einfluß der beiden ersten

*) Er war der Herausgeber des historischen Journals. Von der österreichischen Polizei allwärts verfolgt und umstellt, hatte er sich, wie man erzählt, in einer Kohlengrube versteckt, in deren dunklem Grund er eine Druckerei aufrichtete. Heimlicher Weise gingen von dort alle Morgen früh seine revolutionären Blätter aus, die sich übers ganze Land verbreiteten, ohne daß die Spürhunde die Quelle entdecken konnten.

Ordnungen das Gleichgewicht zu halten. „Müßten wir", antwortete Feller, „zwischen diesen beiden furchtbaren Extremen wählen, entweder eine französische Pöbelherrschaft unter uns errichten oder unter die Gewalt des abgesetzten Souverains zurückkehren, unser Volk würde sich in der Wahl nicht besinnen: ich selbst würde Alton mit seiner österreichischen Soldateska zurückrufen". Am wenigsten läßt sich der klerikale Widerstand gegen jede zeitgemäße Reform entschuldigen. „Beschließt", rief einmal der Jesuit Feller, „strenge und infamirende Strafen gegen jedweden der Regeneratoren und Weltverbesserer wie gegen die gefährlichsten Feinde des Vaterlandes; verbannt die, so diese unheilvollen Neuheiten erdenken, die sie vorschlagen, die sie verbreiten; vernichtet die Bücher, die Blätter, die sie enthalten." Der Fanatismus dieser Partei forderte die völlige Vertilgung der Meinung der Vonckisten und beklagte sich über die Langsamkeit der Justiz gegen sie. „Es ist Zeit", rief eines ihrer Tagsorgane, „keine Milde, keine Schonung, nichts halbes mehr; der Tod, der Tod, der schaudervollste Tod! Das ist der Wunsch des belgischen Volkes, es ist seine Stimme, die Stimme Gottes!" Man sieht, und das ist wohl zu beherzigen, diese Jesuiten, denen doch ihr priesterlicher Charakter eine so ganz verschiedene Mission auflegte, standen den wüthendsten und blutgierigsten Jakobinern um nichts nach. Leider fanden auch ihre abscheulichen Stimmen ein schreckliches Echo, und nach all den Verbannungen, Plünderungen und Metzeleien, als man dem unglücklichen Vankriecken den Kopf abgesägt hatte, nannte der Abbé Feller diese greuliche Mordthat eine „Unregelmäßigkeit," die nicht im Charakter des belgischen Volkes liege.

Möchte Belgien sich stets jener Zeit mit Schaudern erinnern, möchte es nie vergessen, wie viel Unglück es seit dem Zeitalter

der Reformation den Jesuiten verdankt, die auch heute wieder in seinen Eingeweiden zu wühlen anfangen und nach alleiniger Herrschaft über das Volk durch den Klerus und den Unterricht trachten! Zwar haben die Parteien sich einander wenig vorzuwerfen, aber Niemand, so viel ich weiß, hat die Stirn, die Moralität der Hebert und Marat zu rühmen, Niemand empfiehlt der Jugend ihre Schriften zum Lesen, während man die Schriften des Jesuiten Feller ihr anzupreisen wagt! Oder suchet seinen Namen in dem Verzeichnisse der schlechten Bücher des achtzehnten und jetzigen Jahrhunderts — ihr werdet ihn nicht finden, statt dessen aber die Namen Montesquieu, Chateaubriand, Robertson, Walter Scott und andere mehr!

Man kennt das Ergebniß jener traurigen Zwietracht. Die besten Kräfte wurden zersplittert, Österreichs Truppen kehrten wieder, wie früher die spanischen zurückgekehrt waren. Die belgische Unabhängigkeit dauerte gerade ein Jahr, und als die neuen Statthalter sich mit Hülfe eines Schaukelsystems zwischen den Klerikalen und den Liberalen aufrecht zu halten suchten, riefen beide dadurch gleich erzürnte Parteien die Franzosen um Schutz an — das stärkste Zeichen ihrer Gesunkenheit — die Franzosen, die wahrscheinlich übrigens auch ungerufen gekommen wären, und die damit endeten, alles zu verschlucken. Indeß muß hervorgehoben werden, daß, als Dumouriez anrückte, sich ihm vornehmlich die Liberalen zuwandten, während die übrigen Belgen bald wieder zur Besinnung kamen. Diese Richtung ist seitdem geblieben, immer standen die Liberalen Frankreich näher als die Katholischen, wenn beide Parteien, von ihrer Täuschung zurückkommend, sich später auch für die Freiheit des eigenen Landes wieder vereinten. Denn wer hatte sich nicht betrogen? Hundert Zeugnisse liegen vor, daß die Anhänger sowohl Van der Noots als Voncks schon

lange vor dem Scheiden des vorigen Jahrhunderts schmerzlich beklagten, die Franzosen als ihre Erretter angerufen zu haben, da sie sich von ihnen völlig hintergangen — schmählich gedrückt sahen. Belgien ward von dem Nationalconvent Frankreich einverleibt, und dieselbe Geistlichkeit, die kurz zuvor Josephs Toleranzgesetz nicht dulden wollte, mußte jetzt ihren Nacken unter eine Regierung beugen, die durch ein Decret erklärte: die französische Nation erkenne das Dasein eines höchsten Wesens an!

Wird die Erfahrung den Parteien für die Zukunft als Lehre dienen? Bei der letzten belgischen Revolution gegen Holland hielt sich die belgische Geistlichkeit in mäßiger politischer Entfernung, und endlich ist sie geglückt. Der Klerus reichte den Liberalen zu jener neuen Union die Hand, welche seit 1828 den Widerstand gegen die holländische Regierung so mächtig machte. Bestanden bei der Hierarchie tiefere Pläne, wie sie sich jetzt allmählich zu enthüllen scheinen, so war sie geschickt genug, sie bis zu einer bessern Zeit verschleiert zu halten. Die Bewegung der Volksmassen 1830 hat der Klerus ohne Einmischung sich entwickeln lassen, sich auch nicht mehr entgegengestemmt, daß alle, früher in seinen Reihen verschrienen Freiheiten in die neue Staatsverfassung, die liberalste Europa's, aufgenommen wurden. Wer kann es ihm verargen, daß nun, nachdem das neue Staatsgebäude nach den äußersten liberalen Forderungen begründet ist, er auch hervortritt, sich an den auch für ihn bereiteten Tisch mit setzt und von den dargebotenen Freiheiten, wie des Unterrichts, des niedern Census der Wähler, der Genossenschaft, so viel als möglich zu genießen sucht? Der Klerus ist in seinem vollen Rechte, wenn er die Früchte seiner Politik und der Revolution genießt, wie niemals in früheren Zeiten. Indeß hat sich zu Gunsten der andern Seite auch Manches verbessert, der Nutzen kluger Mäßigung

ist auch hier erfahren worden. Wie viele Wunden die französische Herrschaft Belgien geschlagen, manches muß es ihr auch danken: sie hat, wie später die holländische, die vorwiegende Macht der beiden ersten Stände, des Adels und der Geistlichkeit, d. h. eine politische Macht gemäßigt, die an der Aufrechterhaltung aller alten Mißbräuche betheiligt war, und die Durchbildung des Staats zur wahrhaften Selbständigkeit unmöglich machte; sie streute eine Menge Keime des Fortschrittes und selbst eines innern Kampfes über Belgien aus, der heilsam erschien in Betracht der geistigen Erstarrung, welche die spanische Herrschaft ihm vermacht hatte; endlich stärkte sie den innern Staatsverband, so nothwendig einem Lande, das so viele Jahrhunderte lang unter dem ausschließlichen Einfluß eines engherzigen Geistes des Provincialismus gestanden. Ja, selbst der furchtbare Despotismus der französischen Verwaltung hat die belgischen Zustände mannigfach läutern helfen, wie die darauf folgende 15jährige milde und wohlthätige Regierung Hollands jene Bildungskeime gepflegt, neue daneben ausgestreut, überhaupt den jungen belgischen Staat recht eigentlich zu seiner jetzigen Selbständigkeit mit erzogen hat, der wir uns freuen, weil ein freies, ein nationales Belgien ein Gewinn ist und eine Friedensgewähr für ganz Europa. Wenn Belgien nächst sich selber vorzüglich Frankreich es dankt, daß sein dritter Stand in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten den ihm gebührenden Theil des Einflusses erlangt hat, so dankt es Niederland vorzüglich den Wiederaufbau seines Wohlstandes, die Grundlage seines freien Bestehens; Deutschland, welches das französische Joch für Belgien mit zerbrach, wird es für die Zukunft aber nächst sich selber auch immer die Erhaltung seiner Nationalität zu danken haben, die zu vernichten Frankreich schon so häufig versucht hat.

König Wilhelm I. war nach dem raschen Wechsel der Dinge von 1812 bis 1814 unerwartet an dem Ziele angelangt, nach welchem sein Vater, der Stadhouder Wilhelm V., ja schon sein großer Ahnherr der Schweigsame, vergebens gestrebt hatte. Nun kam alles darauf an, die neue zarte Schöpfung eines Königreichs der Vereinten Niederlande auf dauerhaften Grundlagen nach innen und außen zu befestigen. Den König schmückten manche Regententugenden; reiche Lebenserfahrungen und harte Prüfungen, die seinen Charakter geläutert und gestählt hatten, standen ihm bei seinen lange durchdachten Reformplänen zur Seite; kein Zweifel, er stieg voll warmer Vorsätze auf den Thron. Doch zur Lösung jener Aufgabe, die ihm zugefallen, reichten seine Kräfte nicht aus: er war weder den innern noch den äußern Verhältnissen gewachsen, mit denen er zu kämpfen hatte, und die freilich für ihn unendlich schwieriger und häkeliger waren, als für irgend einen andern europäischen Fürsten. Im Lande grelle Gegensätze zwischen den Stämmen, den Sprachen, Religionsbekenntnissen, Gewohnheiten und Rechtszuständen; sind die zähen Holländer, an republikanische Sitten gewöhnt, schon schwer zu regeln, so noch mehr die Belgen; alle Niederländer hängen, wie Hugo de Groot ausspricht, mehr den Gesetzen, als ihren Fürsten an — „insitum colere principes; sed Belgae leges supra putant". Es wäre daher weise gewesen, beide Länder vorerst nicht unter eine Verwaltung zu bringen. Belgien hatte sich Jahrhunderte lang, während die Nachbarstaaten sich mehr an Centralisation gewöhnten, mit seinem Gemeindewesen, seinen Privilegien, seinen Grundgesetzen selbständig erhalten; Katholicismus und Gemeindefreiheit sind gleichsam der Kitt für die belgische Nationalität, aus den religiösen und Freiheitsgefühlen des belgischen Volks trieb stets die Sturmkraft seines Charakters. Für kräftige Einheit der

Verwaltung schien dagegen die äußere schwankende Stellung des jungen Königreichs zwischen Frankreich und Deutschland und gegen die gewerbliche und handelsmännische Überlegenheit Englands zu sprechen. In der That, es war schwierig, hier überall das Richtige zu treffen, und als der König, der sich keiner Verletzung eines Versprechens oder eines Rechts bewußt war, seine besten Absichten für Einung und Kräftung des Staatslebens scheitern, seine schönsten Hoffnungen zu Grunde gehen sah, da ward er mißmüthig und verdrossen und that seinem Ansehen wie seiner Sache durch eine Hartnäckigkeit, die, weil sie zwecklos war, an Halsstarrigkeit grenzte, noch mehr Schaden. Durch das Schicksal Wilhelms I. und Josephs II. ziehen sich gemeinsame Fäden hin, die an gleichen Punkten ihr Lebenssystem erschütterten. Nur geschah jetzt auf beiden widerstrebenden Seiten alles mit mehr Bedacht, Schonung und Mäßigung, die belgische Revolution von 1830 zeigt nicht mehr die furchtbaren Extreme und blutigen Verfolgungen von 1789 — selbst Wilhelms Lebensfaden riß nicht schnell und schmerzhaft wie der Josephs.

In der innern Politik geschah gleich bei der Verfassungsfrage der erste Mißgriff, der die belgischen Liberalen, die, noch gegen die napoleonische Willkürherrschaft entflammt, so leicht zu gewinnen gewesen, vom König entfernte und sie mit Mißtrauen erfüllte. Das neue Grundgesetz trug allerdings, wie der König bei Eröffnung des ersten allgemeinen Landtages am 8. August 1815 sagte, den Stempel eines erleuchteten Jahrhunderts und eines volkthümlichen Charakters: die Unverletzlichkeit der richterlichen Macht, die Gewissensfreiheit in dem natürlichen Sinne, daß jeder Gedanke, jede Meinung sich in Wort und Schrift frei und ohne Censur aussprechen darf, die Ausdehnung der königlichen Gewalt bloß so weit als nöthig schien, „das gesellschaft-

liche Wohl zu sichern, doch ohne die Macht ein einziges Individuum zu unterdrücken oder zu beleidigen". Allein während das Grundgesetz im Haag von allen 110 votirenden holländischen Mitgliedern angenommen ward, stimmten in Brüssel unter den 1323 belgischen Notabeln nur 527 für und 796 gegen dasselbe. Nun erklärte der König in einem Erlaß vom 24. August: Da ein Sechstel der einberufenen Notabeln nicht erschienen, so sei anzunehmen, sie haben ihre Einwilligung zu der neuen Verfassung stillschweigend gegeben; da ferner von den 796 verneinenden Stimmen 126 ausdrücklich erklärt, daß ihr Votum durch die sich auf den Kult beziehenden Artikel hervorgerufen sei, diese Artikel aber, auf die Wiener Congreßacten gestützt und von den frömmsten Fürsten Europa's eingeführt, aus dem Grundgesetze nicht ausgelassen werden könnten, ohne das Bestehn des neuen Staats in Frage zu setzen, mithin außer Zweifel bleibe, daß, wenn jene Verneinenden nicht von einigen geistlichen Gewissensräthen irregeführt worden wären, sie sich sicherlich den 527 zustimmenden Notabeln angeschlossen hätten: so müsse angenommen werden, daß die große Mehrheit dem Verfassungsentwurf beistimme, der somit von jetzt an als Staatsgrundgesetz der Vereinten Niederlande zu betrachten sei. Allerdings hatte das Mißtrauen des Klerus gegen den protestantischen Fürsten und eine altständische, der protestantischen Republik wesentlich entnommene Verfassung den ersten Stein des Anstoßes dem neuen Monarchen in den Weg gewälzt, und kaum war der Eisentritt Napoleons, der Kleriker und Laiker um alle Selbständigkeit gebracht, noch verhallt, als auch der alte Geist schon aus dem Grabe stieg, in das er scheintodt sich verkrochen. Aber eben deshalb war, um diesen Geist zu bannen, äußerste Vorsicht und strenge Gesetzlichkeit nur um so nöthiger.

Der Fürst-Bischof von Gent, de Broglie, durch und durch Franzose und mit Widerwillen gegen die holländisch-deutsche Herrschaft erfüllt, die sich aus dem Sturze Frankreichs hervorgerungen, er der bereits 1814 in einem Hirtenbrief den Wunsch ausgesprochen die belgischen Provinzen möchten Frankreich einverleibt bleiben, hatte sogleich, als die Artikel des Verfassungsentwurfs bekannt geworden, Protestationen an den König und an den Wiener Congreß geschickt, denen sich andere Bischöfe und Geistliche französischer Geburt anschlossen. Der plötzlich so unduldsame Mann fand, daß die Artikel des Grundgesetzes: „die Freiheit aller Confessionen ist durch die Staatsgesetze verbürgt" und „jeder Unterthan des Königs ist zu allen Ämtern ohne Unterschied seines Glaubens zulässig" — Artikel, denen die Klerikalen 1830 selbst zugestimmt — die mit der katholischen Religion unverträgliche Voraussetzung enthielten, als seien alle Religionen gleichmäßig gut und für die Rettung der Seele gleich heilsam, und für die katholische Religion gefährlich werden könnten, weshalb er in einem Hirtenbrief allen Notabeln seines Sprengels verbot, dem Entwurf ihre Zustimmung zu geben. Solche Sprache erlaubten sich Fremdlinge im Lande, während die Eingebornen, noch begeistert für ihre neuerworbene Unabhängigkeit und Erlösung, treuherzig über manche Mängel des altständischen Verfassungswerkes hinwegsahen. So kündete sich gleich im ersten Entstehen des neuen Königreichs ein Hauptelement bei der spätern Vertreibung des oranischen Hauses an — der französische Einfluß, wirksam sowohl auf die von der Restauration gehätschelte Geistlichkeit als auf den Liberalismus.

Der König unterdrückte schwer seinen Unmuth gegen den einflußreichen Prälaten, bis ihm die Veröffentlichung zweier Bullen ohne das königliche Placet Gelegenheit gab den Fürst-

Bischof vor das Assisengericht zu bringen. Da der Bischof außer Landes war, so ließ die Behörde das auf Deportation lautende Urtheil an den Pranger schlagen zwischen zwei gleichzeitig am Pfahl stehenden Dieben — eine Maßregel eben so brutal als unklug. Seit dieser Zeit wucherten Gereiztheit und Mißtrauen still im katholischen Lager fort, bis 1824 eine Reihe Verordnungen erschienen, welche dem niedern und höhern Unterrichtswesen der gesammten Volkserziehung, nach dem holländischen Muster und im Geiste glorreicher Überlieferungen, eine bessere und gesündere Grundlage zu geben suchten. Dieses Unterrichtswesen hat nicht den militärisch-despotischen Geist der Universität von Frankreich, es nähert sich den deutschen Einrichtungen, wie denn auch viele deutsche Professoren an die belgischen Lehranstalten berufen wurden. Doch ein eigenthümliches Verhängniß schwebt in Belgien über der Unterrichtsfrage und macht sie häufig zum Stein des Anstoßes. Wiederum war es die Universität Löwen, wo sich die Pandorabüchse öffnete. Dort ward ein philosophisches Collegium mit der Bestimmung eingesetzt, daß kein dem geistlichen Stande sich widmender junger Mann in den bischöflichen Seminarien aufgenommen werden könne, ohne vorher durch den Besuch desselben sich vorbereitet zu haben. Sofort erscholl ein Schrei von allen bischöflichen Stühlen, Gegenerklärungen wurden erhoben, Rom um Hülfe angerufen — und jetzt war's ja nur ein junger protestantischer Herrscherstamm, gegen den man das Volk in Bewegung brachte! Dennoch blieb alles ruhig, der Geist des Jahrhunderts war seit den letzten 35 Jahren fortgeschritten. Inzwischen hatte sich, was nöthiger war, gegen die Eingriffe in die Preßfreiheit, den Mangel an Öffentlichkeit in den Finanzangelegenheiten und andere dem Geist des Staatsgrundgesetzes zuwiderlaufende Mißstände auch eine politische Opposition aus heißköpfi-

gen und talentvollen Männern gebildet, die sich an die Principienkämpfe des französischen Repräsentativsystems anlehnten. Ihnen kamen noch Maßregeln zu Hülfe, wie die neueingeführte Schlacht- und Mahlsteuer, die geheimnißvolle Tilgungskasse für die Staatsschulden, endlich das Sprachedikt, welches, obwohl auf gerechtem Grundsatze beruhend, doch schroff in der Ausübung jener Bestimmungen war, die den Advokaten, mit Ausnahme übrigens der wallonischen Gebietstheile, die Pflicht auferlegten, im Interesse schon der volksmäßigen Rechtspflege niederdeutsch zu plaidiren, und die bei Besetzung von Stellen dort nur solche Kandidaten zuließen, welche die Muttersprache verstanden. Aus den Reihen namentlich der im Alter schon etwas vorgerückten Advokaten, die unter der französischen Herrschaft ihre Zunge gebildet hatten, ging daher gleichfalls eine bedeutende Anzahl erbitterter Gegner der Regierung hervor, die nicht besänftigt wurden, als in den Jahren 1829 — 30 die Sprachgesetze geweiset wurden. Was die Presse und das mündliche Wort der Geistlichkeit von dem Zündstoff der in den obern Schichten sich häufte, noch nicht in die untern verbreiteten, das bewirkte der Hochmuth mit dem die Holländer um ihrer feinern Sprache, Aufklärung und geschichtlichen Ausbildung willen auf ihre belgischen Staatsgenossen herabsahen, und der bei Groß und Klein das Gefühl der Eifersucht in Haß verwandelte. Mit diesem nicht selten rohen und unduldsamen Benehmen der Holländer schien sich noch eine Vorliebe des Königs in Besetzung der meisten Staatsämter und Offizierstellen für seine Stamm- und Glaubensgenossen, sowie in Verlegung der wichtigsten Staatsanstalten nach Holland zu verknüpfen. Unter den Ministern waren 6 Holländer und 1 Belge, unter den Generaldirektoren und Administratoren 13 Holländer und 1 Belge, unter den ersten

Ministerialbeamten 106 Holländer und 11 Belgen. Im Heere befanden sich 76 holländische und 10 belgische Generäle, 1454 holländische und 263 belgische Offiziere des Fußvolks, 316 holländische und 93 belgische Reiteroffiziere, 488 holländische und 42 belgische Artillerie- und Ingenieuroffiziere; nur in dem ostindischen Heere bestand die Mehrzahl aus Belgen, damit — „der Blutzins gehörig abgetragen werde". Viel schadeten Wilhelm I. auch sein Hang zu kaufmännischen Privatspekulationen, seine Gereiztheit und ein Eigensinn, der ihn um so hartnäckiger auf seinen Beschlüssen bestehen ließ, je mehr Widerspruch sie fanden. Im hitzigen Kampfe mit der Presse unterdrückte er wohl ihre Führer und machte Märtyrer, ihm im Gefängnisse gefährlicher als in der Freiheit; der Preßprozeß und die Verbannung der Zeitungsschreiber de Potter und Thielemans regten mehr auf als alle ideologische Flugschriften, die sie ins Volk gebracht hatten. Was jedoch am schlimmsten war: alle diese Beschwerden, die leicht hätten beseitigt werden können, fanden auf dem verfassungsmäßigen Wege keine Abhülfe, weil die belgischen Oppositionsmänner auf dem vereinigten Landtage stets durch die kompakte Mehrheit der Regierung, zu welcher fast alle Abgeordnete der Nordprovinzen gehörten, überstimmt wurden, und so schraubte sich die Volkserbitterung im Süden künstlich bis aufs höchste hinauf. Gerade hierin zeigt sich am deutlichsten, welch ein großer Fehler es war, die beiden Länder politisch und administrativ sogleich zu verschmelzen: wäre dies auch nur 10 Jahre später geschehen, die meisten belgischen Beschwerden wären von selbst weggefallen, oder sie hätten sich doch auf dem belgischen Landtage Gehör verschafft.

Noth und Erbitterung trieben endlich die, ihren Grundsätzen nach tief von einander geschiedenen, Hauptparteien an, aus ihrer

Vereinzelung herauszutreten und sich von neuem gegen den gemeinschaftlichen Feind zu vereinen. Die katholische Partei fühlte mit der liberalen das gleiche Bedürfniß, der Gewalt gewisse Freiheiten, gewisse Bürgschaften abzunöthigen, über welche sie sich näher miteinander verständigen konnten; die Liga mußte früher oder später mit Nothwendigkeit aus dem Grunde der Verhältnisse hervorgehen. Es war ein liberales Lütticher Blatt — wenn ich nicht irre der Courier de la Meuse — das diese Interessengemeinschaft der beiden Meinungen zuerst besprach; ein katholisches Blatt von Gent schloß sich dieser Ansicht an, und ohne irgend einen Pakt waren die Grundlinien der „Union" gezogen. Von diesem Augenblicke an, der bei dem gleichen Bedürfnisse nach Garantien auf beiden Seiten nicht ausbleiben konnte, erhielt die Opposition eine bestimmte und kühne Richtung: die Liberalen gewannen durch ihre neuen Bundesgenossen an Ansehn und Gewalt, die Katholiken eine zum Angriff geschickte Hülfsschaar. Die alte Zweiung ward in allen südlichen Provinzen zugleich vertagt, vereint forderten sie Bürgschaft für die freie Presse, freien Unterricht — die Jesuitenschulen sehnten sich besonders nach Erlösung von der Oberaufsicht der Regierung —, Verantwortlichkeit der Minister und ein homogenes Ministerium, Herstellung des Geschwornengerichts, völlige Unabsetzbarkeit der Richter und Abschaffung der beiden unbeliebten Steuern. Da brach die Julirevolution herein und gab den Anstoß zur belgischen. Französische Sendlinge kamen nach Brüssel und Lüttich und reizten das Volk auf. Unsichtbare Hände vertheilten Geld unter den arbeitenden Klassen, man riß sich um die französischen Blätter — seht ihr, hieß es, wie man meineidige Könige verjagt! Schon war das bekannte Sinnbild der katholisch-liberalen Union, die Freiheit vorstellend mit dem Kreuz und die Worte

enthaltend: „In hoc signo vinces“! in Jedermanns Händen. Der Buchdrucker Ad. Bartels hatte es verbreitet. Doch erst in der Nacht vom 25. August, nachdem im großen Theater die Stumme von Portici aufgeführt worden, begann ein Tumult von Pöbelhaufen, denen einige fremde junge Leute, die man für Franzosen hielt, das Losungswort gaben. Andern Tags wurden Läden und unbeliebte Häuser geplündert, Fabriken in Brand gesteckt. Auf verschiedenen Punkten hatte man versucht, die französischen Farben aufzupflanzen, andere Hände rissen sie wieder herunter und steckten die brabantischen Farben dafür hin. Der Aufstand schien die Regierung fast noch weniger zu bedrohen als das Eigenthum und die Sicherheit der Bürger, diese organisirten daher eine Sicherheitswache. Einige Tage darauf ging eine Abordnung nach dem Haag, um dem König eine Adresse vorzulegen, in welcher 45 angesehene Einwohner, zu denen die beiden Grafen v. Merode, Gendebien, Jottrend, Ducpetiaux, Van de Weyer gehörten, ehrfurchtsvoll ihre Beschwerden über das System der Minister aussprachen, die die Wünsche und Bedürfnisse des belgischen Volkes verkännten. Obgleich bisher noch Meister der Bewegung, seien die guten Einwohner Brüssels doch nicht sicher, daß, wenn nichts zur Beruhigung des Landes geschehe, sie selbst nicht das Opfer ihrer Anstrengungen würden; zum Schlusse bitten sie um Einberufung der Generalstände. Seltsam, die Regierung ließ darauf fast einen ganzen Monat thatlos verstreichen: war sie früher zu hartnäckig, so zeigte sie sich jetzt, wo der parlamentarische Kampf auf die Straße verlegt worden, zu unentschieden. Wie groß die Beschwerden, sie hatte doch Handel und Fleiß einen solchen Aufschwung gegeben, so viel Wohlfahrt und Bildung im Lande verbreitet, daß der Kern des belgischen Volkes zu ihr hielt, zumal die ganze kaufmännische

Welt ihre Anliegen durch Losreißung gefährdet sah. Allein die Regierung ließ das verknüpfende Band sich langsam auflösen; die Reichsstände wurden zwar eilig versammelt, aber die belgischen Abgeordneten, denen man roh begegnet, zogen wieder davon. Prinz von Oranien redet zu den Bürgern, handelt nicht. Endlich zieht Prinz Friedrich mit 12,000 Mann in Brüssel ein, er verschanzt sich im Parke, läßt sich von den Freischärlern angreifen, erläßt einen Aufruf der allgemeine Amnestie mit Ausnahme der Strafbarsten (!) verspricht, und zieht sich nach dreitägigen Gefechten am 24., 25. und 26. September, die immer blutiger werden, in der folgenden Nacht zurück, nachdem an 4000 Holländer unnütz gefallen waren. Die holländischen Prinzen, die beide Vorliebe für Belgien hegten, horchten mehr auf die Stimme der Menschlichkeit als auf die Pflicht des Feldherrn. Der Aufstand war nun entschieden, die blutigste Katastrophe zu Ende, die Stimmung der Hauptstadt fest ausgesprochen; die Bürger hatten sich, empört über die Rathlosigkeit der sonst so starren Behörde, an den beiden letzten Kampftagen den Angreifenden angeschlossen, der französische General Mellinet und der spanische Oberst Juan van Halen sie mit militärischem Geiste geleitet. Zum Siege hatte besonders die begeisterte und entschlossene Lütticher Freischaar von 300 Wallonen beigetragen, die, geleitet vom Advokaten und spätern Minister Rogier, am 4. September wohlbewaffnet in ihren blauen Blousen und gefolgt von zwei Kanonen in Brüssel eingezogen waren. Lüttich, nicht wie die übrigen Provinzen durch Erinnerungen einstigen staatlichen Zusammenlebens mit den Niederlanden verbunden, mit denen es erst unter französischer Herrschaft in einen Glückstopf geworfen, war der holländischen Regierung am wenigsten geneigt und hatte die ersten Auftritte in Brüssel unverweilt aufs heftigste nachgeahmt. Sämmt-

liche Städte Belgiens, Antwerpen und Maestricht ausgenommen, folgten dem Beispiel und vertrieben die holländischen Besatzungen und Behörden. Die im Haag versammelten Generalstände hatten mittlerweile die Trennung Nordniederlands von Belgien berathen und angenommen. Jetzt wagte Prinz von Oranien noch einen Schritt, der vielleicht vierzehn Tage früher gelungen wäre, denn der Prinz mit seinem ritterlichen Wesen war in Belgien beliebt. Er erließ in seinem eigenen Namen einen Aufruf an die Belgen, worin er alle ihre Beschwerden zu heben und ihre Unabhängigkeit vollständig aufrecht zu erhalten versprach. Aber es war zu spät, er brachte nur die Nordniederländer gegen sich auf: die vorläufige Regierung Belgiens erklärte keine andere Autorität mehr anzuerkennen als die des souveränen belgischen Volkes.

Waren so vom König Wilhelm I. in der innern Politik eine Menge Fehlgriffe gethan worden, so brachte auch seine auswärtige Politik ihn in eine schiefe Stellung, die ihn jetzt, trotz des guten Willens verwandter Fürstenhäuser, vereinzelt und im Stiche ließ. Nirgends fand seine Sache, der Bestand des Königreichs der Vereinten Niederlande, bei den Völkern Sympathie, selbst in Deutschland nicht, zu dessen Heil doch vorgeblich jene diplomatische Schöpfung ins Leben getreten war. Was für Belang konnten wir haben, ein Zwischenreich aufrecht zu halten das, obwohl es aus alten Theilen des deutschen Reichs bestand und sein Erscheinen überhaupt nur an die Folgen der deutschen Waffenthaten geknüpft war, doch nur geschaffen zu sein schien zu Deutschlands Schaden und um seine nationale Entwickelung in Fesseln zu legen? König Wilhelm hatte so wenig die wahre Natur der Verhältnisse und der Lage seines neuen Reiches richtig aufzufassen als die wiederauflebende deutsche Nationalsache und ihre Zukunft

zu würdigen verstanden. Sich stützend auf eine günstige Lage zur See, auf die wieder erlangten noch immer unermeßlichen Colonien und auf die damals noch bestehende völlige Zersplitterung der deutschen Handelsanliegen, nahm er den chimärischen Gedanken eines selbständigen niederländischen Zwischenreichs zwischen Deutschland und Frankreich, den listige Gegner der deutschen Nationalentwickelung zu deren Lähmung ersonnen, nicht nur sehr ernst, sondern sogar in schroffem Gegensatze zu Deutschland. Der Rechte und Verträge spottend denen er doch allein sein Reich verdankte, schlug er die Schifffahrt auf unserm Hauptstrom in Fesseln, suchte ganz Westdeutschland möglichst von der See entfernt zu halten, um dessen Handel zu monopolisiren, verfolgte überall eine für uns lästige und feindselige Handelspolitik, die noch nicht aufgegeben ist. Das war altholländischer Übermuth gegen die benachbarten Brüder, die man noch immer in der alten Zersplitterung, Schwäche und Unterdrückung gefangen wähnte. Nie aber ist dieser blinde Übermuth, nie ist bis jetzt der schnöde Bruch der Wiener Verträge rascher gerochen worden als an der Politik Wilhelms! Die Niederlande bilden offenbar das natürliche Küsten- und Mündungsgebiet von Westdeutschland, das eine kann das andere auf die Dauer nicht entbehren, oder nur zu unberechenbarem Schaden beider Theile, und es ist grandios lächerlich ein solches altdeutsches Küstengebiet als einen schützenden Zwischenstaat zwischen Frankreich und Deutschland hinstellen zu wollen, zwischen zwei Reichen die sich bereits an der Mosel und am Oberrhein nur zu dicht berühren: während Frankreich im Besitze von Deutsch-Lothringen und vom Elsaß blieb und so überall die gelegensten Angriffslinien auf das Herz von Deutschland offen behielt, bildete das Vereinte stammverwandte Niederland eine Barriere, nicht zu unserm Schutze gegen Frankreich, sondern in

Wahrheit nur gegen die Entwickelung des deutschen Handels. Hätte König Wilhelm, mit hellem vorurtheilsfreiem Blick in die Zukunft schauend, statt der Absperrung die vielseitigste freieste Verbindung zwischen den Niederlanden und dem hintern Deutschland anzuknüpfen, Handel und Verkehr zwischen beiden Theilen tausendfach zu fördern gesucht, oder wäre der deutsche Zollverein, ihm früh die Augen öffnend, statt 1834 schon gleich 1815 ins Leben getreten — wer weiß ob nicht manches ganz anders gekommen wäre. Sicher aber wäre die Lage für Jedermann eine weit günstigere, hätte man geradezu, wie es sein sollte und das deutsche Volk das Recht und die Macht zu verlangen hatte, die alte natürliche Reichsgrenze hergestellt und jene beiden Länder, wenn auch unter einem Fürsten, doch vorerst mit selbständiger Verwaltung, dem deutschen Staatenbunde angereiht.

Das Benehmen des belgischen Volkes nach der Revolution, seine Mäßigung, Anstrengungen und Hingebung verdienen unsere Bewunderung, besonders wenn man damit die Schreckensauftritte und leidenschaftlichen Wuthausbrüche aller Art vergleicht, welche in andern Ländern ähnliche Umwälzungen begleiteten. Ein Volk das mit so gefährlicher Anarchie in seinem Schoße, einen solchen Ordnungsinstinkt und solchen Vorrath von Bürgertugend besitzt, ist gewiß der Freiheit würdig die es angestrebt. Es war ein kleines Häuflein meist jugendlicher Männer, welches, inmitten der von Außen und Innen drohenden Kämpfe, von Klippen aller Art umgeben, die plötzliche chaotische Erbschaft zu ordnen, eine neue Gesetzgebung und eine Verwaltungskraft hervorzuzaubern wußte, um welche selbst alterfahrene Staaten den jungen Sprößling zu beneiden Ursache haben. Dem jungen Belgien fehlten nicht nur alte leitende Staatsmänner, wie die Julíregierung sie in Talleyrand, Casimir Perier, Benjamin Constant, Lafayette

und andern fand, sondern auch ein Oberhaupt, wie Frankreich in einem Fürsten besaß, der den Gang der Julibewegung voraus beobachtet und ihre Folgen mit fast zu schlauer Klugheit zu lenken wußte; ja, ihm fehlten selbst die europäischen Sympathien, welche die Juliwoche umhallten: eigener Verstand, Muth, Begeisterung waren die einzigen Kräfte, aus welchen jene improvisirten Staatslenker schöpften, auf die sie zählen konnten. Belgien war mehrere Tage ganz ohne Regierung, Brüssel ohne Munizipalbehörde; da legten sich bei Beginn der Septemberkämpfe drei entschlossene Männer, Baron Hooghvorst und die Herren Jolly und Rogier, im Sitzungssaale des Stadthauses den Titel einer Centralcommission bei, ließen einen Aufruf ergehn, ernannten Van Halen zum Befehlshaber sämmtlicher Streitkräfte und gaben mit Hülfe desselben der Bewegung einen geregelten festen Gang. Bei der Häufung der Geschäfte bildete sich eine provisorische Regierung, welche die dictatorische Gewalt im Ganzen mit Mäßigung führte. Die bedeutendern Stellen der Verwaltung wie der Rechtspflege wurden mit neuen Männern, meist Wallonen, besetzt; alle alten Beschwerden, katholische und liberale, begründete und unbegründete, wurden mit einigen Federstrichen beseitigt. Am 10. November 1830 ward die Nationalversammlung in Brüssel eröffnet, seit der Revolution gegen Österreich wieder die erste die bloß aus einheimischen Männern bestand; sie erhöhte die Schwungkraft im ganzen Lande. Nachdem de Potter eine glühende Eröffnungsrede gehalten, wählte sie einen besonnenen schlichten Mann Surlet de Chockier zum Vorsitzer. Die äußern Umstände, die Erregtheit der Völker, der Ausbruch des polnischen Aufstandes, kamen ihren Beschlüssen zu Gute. Die Großmächte, auf Einladung König Wilhelms zur Aufrechthaltung der Wiener Congreßacte in der Londoner Conferenz vertreten, hielten für rathsam, alle Gewalt-

maßregeln so weit als möglich zu verhindern, und zeigten sich sogleich geneigt, die Trennung Belgiens von Holland anzuerkennen. In ihrem ersten Protocoll schlug die Conferenz das Aufhören der Feindseligkeiten vor, indem sie Holland als Waffenstillstandslinie seine frühern Grenzen anwies, sich selber das Recht zusprechend die Lösung der Streitfragen zu erleichtern. Den belgischen Nationalcongreß, der die Unabhängigkeit feierlich ausgesprochen, bewegte zuerst die Frage über die Form der neuen Regierung. Im Schooße der Verfassungscommission war nur eine Stimme für die republikanische, die auf der Bühne heiße Verfechter fand; doch die jüngsten und heißköpfigsten Mitglieder, wie Rogier, Lebeau (gleichfalls ein Lütticher), Devaux, Nothomb waren für die Monarchie, und für diese stimmten nach viertägigen Debatten 174, für die Republik bloß 13 Abgeordnete, größtentheils der Anhang de Potters. Die siebenstündige Beschießung Antwerpens, dessen Bürger doch vorwiegend oranisch gesinnt waren, durch General Chassé hatte die Erbitterung zwischen Belgen und Holländern so gesteigert, daß der Congreß auf den Antrag des blinden Rodenbach mit 161 Stimmen gegen 28 die Ausschließung der Nassauischen Dynastie vom belgischen Thron beschloß; hiezu hatte der ähnliche Bannspruch der französischen Kammer gegen die ältern Bourbonen, noch mehr jedoch der Einspruch mit beigetragen, den die Londoner Conferenz dagegen zu machen meinte. Auch befanden sich unter der aufgeregten Menge vor dem Ständehause französische Agenten, die, auf Einverleibung Belgiens mit Frankreich hinarbeitend, Verwünschungen und Drohungen gegen diejenigen ausstießen, die nicht für die Ausschließung stimmen würden. Die Hauptfrage war jetzt die Verfassung *). Der

---

*) Der Ausschuß zur Abfassung des Entwurfs bestand durchgängig aus

Sorge für die bürgerliche Freiheit standen die weitesten Bahnen offen; die Vorzüge der englischen und niederländischen Verfassung wurden mit denen der französischen verschmolzen: niederer Wahlcensus, Gleichstellung aller Confessionen, Trennung von Staat und Kirche, obgleich der Kult und seine Diener vom Staate bezahlt werden, volle Freiheit der Presse, Freiheit der Genossenschaft und der Bürgerversammlungen nach den Gesetzen, ohne vorgängige Einholung obrigkeitlicher Erlaubniß und Freiheit des Unterrichts — das sind die Hauptgrundsätze der binnen 24 Tagen, vom 4. bis 28. Oktober, von der Commission ausgearbeiteten Verfassung. Alle Staatsgewalt geht darnach von der Nation aus. Während nach der französischen Charte von 1830, obwohl sie die Volkssouveränetät anerkennt, alle Gerichtsbarkeit von dem Könige ausfließt und in seinem Namen von Richtern ausgeübt wird, die er ernannt und eingesetzt, überläßt die belgische Verfassung dem Könige bloß die Ernennung der Friedensrichter und der Richter in erster Instanz. Die Appellhöfe und Bezirksgerichte haben die von den Centralbehörden erlassenen Verfügungen nur in so weit anzuwenden, als sie den Gesetzen gemäß sind. Die belgischen Kammern versammeln sich von Rechtswegen alljährlich am zweiten Dienstag des Novembers. Das Alter von 25 Jahren reicht, unabhängig von jeder Art Steuerbarkeit, hin um wählbar zu sein. Der Senat, dessen Mitglieder einer Wahl sich unterwerfen müssen, und deren Mandat nur acht Jahre dauert,

---

Advokaten und Journalisten, die in dem langen Oppositionskampfe die Mängel des frühern Grundgesetzes kennen gelernt hatten, als: Van Maanen aus Löwen, de Gerlache aus der Provinz Luxemburg, Karl de Brouckere, Nothomb aus dem deutschen Luxemburg, Lebeau, Thielemans aus Brüssel, Devaux aus Brügge, Ballin, Thorn, Zoude, Dubus und Blargnies. Die eigentlichen Ausarbeiter der Verfassung sind aber Nothomb und Devaux; jener war auch der Berichterstatter.

darf immer nur halb so viele Mitglieder als die Repräsentantenkammer zählen; die Senatoren wie die Repräsentanten werden nach dem Verhältniß der Bevölkerung jeder Provinz unmittelbar von denselben Staatsbürgern gewählt, jene auf acht, diese auf vier Jahre; die Hälfte der Kammer erneuert sich alle zwei Jahre — dieses zweckmäßige Princip ist der niederländischen Verfassung entnommen, wo alle Jahre ein Drittel der zweiten Kammer ausscheidet —, die des Senats alle vier Jahre; im Fall der Auflösung wird die ganze Kammer umgewählt außer den Vertretern die am Sitze des Landtags wohnen, erhält jeder Abgeordnete 200 Fl. monatliche Entschädigung während der Dauer des Landtags, die Senatoren aber nicht. Die Wahlfreiheit der Provinzial- und Gemeinderäthe, Öffentlichkeit ihrer Sitzungen, Öffentlichkeit ihres Rechnungswesens, die Zuweisung aller Provinzial- und Gemeindeangelegenheiten an sie, kurz die volle Freiheit des Gemeindewesens wird gesichert. Ämterhäufung, so weit sie vom Staate besoldet werden, ist untersagt, namentlich hinsichtlich der Richter, die auch in keinerlei bürgerliche Geschäfte sich einlassen dürfen.

Wahrlich, wenn diese Verfassung, die jedem Theile sein Recht gibt, die das Besondere und zugleich das Allgemeine achtet, die nach allen Seiten hin die Gewalten vertheilt und wieder eint, den Parteikämpfen überall freie Bahn bricht und sie dadurch mäßigt, welche mit Anerkennung des Guten im althistorischen Provinzialgeiste die Provinzen gerade durch Gewähr für ihre einzelnen Freiheiten wieder zur Einheit treibt — wenn diese Verfassung das Werk der katholischen Partei gewesen ist, wie man neuerdings behauptet, wenn dieselbe durch sie Belgien regiert, wahrlich, dann hat Hr. De Decker Recht, wenn er ausruft: ich würde glücklich und stolz über diesen Gedanken sein, daß das

Land Europa's, das am meisten katholisch regiert wird, auch das freieste dieses Continents ist! Merkwürdig, aus dem neuen allgemeinen Kampfe zwischen Kirche und Staat ist die Kirche bloß in einem Lande Europa's, in Belgien, siegreich hervorgegangen, sie ist frei dort, weil sie bisher noch selber nach dem Siege der Freiheit treu geblieben; und da finden wir denn für Alle weite Freiheiten, volksgemäße Einrichtungen, Luft und Raum für Alles was Leben in sich fühlt und Zukunft; da finden wir Lehrstühle für alle Doctrinen, freie Vereine und freie Rednerbühnen für alle Interessen, Ruhm für alle Talente, Gastfreundschaft für jedes menschliche und politische Unglück!!

Aber nein: der Katholicismus als solcher ist darum noch nicht Herr und Meister in Belgien, weil die Kirche dort eine freie selbständige Stellung, dem Staate gegenüber, gewonnen, sich von Unterordnung erlöst hat. In der Verfassungscommission war nur ein entschieden katholisches Mitglied, v. Gerlache, alle andern gehörten der liberalen Partei an, die auch während und nach der Revolution am Ruder vorwog. Die paar Änderungen, welche die katholischen Congreßmitglieder an dem Verfassungsentwurfe während der Berathung desselben bewirkten, betrafen nichts Wesentliches. Es wäre daher mehr als kläglich, ihnen vorzuwerfen, daß sie nun auch die verfassungsmäßigen Freiheiten für ihre Überzeugung benützten, die Genossenschaftsfreiheit zur Errichtung von Brüderschaften und Klöstern, die Unterrichtsfreiheit zur Gründung von Schulen, Gymnasien und Universitäten, den niedern Wahlcensus, der namentlich für die Landbewohner und kleineren Städte noch geringer ist als für die Bewohner großer Städte, zur Begünstigung der Wahl katholischgesinnter Volksvertreter. Die Kirche ist frei in Belgien. Möchte sie nie etwas anders sein wollen als nur frei, möchte diese Lage ihren Wün-

schen genügen, wie sie für ihre erhabene Mission ausreicht! Ihre Verantwortlichkeit ist groß vor Gott und den Menschen. Denn eben deshalb, weil Belgien durch verfassungsmäßige Gewährung jener Freiheiten eine Ausnahme macht von den es umringenden Staaten, sind alle Blicke zu ihm hingewandt und setzt es sich allen Verleumdungen aus. Es liegt darin sichtbar ein europäischer gesellschaftlicher Beruf, das Problem mit zu lösen, das sich der Genius des neunzehnten Jahrhunderts gesetzt hat: die Verbindung der Religion und der Freiheit. Es gilt Vorurtheile zu zerstreuen und der Welt zu zeigen, was der gesellschaftliche Einfluß einer frei wirkenden und mit der politischen Freiheit verbundenen Religion für das Glück und die Wohlfahrt, selbst die materielle, vermag. Eben weil die Verhältnisse Belgien in eine vorgerückte Lage gestellt haben, muß es seine eigenen Bewegungen sorgfältig bewachen, seine Hitze mäßigen und sich ein Gesetz der Klugheit und Mäßigung machen — das ist nöthig für die innere Entwickelung seiner Wohlfahrt wie für die äußere Befestigung seiner Unabhängigkeit. Vor allen Dingen muß die katholische Meinung bis zum geringsten Verdacht vermeiden Belgien auf die eine oder andere Weise zu einer offenen oder geheimen Theokratie zurückzuführen, welche alle gemäßigten Männer selbst der katholischen Partei mit dem Jahrhundert zurückweisen würden. Da liegt allerdings der Knoten der neuen Lage. Alle Neigungen, alle Lehren der Zeit bekämpfen, und das mit vollem Recht, alles was mittelbar oder unmittelbar zu einem kirchlichen Übergewicht in bürgerlichen Angelegenheiten würde führen oder die Herstellung der persönlichen Herrschaft des Klerus begünstigen können. Zwischen dem belgischen Nationalgeiste und dem Geiste des Jahrhunderts besteht in der That keine Unverträglichkeit, die belgischen „Unionisten" beweisen es: man kann gut katholisch sein und sich zugleich

der Rückkehr der Theokratie offen widersetzen; man kann wahrhaft freisinnig sein und sich dem Übergewicht der bürgerlichen Macht in religiösen Dingen entgegenstemmen. Das ist ohne Zweifel der Grundgedanke und die Grundlage der Union zwischen Katholischen und Liberalen; das ist der Sinn und Geist der belgischen Verfassung.

Zum Glück hat Belgien sich einen Fürsten gewählt, der diese Verhältnisse klar durchschaut und den Knoten der neuen Lage fest gefaßt hat. Die Mehrheit der Volksvertreter ist bisher dem Grundgedanken der Union treu geblieben, und die Regierung ist stets mit der Mehrheit gegangen. Beide haben die Aufgabe, gegen die Versuche die Suprematie zu ergreifen, von welcher Seite sie ausgehen mögen, die Grundsätze des Unionsvertrages festzuhalten, ja selbst in dieser Hinsicht den Schein und die Vorurtheile zu vermeiden. Schon der bloße Gedanke der Steigerung des katholischen Einflusses im Staat führt zu dem heillosen Vorurtheil der versteckten Herrschaft des Klerus, wie der Gedanke des Übergewichts des liberalen Einflusses leicht das Vorurtheil einer Gefahr für die Religion wecken könnte. König Leopold scheint von der Nothwendigkeit durchdrungen zu sein, beide Klippen gleich sehr zu vermeiden; ihn unterstützte in diesem Streben bisher die Mehrheit von beiden Seiten, stolz so viele Freiheiten errungen zu haben, die man nicht durch Übermuth bloßstellen will. Belgien ist allerdings ein wesentlich religiöses Land, ein Volk mit tiefen Überzeugungen; aber es ist auch ein Land der Intelligenz und des Fortschrittes, die Freiheit ist für alle Belgen, wenn noch nicht ein politisches Dogma, so doch ein Bedürfniß: darum widerstrebt ihm jede ausschließliche Herrschaft.

Während die französischen Agenten und ihr Anhang auf eine vollständige Einverleibung Belgiens in Frankreich drangen oder mindestens die Errichtung eines Königthums unter der Schutz-

herrschaft dieser Großmacht wollten, hatte der Nationalcongreß auf drei Prinzen sein besonderes Augenmerk gerichtet: auf den noch unmündigen Prinzen Otto von Baiern, den Herzog von Leuchtenberg und den Herzog von Nemours. Ludwig Philipp hatte sich entschieden gegen den zweiten erklärt, der nur da sein würde, um der Familie Bonaparte die Steigbügel zu halten; die Großmächte dagegen drohten mit Krieg, wenn der Herzog von Nemours gewählt würde. In Bittschriften sprachen sich die meisten Stimmen, 3275, für den Herzog von Leuchtenberg, 600 für den Herzog von Nemours, an 1300, meistens Tuchfabrikarbeiter aus Verviers, für einfache Einverleibung mit Frankreich aus. Alle vaterländisch gesinnten Männer waren im Grunde gegen Nemours. Herr Lebeau selbst erinnerte an den Druck der Napoleonischen Heere und meinte: sogar England werde bei solcher Wahl Belgien verlassen, denn Frankreich im Besitze Belgiens würde die Continentalsperre erneuen und die Einverleibung der Rheinlande erzielen wollen, Belgien werde von neuem der Schauplatz des Krieges werden. Hr. Devaux von Brügge nannte die Ernennung des Herzogs von Nemours nichts als ein Übergang zur vollständigen Einverleibung in Frankreich, und Jedermann wisse, wie diese hochgesinnte Nation gegen andere Völker sich betrage. Man solle das Vaterland, dessen Freiheit man so eben mit Blut wiedererkauft, nicht gleich wieder erniedrigen! Noch entschiedener ließen die vornehmsten katholischen Mitglieder sich vernehmen. Herr v. Gerlache erinnerte an die Sucht der französischen Regierung alles zu centralisiren, die in Belgien nicht ruhig eine Verfassung dulden würde, zu frei, als daß nicht eine Parallele mit der französischen ungünstig für Ludwig Philipp ausfiele. Ob nicht die Religions- und Unterrichtsfreiheit, für welche man so lange gestritten, gerade in Frankreich am meisten

proscribirt zu sein scheine? Ob man das Joch Hollands abgeworfen, um sich in das viel schlimmere Frankreichs einspannen zu lassen? Ob man vergessen, daß früher alle Ämter in Belgien von dem Abschaum der französischen Bevölkerung besetzt worden? Eine Vereinigung mit Frankreich, mittelbar oder unmittelbar, sei viel ärger als die Rückkehr unter die Herrschaft Wilhelms: vier Millionen Belgen hätten es auf die Länge doch über drittehalb Millionen Holländer davon getragen, vermischt aber mit zweiunddreißig Millionen Franzosen würden ihre gerechten Klagen leicht erstickt werden. Doch die Sorge über den augenblicklichen schwankenden Zustand Belgiens wog vor, Frankreich als Bundesgenosse schien aller Noth ein zu Ende machen. Auch waren die französischen Agenten für Nemours ausnehmend thätig, ja im entscheidenden Augenblicke der Abstimmung ließ man die Nachricht verbreiten, welche den Vorsatz vieler Deputirten umänderte: Ludwig Philipp werde, falls die Wahl auf Nemours falle, ihm die Erlaubniß zur Annahme geben. Bei der ersten Abstimmung hatte keiner der Candidaten die nöhige Mehrheit (Nemours 89, Leuchtenberg 67, Erzherzog Karl 35 Stimmen), bei der zweiten erlangte Nemours 97 Stimmen, nicht eine über die genau nöthige Mehrheit. Ludwig Philipp empfing, umgeben von seiner Familie und allen Großwürdenträgern, die belgische Abordnung, die bestimmt war dem Herzog die Krone zu überbringen, und wies diese zurück. Niederschlagend war der Eindruck von dieser Nachricht; das Ansehen des Congresses drohte an Anarchie und Rathlosigkeit zu scheitern; viele Blicke wandten sich wieder dem oranischen Fürstenhause zu, namentlich unter dem höhern Adel, dessen Stolz sich durch die neuen Männer, die aus untergeordneten Klassen zu den höchsten Ämtern gelangt waren, verletzt fühlte. In Antwerpen, Gent, ja in Brüssel selbst brachen ora-

nische Bewegungen aus, während de Potter einen republikanischen Verein gründete, der an Einfluß gewann. Da griff der Congreß mannhaft ein und erhob, bis zur neuen Wahl eines Monarchen, einen Regenten aus seiner Mitte, seinen Vorsitzer Baron Surlet de Chockier, um der Regierung einen Mittelpunkt zu verschaffen. Zugleich richteten sich die Blicke mehr und mehr auf den Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg, der, nachdem er einige Jahre früher die ihm angebotene Krone von Griechenland zurückgewiesen, damals in beschaulicher Zurückgezogenheit in England lebte, wo er wegen der Eigenschaften seines Charakters und Herzens allgemein verehrt wurde. Nach vorläufigen Unterhandlungen schritt die Nationalversammlnng zur definitiven Wahl, und nach siebentägigen stürmischen Debatten ward Prinz Leopold am 4. Juni 1831 mit 152 von 196 (nach andern mit 156 gegen 43) Stimmen zum Könige der Belgen gewählt. Der Prinz, zur Annahme der Krone nur in der Überzeugung willfährig sie zur Ehre Belgiens und seiner eigenen Ehre tragen zu können, machte jedoch die Bedingung, daß der belgische Congreß den achtzehn vorläufigen Friedens-Artikeln der Londoner Protocolle beistimme. Dies geschah nach neuntägigen leidenschaftlichen Debatten am 9. Juli mit 126 gegen 70 Stimmen, und am 16. Juli schiffte sich der König in Calais nach seinem neuen Vaterlande ein. Die Huldigung des Volkes geschah nach altem Brauche unter freiem Himmel, wo der neue Herrscher zugleich seinen Eid als König ablegte, am 16. August in Brüssel unter dem Jubel von Hunderttausend freien Menschen. Der Glücksstern, der dieser ganzen belgischen Revolution geschienen, leuchtete heller als je; denn vielleicht zum erstenmale in der Weltgeschichte ward ein König von einem Volke gewählt, ohne Schwertstreich und ohne Ränke, ja ohne daß er einen einzigen Agenten in dem Lande hatte, das

ihm seine Krone darbot. Und dieser deutsche Prinz wird der freisinnigste Monarch, nach dem Grundsatze: alles für das Volk und durch das Volk! Ein Fürst von bedeutender Persönlichkeit, war dennoch mit seltener Selbstbeherrschung all sein Bemühen das Glück des Staats nicht von dieser, sondern von den verfassungsmäßigen Einrichtungen selbst abhängig zu machen, und hierin unterscheidet sich König Leopold zu seinem großen Vortheil von seinem weniger enthaltsamen Herrn Schwiegervater Ludwig Philipp, der in Vorliebe für das persönliche Gouvernement dem constitutionellen Leben seines schönen Reiches, wie man weiß, zu keiner höhern Ausbildung verholfen hat. Auch von den Fehlern Wilhelms I., seiner Leidenschaftlichkeit, Hartnäckigkeit, Speculationssucht, besitzt König Leopold keinen, er steht rein und frei da von den kleinsten Anzeichen persönlicher Zwecke. Nie hat er sich durch einen selbstsüchtigen oder ehrgeizigen Beweggrund verleiten lassen die Mehrheit durch eine Hofkabale zu bestimmen. Belgien wird durchaus im Sinne der Mehrheit seiner Volksvertreter regiert. Wenn die Kammermehrheit noch unionistisch ist, d. h. aus den gemäßigten Mitgliedern beider Landesparteien besteht, so haben diese doch außer der Kammer im Volke sich längst wieder gespalten; in den Kämpfen zwischen Katholiken und Liberalen aber, die fortwährend an Heftigkeit zunehmen, verhielt sich der König neutral, und nur wenn die Fäden unauflöslich sich zu verwickeln drohten, trat er vermittelnd ein und suchte, namentlich durch gemischte Ministerien im Sinne der Union, die Gemüther wieder zu versöhnen.

Durch die vollbrachte Constituirung des Staats war den gemeinsamen Beschwerden der beiden Parteien, die sie zueinander geführt, vorerst abgeholfen. Damit war dem Unionszweck — vis unita fortior — genügt, natürlich daher, daß die beiden Parteien nun wieder gegeneinander rangen, was jedoch die allgemein-

Regierung im Sinne der Union noch nicht aufheben kann, die vielmehr als solche zur Erhaltung des Gleichgewichts zwischen ihnen nöthig erscheint. Die Union wird, trotz der Parteikämpfe, im Grunde nicht gebrochen, so lange beide Theile alles das achten und aufrecht erhalten was sie erobert hat; sie ist eben historisch, thatsächlich geworden, und mußte nur aufhören selbst die Frage der praktischen Politik zu sein. Offenbar könnte der Zweck einer erneuten Union darin bestehn, die Gewalt auf einem Wege festzuhalten der einer der beiden Meinungen mehr oder minder günstig wäre: die Union von 1829 hatte die Erringung von Freiheiten in Aussicht, die zweite würde nach der Macht streben; statt dem Bündnisse für die Freiheit hätte man ein anderes für die Gewalt. Der Liberale kann ohne Inconsequenz Unionist gewesen sein, um mit den Katholischen Freiheiten zu fordern, und verweigern, es zu sein, um auch die Macht mit ihnen zu theilen; ebenso kann der Katholische Freiheiten mit der Union von 1829 wollen, aber einem liberalen Ministerium von heut entgegentreten. Verschiedene Parteien die sich über die verfassungsmäßigen Grundlagen in Übereinstimmung gesetzt haben, können und sollen selbst, eben deshalb weil sie verschieden sind, nicht immer dieselbe Meinung über Fragen der Verwaltung und Gesetzgebung theilen. Beim Repräsentativsystem findet jede mächtige Volkspartei ihren Tag in Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, und gerade hierin liegt ein heilsamer Sporn des Wetteifers, welcher der rein monarchischen Verfassungsform fehlt.

Die heftigern Liberalen, welche, eben so wie die Ultras auf katholischer Seite, die gemäßigte Mehrheit des Landtags sprengen möchten, ziehen aus dieser Ansicht indeß übertriebene Folgerungen. Die Katholischen, sagen sie, protestirten durchaus

nicht im Namen der Union gegen die Zusammensetzung der liberalen Ministerien der provisorischen Regierung und des Regenten; wenn die meisten von ihnen nicht für einen liberalen Regenten votirten, so unterwarfen sie sich ihm doch, ohne ihm vorzuwerfen, daß er nicht aus ihren Reihen hervorgegangen. Später noch stimmten sie in großer Zahl für die Wahl eines protestantischen Königs. Sie warfen dem liberalen Ministerium von 1832 die Homogenetät seiner Zusammensetzung durchaus nicht vor, sie wollten damals nur noch was die alte Union gefordert, was die Verfassung geheiligt hatte, nicht mehr und nicht minder; wenigstens waren ihre Ansprüche auf die Leitung der Geschäfte noch nicht entwickelt. Nach und nach jedoch, unter einem Ministerium dessen Haupt ihrer Partei angehörte (de Theur), kosteten sie die Gewalt, fanden sie süß und meinten endlich darauf für immer ein vorwiegendes Recht zu haben. So kam die neue, noch unerledigte Frage über den Einfluß einer Partei auf die Verwaltung auf. Schon dem Ministerium von 1840 warfen die Katholischen vor, nicht daß es die Freiheiten verletze welche die Union verheißen hatte, sondern daß sie nicht die Gewalt mit ihm theilten. Warum unterstützten sie selbst nur mit geheimem Rückhalt das Ministerium Nothomb (bis 1845) und bereiteten ihm Verlegenheiten? Hr. Malou und andere katholische Mitglieder haben es der Kammer offen gesagt, weil in der Zusammensetzung des Kabinets das katholische Element ihnen noch nicht hinlänglich vertreten schien. Die Parteien stehn heut also auf einem ganz andern Boden als im Jahr 1829. Jedes Ding hat seine Zeit, jede Zeit ihr Werk. Vor achtzehn Jahren kämpften die Parteien gemeinsam für ihre Freiheiten, heute ringen sie um das Übergewicht der Macht. Darum ist die Periode der alten Union geschlossen und erschöpft, die Bündnisse beruhen heute auf andern Grundlagen.

Wenn nach der Revolution von 1830 der Kampf einige Jahre zögerte, sich zwischen Katholischen und Liberalen wieder zu beleben, so lag der Grund darin, daß er von einem dringendern aufgesogen wurde, und andere Fragen die Geister mehr beschäftigten. Es handelte sich einestheils um Belgiens Anerkennung von Europa und um Beendung des Streites mit Holland, andrerseits blieben die organischen Landesgesetze zu bewirken. Es war gerade auf diesem zweifachen Boden der diplomatischen und der gouvernementalen Fragen, daß sich eine Opposition bildete die aus Liberalen und aus Katholischen von den äußersten Seiten besteht, und der eine gemäßigte Mehrheit widerstand die gleichfalls Elemente aus beiden Parteien vereint. Es war weder die alte Union, denn der Zweck hatte sich geändert, noch die alte Gegenüberstellung, denn die liberale Partei stand so wenig als die katholische Partei noch wie früher in einem Lager zusammen; sie hatten sich beide in zwei Theile gebrochen, die sich nun bekämpften. Diese Brechung schien jedoch allmählich wieder aufzuhören, in dem Maße als jene Fragen gelöst wurden, und damit der alte Hauptspalt zurückzukehren. Durch die Annahme der organischen Verwaltungsgesetze und durch die natürliche Wirkung der Zeit, die manche Besorgnisse beruhigte welche die einen für die Ordnung und die andern für die Freiheit gefaßt hatten, hörten auch die Ursachen auf welche die Geister genähert. Über die diplomatischen Fragen waren die Meinungskämpfe seit einigen Jahren ebenfalls lau geworden, noch eh der definitive Friedensvertrag von 1839 mit Holland sie schloß. Von diesem Augenblick an fing nun der alte Kampf zwischen Liberalen und Katholiken, von dem kein anderes dringendes Interesse mehr ableitete, wieder heftig an; denn die beiden Parteien vergaßen auch während ihrer innigen Verschmelzung doch nie daß sie verschieden voneinander

sind, und der Streit zwischen ihnen muß beginnen, sobald eine stärkere Ursache aufhört ihre Widersprüche zu beherrschen.

So unläugbar dies ist, dennoch verliert darum die Aufgabe, die Regierung im Geiste der Union treu fortzuführen, nichts von ihrer Wichtigkeit. Ja, je mehr die Erbitterung auf den entgegengesetzten Seiten wieder wuchs, desto kräftiger erhoben sich auch aus der gemäßigten Mitte Stimmen für die Union und ihre durch die Verfassung geweihten Grundsätze, praktisch mithin für gemischte Ministerien. Unter diesen Stimmen ist wohl die klingendste die des katholischen Deputirten von Termonde P. de Decker, eines der geist- und kenntnißreichsten jüngern Mitglieder der Repräsentantenkammer, ein Belge voll glühender Vaterlandsliebe und ein ungewöhnliches publizistisches Talent. Als der hervorragende Luxemburger Staatsmann Nothomb, gequält von der Opposition auf der Linken und auf der Rechten, vom Ruder abtrat, waren beide Parteien eifrig bemüht, ein gleichartiges Ministerium ihrer Farbe vorzubereiten. Da erhob sich de Decker in einer beredten Schrift für ein gemischtes Ministerium, als den lebendigen Ausdruck der Union, zunächst für das Kabinet Van de Weyer, Nothombs Nachfolger. *) Van de Weyer, ehmals Professor der Philosophie, dann liberales Mitglied des National-

*) „Quinze ans (1830—1845)". Hr. de Decker prüft im ersten Theil dieser Schrift die Rolle, die Van de Weyer zu übernehmen hätte, er solle den Grundsätzen der Union treu bleiben. Daß diese noch bestehe, bejaht er im zweiten Theil; im dritten läugnet er die Herrschaft des Klerus, und im letzten redet er Versöhnung der Parteien. Man erkennt bald, daß der Verfasser mit der französischen Literatur und Denkweise bekannter ist als mit der deutschen; von dem deutschen Protestantismus hat er eine fabelhafte Vorstellung und Gleiches gilt von unserer Philosophie. In letzterer Hinsicht kömmt er über J. J. Rousseau's Wort nicht hinaus: „es ist die Sucht der Philosophen, das was ist zu läugnen, und das was nicht ist zu erklären".

congresses, fast seit der Thronbesteigung Leopolds Gesandter in London, war auf der öffentlichen Bühne wie unbekannt geworden und hatte verschrien als Doctrinär viele Vorurtheile auf beiden Seiten gegen sich. Über den Eindruck den er nun gleich bei der Adressenverhandlung machte, äußert sich de Decker also: „Ich war betroffen (und viele andere mit mir) die unerwarteten Töne dieser Stimme von 1830 zu hören die, imponirend und ruhig, das tausendfache Geschrei unsrer bürgerlichen Zwietracht beherrschte. Ich konnte nicht umhin etwas Providentielles in dieser plötzlichen Erscheinung eines Veteranen unsrer Freiheit zu sehen, den ein Sturm eben unter uns geworfen, wie um uns zu erinnern daß wir alle Brüder sind durch die Taufe einer nämlichen politischen Wiedergeburt, und um uns alle an die ursprünglichen Quellen unserer nationalen Inspirationen zurückzuführen". Hr. de Decker ist seiner Überzeugung für ein gemischtes Kabinet auch nach dem Rücktritt Hrn. Van de Weyers treu geblieben, als das neue fast ganz katholische Ministerium folgte und nach verschiedenen andern fehlgeschlagenen Versuchen folgen mußte, sofern auf seiner Seite bis vor den Wahlen von 1847 noch die Mehrheit der Volksvertretung stand, und nicht auf der liberalen. Einige seiner Gedanken mögen daher hier eine Stelle finden.

„Der Beweis davon daß die Union der Katholiken und Liberalen noch bestehn kann, ist daß sie besteht: ihr geschriebener Ausdruck ist die Verfassung, ihr lebender Ausdruck die Mehrheit von fünfzehn Jahren. Nun, die Verfassung ist unverletzt, die Mehrheit steht aufrecht. Die Union muß bewahrt und erhalten werden: das ist die Bedingung unserer nationalen Unabhängigkeit und Wohlfahrt; es sei auch das Ziel unsrer ganzen Politik. Um dieses Ziel zu erreichen, gibt es nur ein Hinderniß zu besiegen, einen Feind zu bekämpfen, das Vorurtheil. Bleiben wir

bei den Thatsachen, so ist deren hervorspringendste die, welche den Grund der ganzen streitenden Tagespolitik bildet, der Glaube an die Herrschaft des Klerus in Belgien. „„Meine Herren““, rief einst Hr. Delfosse von der Bühne herab, „„es ist im Lande ein Gedanke der tiefe Wurzeln geschlagen und der Gewalt schon viel Übles zugefügt hat. Er besteht darin daß der Klerus mit zu großem Gewicht auf der Regierung drücke, daß der Klerus Pläne nach der Herrschaft hege welche zu bekämpfen die Regierung nicht Thatkraft genug hat““. Ich hab mich weder über das Vorhandensein dieses Vorurtheils in Betreff der Übergriffe des Klerus, noch über die Wichtigkeit der politischen Wirkungen desselben jemals getäuscht. — — —

„Doch wo thut denn die Herrschaft des Klerus, vor der man so sehr zu erschrecken scheint, sich kund? Wo sind die Zeichen und die Spuren davon? Ist's in der Berathung eines Königs, der nicht zur Beichte sitzt? Ist's in den Ministerien die sich bis auf diesen Tag gefolgt haben, wo die Katholiken immer in der Minderheit gewesen sind, und wo Hr. Lebeau seinestheils gestanden hat niemals einen verborgenen Einfluß gespürt zu haben? Ist's in den verschiedenen Verwaltungsbüreaux, oder auf unsern Universitäten und Akademien, in unsern Specialschulen, daß die Ansprüche der Geistlichkeit Echo finden? Ist's die Magistratur oder die Advokatur, die Industrie oder das Heer, welches das priesterliche Joch trägt? Doch angenommen, der Klerus breite das was man seine Herrschaft nennt, und ich seine Wohlthaten nennen werde, über das ganze Land aus, durch welche Mittel gelangt er zu diesem Ergebnisse? Hat man ihm etwa in unsern politischen und administrativen Gesetzbüchern außerordentliche Rechte bewilligt, ihn in eine bevorrechtete Ausnahmsstellung gebracht? Fordert der Klerus für sich selbst irgendeine Gunst,

einen Vorzug, Schutz, fordert er etwas anders als die Gleichheit, die Freiheit, das gemeine Recht? Oder hemmt andrerseits der Klerus die freie Wirksamkeit derjenigen die mit ihm wetteifern? Wo ist das Land das in Bezug auf Kult, Unterricht, Presse, Genossenschaft einer vollständigern Freiheit genießt als dieses Belgien, auf welchem die Herrschaft des Klerus mit erdrückendem Gewicht lasten soll? Was man daher die Herrschaft des Klerus zu nennen beliebt, ist der Gebrauch den er von unseren verfassungsmäßigen Freiheiten macht, der Vortheil den er daraus zieht — — —

„„Von zwei Dingen eines““, sagte noch 1838 Hr. de Potter, Gründer der Union, zu den Liberalen: „„entweder die Priester wollen die fortschreitende Bewegung aufhalten, und das gelingt ihnen nimmer, dann wird ihre Gewalt zu nichte, oder sie steuern selber bei, den Fortschritt zu organisiren und zu beschleunigen, und dann, für Gott! was klagt man sie an““? Auch ich sage von zwei Dingen eins: wenn die Liberalen wirklich die Freiheit und ihr Vaterland lieben, so mögen sie die Anstrengungen und Opfer schätzen, welche der Klerus macht um alle Elemente einer echten Volksbildung zu vervollständigen; wenn sie dagegen, im engherzigen Geiste der Unduldsamkeit und Eifersucht, das Gute was geschieht darum bloß verläumden, weil es neben ihnen und ohne sie geschieht, so mögen sie den Muth haben sich selber gegen den Titel Liberale zu wehren womit man sie beehrt. — — Will man zwei Menschen im Priester unterscheiden und ihm, weil er Priester ist, alle Wohlthaten seiner Eigenschaft als Bürger rauben? Das ist das System des französischen Liberalismus, unter dessen Herrschaft ein Bürger, bloß weil er sich einer religiösen Congregation anschließt, den Genuß seiner politischen Rechte und verfassungsmäßigen Freiheiten einbüßt. Will man die Summe Vortheile

und Ergebnisse, die jeder Bürger durch den Gebrauch dieser Freiheiten wird erlangen können, begrenzen und ins Gleichgewicht bringen? Das hieße den Communismus in die constitutionelle Politik verpflanzen, das hieße ein agrarisches Gesetz für das Gewissen und die Intelligenzen einführen. In der That, nach communistischen Doctrinen genügt es nicht, daß für alle Bürger Gleichheit im Recht bestehe, man muß ihnen eine beständige Gleichheit der That garantiren, so nämlich, daß der eine nicht mehr Vortheil aus der Freiheit wird ziehen können als der andere, und daß man die Stellungen beständig wird nivelliren müssen. — —

„Wer weiß es nicht, daß Liberalen mit engem Gesichtskreise und von alten Vorurtheilen die Gewalt so lange für abhängig vom Klerus gilt, als sie ihn nicht verfolgt, daß für sie die einzige Garantie der Unabhängigkeit des Staats und der Kirche in ihrer systematischen Feindseligkeit besteht? Ihre Feindseligkeit! Wo ist der Staatsmann, würdig dieses Namens, der wagen würde, sie zu empfehlen, sie heraufzubeschwören? Und in einem Augenblick wie dem gegenwärtigen, wo von allen Ecken des Horizonts sich Stürme zusammenziehen, wo die Throne wanken auf ihren alten Grundlagen und die Völker voll Angst die Offenbarung ihrer dunkeln Geschicke erwarten? — — „Eine Philosophie, voll Haß, war allwärts hingegangen, sagend: der Katholicismus sei mausetodt. Die Völker, betäubt durch den Lärm halbhundertjähriger Umstürze, waren fast dahin gekommen, es zu glauben. Von einem Ende Europa's zum andern ist diese Lüge zu Tage gebrochen, schlagend, feierlich. Auf die Gefahr hin, die gierigen Erben zu verwirren, die sich voreilig in dem Nachlaß seines Einflusses und seiner Rechte getheilt hatten, steht der Katholicismus aufrecht, kräftiger, lebensfähiger denn jemals. Dieses Rom, das man für immer erniedrigt, vernichtet glaubte,

hat sich aus ihm selber verjüngt und herrscht heute von der ganzen Höhe seiner moralischen Kraft über die um das güldene Kalb taumelnden blasirten Völker. Der Geist Gottes hat über die Gebeine und Trümmer hingehaucht; das Leben ist überall wiedererstanden. Alle Fragen, die unser altes Europa durchziehen, sind religiöser Natur; alle Stimmen des Jahrhunderts verkünden die Herstellung der Religion und bekräftigen die alte Verheißung ihrer Unsterblichkeit. — — „Die Religion ist die einzige Gewähr der Ordnung! Die Völker ließen sich einen Augenbick als blinde Werkzeuge des usurpatorischen Despotismus mißbrauchen, und heute finden sie Schutz und Vertheidigung bei dem, der zwar ohne Reichthum und Heere, dessen väterliches Auge aber wacht urbi et orbi. Die Religion ist die Schirmmacht der Freiheit! Sie allein besitzt das Geheimniß des Glücks der Völker und der Familien; sie allein weiß die Elemente der Erhaltung und des Fortschritts zu verschmelzen: die gesellschaftliche Entwickelung durch die Autorität. Bloß sie bietet gegen alle Mißbräuche, gegen alle Usurpationen die allgemeine und unzerstörbare Gewähr des Gewissens — des Gewissens, welches das undurchdringbare Heiligthum dieses verborgenen Einflusses ist, der unsere alte Welt wieder verjüngt, und der der Hindernisse spottet, die ihm der Stolz der menschlichen Vernunft entgegensetzt. — — So lasset denn offen und frei die sociale Wirksamkeit der Kirche zu".

Zum Schlusse erinnert De Decker an die Gefahren eines übertriebenen Parteigeistes, der vielleicht zur Vernichtung des belgischen Namens führen könnte. „Dieser Gedanke", endet er, „läßt uns zittern. Denn, sagen wir es mit Überzeugung, wir haben ein bewundernswerthes Vaterland. In frühern Zeiten waren sie mächtig und schön unter allen, diese belgischen Lande, die einer

unsrer alten Geschichtsschreiber gern das Land der Verheißung nannte. Von uns hängt ab, ob die Zukunft sie noch ebenso findet: die Größe unsrer Erinnerungen gibt das Maß für die Rechtmäßigkeit unsrer Hoffnungen. Setzen wir Glauben in uns selbst; seien wir wir! Zu dem Ende schütteln wir die Vorurtheile einer andern Zeit und fremden Ursprungs von uns ab; folgen wir den Eingebungen unsers guten Nationalsinnes, und bald wird man das, was Grotius einst von Frankreich sagte, von Belgien sagen können: „es ist das schönste Königreich nach dem himmlischen"!

Das sind die bewegenden Gedanken und Hoffnungen der Hauptparteien in Belgien. Im Wettkampfe mit einander werden sie sich läutern und zur Lösung mancher der politischen Räthsel beitragen, die auch ihnen gestellt sind. Auffallend ist nur eins, daß diese beiden Parteien nämlich, die sich jetzt um das Übergewicht in der Gewalt streiten, bloß an sich selbst, an ihren Gegensatz oder an ihre Verbindung zur Macht denken, und darüber ganz zu vergessen scheinen, daß es auch noch andere unausgeglichene Gegensätze in Belgien gibt, die mehr und mehr wund zu Tage brechen. Wundern muß man sich besonders, daß Hr. De Decker, in seiner Neigung zum Optimismus, des volksstammlichen und sprachlichen Gegensatzes gar nicht gedenkt, der doch eine Bewegung hervorgerufen hat, mit der sich an Geistesfrische und nachhaltiger Bedeutung keine andere in Belgien messen kann. Nein, es handelt sich nicht mehr allein darum, ob die „Union" fortbestehn oder ob sie aufhören soll, ob die beiden Parteien der alten Opposition jetzt vereint oder eine abwechselnd mit der andern die Macht ausüben und herrschen soll. Dies mag den Parteien als solchen freilich genügen, sie erfreuen sich als siegreiche Opposition, jetzt der für sich gewünschten Freiheiten und theilen sich

in die Gewalt; doch ihre Parteiinteressen erschöpfen noch lange nicht die Landesanliegen, sie machen noch lange nicht Belgien aus. Neben ihnen steht der größere Volksbestandtheil und erhebt laut seine Beschwerden über materiellen und geistigen Druck, über unerhörten Sprachzwang, über unerträgliche Knechtschaft der nicht-französisch sprechenden Masse. Für diesen Volksbestandtheil sind jene Freiheiten, die die beiden ehmaligen Oppositionsparteien für sich errungen, nur Begriffe ohne Wirklichkeit, mithin ohne Werth. Doch so soll es nicht bleiben, die Bewegung, um auch das vlämische Volk zu seinen Rechten und Freiheiten zu verhelfen, hat begonnen; — nur jene beiden Parteien, im Siege über der Beute streitend, und den belgischen Staat abstrakt als mit ihnen und ihrer Parteiunion einerlei auffassend, wissen wenig oder nichts von dieser vlämischen Bewegung, deren Ruhm bereits die Welt erfüllt. Nein, Belgien ist kein Volksstaat, trotz der großen in fremder Sprache geschriebenen Freiheiten, so lange die Volkssprache geknebelt ist, so lange die Französischredenden die übrigen beherrschen, so lange der Bann französischer Zunge drückend auf allen staatlichen Kreisen ruht, auf der Verwaltung, den Gerichtshöfen, höhern Schulen und Anderm, was volksmäßig sein sollte. Doch der altheimathliche Geist wacht auf und stemmt sich von neuem mit bewundernswerther Anstrengung gegen den ungestümen wallonisch-französischen Andrang; so weit der vlämische Ast des deutschen Baumes sich von Alters her an der Nordsee erstreckt und in den Walchenkeil verzweigt, fängt er von neuem an zu knospen und zu schwellen, zu blühen und zu duften. Stimmen voll Begeisterung, von stürmender Feuerkraft, auch schon voll süßer Lieblichkeit, erschallen seit einigen Jahren für Wiedereroberung der seit der Herrschaft des burgundischen Hauses über Belgien zwar vielfach angegriffenen, doch nie verloren gegangenen Rechte der

Landessprache; junge Schriftsteller sind scharenweise aufgeflattert wie Schmetterlinge im Frühjahr und bienenemsig beschäftigt, den vaterländischen Korb mit gesunden Früchten und heimischer Kost zu füllen, und die Jugend wieder aus dem reinen Becher deutscher Geistesbildung zu tränken. Die vlämische Bewegung, die vornehmlich durch literäre Entfaltung der Muttersprache das Land von fremdem Geistesdrucke befreien will, ist zwar noch keine politische Macht im Staate, und wird darum von jenen alten Parteien noch wenig beachtet; aber während diese, nach Erreichung ihrer gemeinsamen Zwecke, sich gegenseitig aufreiben und abnutzen, während sie trotz aller ihrer schönen Worte langsam zerfallen und sich auflösen, weil ihnen der Lebensnerv zerschnitten, ist in jener eine geistige Grundlage für die Zukunft gewonnen und eine neue schönere Zeit für Belgien angebrochen — die, sittlich-volksthümlicher Wiedergeburt und volkseigener Entwickelung. Je weniger der junge Staat, von den alten Parteien und den äußern Verhältnissen hin und her geschaukelt, sich vorerst um diese, aus dem Innern quellende Bewegung bekümmert, desto mehr bleibt sie Volkssache, desto gewisser wird sie erstarken und im ruhig umbildenden und befreienden Gange ein geläutertes, reicheres Volksleben verbreiten. Von diesen volkseigenen Bestrebungen soll in den folgenden Abschnitten besonders die Rede sein, und ich will hier nur noch bemerken, daß von ihrem glücklichen Ausgang allein — und nicht, wie Hr. De Decker wähnt, von einem neuen künstlichen Zusammenleimen der alten Oppositionsparteien, die nur noch abstrakt in der Vorstellung leben — meines Erachtens das selbständige Bestehen Belgiens und die Nichtauslöschung seines Namens abhängen. Wäre der Kitt für zwei so verschiedene Parteien, wie Liberale und Katholiken, auch durch die Tugend selber geweiht, immer

bliebe er zu schwach, um darauf die dauernde Selbständigkeit eines Staats zu gründen, der mit den schwierigsten äußern Verhältnissen zu ringen hat. Ziehen wir diese noch näher in Betracht.

In der französischen Politik seit 1830 ist ein Plan sichtbar, der augenscheinlich die Feststellung des Hauses Orleans zur Grundlage hatte, und dessen beide Angelpunkte Belgien und Spanien waren. Während man in Spanien das System Ludwigs XIV. erneuerte — nur sollte die alte Legitimität der spanischen Bourbone das gleiche Schicksal erfahren, wie die alte Legitimität der französischen, eine neue Legitimität sollte sich auf die Throne beider Völker erheben — war in Belgien die Absicht, das Übergewicht der antifranzösischen Interessen zu brechen, welche 1814 das Königreich der Niederlande bilden halfen, und diese Absicht ist vorerst vollkommen gelungen. England stand hier auf französischer Seite, und Europa gab, obwohl ungern, nach; nur Rußland antwortete auf die Zertrümmerung des Königthums der Niederlande durch die Aufhebung der polnischen Verfassung — zwei Ereignisse, die Deutschland gleich schmerzhaft berühren mußten, eben so wie sechzehn Jahre später die Befestigung des französischen Einflusses in Spanien durch die Vermälung von Isabellens Schwester mit einem Orleans und die russische Antwort darauf, die Aufhebung der Republik Krakau, im Grunde zwei gegen Deutschland geführte empfindliche Schläge sind. Wie die französische Politik sich in Spanien entwickelte, zerfiel sie mit England, und eine Allianz ward erschüttert, die nicht bloß eine Düperie war, wie die Bonapartischen Erinnerungen proclamiren und die Legitimisten sagen, sondern der europäische Frieden. England hat sich dadurch bei Niemand, selbst nicht bei den Franzosen, Dank verdient, daß es, seinem eigenen Geiste in

Belgien zuwider verfahrend, dort Frankreich gegen das übrige Europa nachgegeben hat, um auf diesem Punkte zu Gunsten der französischen Politik vielleicht einen europäischen Krieg zu verhindern; es hat jene Allianz und den Frieden hierdurch nicht zu sichern vermocht. Frankreich hat dagegen seinen ersten politischen Sieg durch sein späteres engherziges Benehmen gegen Belgien zum großen Theil wieder verdorben, indem es Belgien durch Beschränkung seines Absatzes auf dem französischen Markte zu zwingen suchte, sich in das französische Douanennetz einschnüren zu lassen. Belgien bestärkte sich hiergegen in dem Beschluß: fest und kräftig Allen gegenüber seine Neutralität in politischer und commerzieller Hinsicht aufrecht zu erhalten. Es wollte ganz es selbst sein, jedem der Nachbarn befreundet, keinem mit Leib und Seele verschrieben. Zugleich suchte es mit großer Klugheit aus dem Wettkampfe, der in dem Augenblicke, wo Belgien seine Selbständigkeit errang, über diesen Staat zwischen Frankreich und Deutschland entstehen mußte, möglichst Vortheile zu ziehen. Denn Deutschland hat das wichtige Anliegen, die durch die Verträge von 1815 errichtete, 1830 niedergerissene Vormauer gegen die Seite von Frankreich so viel als möglich wieder herzustellen, freilich jetzt nur mit Hülfe von Handels- und Schifffahrtsverträgen, als dem Hauptmittel des Einflusses in unsern Tagen. Unser Handelsinteresse ist hierbei jedoch von nicht geringerem Gewicht, als das politische; beide hängen überhaupt untrennbar zusammen: der Zollverein muß über die vorliegenden hansischen, hannöverschen, niederländischen und belgischen Häfen mit verfügen, schon um in vielseitige Verbindung mit den überseeischen Ländern kommen zu können.

Belgien aber besitzt zur Durchführung eines eigenen volkswirthschaftlichen Systems auf die Dauer nicht die genügende

Größe. Das Gefühl hiervon, sowie die Eifersucht der mächtigeren Nachbarstaaten bewirken das Schwanken seiner Politik zwischen Deutschland und Frankreich, das besonders stark in den ersten Jahren hervortrat; gehn doch seine Bevölkerungselemente und Neigungen, seine Grenz- und Verkehrsverhältnisse zu dem einen und dem andern. Es machte heute an Preußen Versprechungen, morgen an Frankreich, um übermorgen seine Kreuz- und Quergänge von neuem zu beginnen. Es war dies weniger ein achselträgerisches Spiel des jungen Staats, als die natürliche Rolle des Schwachen, der sich den Bitten, den Bewerbungen, den Forderungen zweier Nachbarn ausgesetzt sieht, ohne ihnen anders als durch Geschmeidigkeit und Gewandtheit, und wo es noththut, durch List widerstehen zu können. Seit 1834 suchte Preußen Belgien zum Abschluß eines Handels- und Schifffahrtsvertrags zu bewegen; Belgien verweigerte die Unterhandlung nicht, nahm aber die preußischen Vorschläge nicht an, aus Furcht, Frankreich zu mißfallen: es suchte Zeit zu gewinnen, nahm morgen zurück, was es heute bewilligt hatte, verpflichtete sich für nichts Gewisses, wies nichts entschieden ab. Doch schien es im Jahre 1841 endlich zu einem Entschluß gekommen zu sein — bereits war ein Schifffahrts- und Handelsvertrag förmlich beregt — als es sich plötzlich wieder Frankreich zuwandte und die unvortheilhafte Linnenübereinkunft am 16. Julius 1842 unterzeichnete. Dieser Vertrag, der Belgien wenig nützte, verletzte zugleich auf brüske Weise die Anliegen des Zollvereins, und rief später von Seite desselben Repressalien gegen die belgische Eiseneinfuhr hervor. Fast um dieselbe Zeit entschloß sich Belgien, um endlich allen halben und schwankenden Verhältnissen auszuweichen, und für sich eine sichere, breite Grundlage zum Abschlusse von Handelsverträgen zu gewinnen, zu einem entscheidenden kühnen Schritte,

vor dem handelsmächtigere Staaten sich bisher gescheut hatten: es sprang mit einem Satze fertig in ein kräftiges System von Differentialzöllen hinein, angenommen am 21. Julius 1844 von der belgischen Kammer unter Nothomb's Ministerium. Dieses Gesetz, für welches sich auch diejenigen Mitglieder erklärten, die der Handelsfreiheit im Grundsatze huldigen, verletzte zwar vorzüglich deutsche und niederländische Handelsinteressen — französische berührte es kaum, weil Frankreich kein großes Schifffahrts- und Seehandelsinteresse in Belgien hat — allein ohne dasselbe würde weder der Vertrag vom 1. Sept. 1844 mit dem Zollvereine, noch der umfassende Vertrag von 1846 mit Holland bestehen: es hat bewiesen, zu welchen Zugeständnissen sich Holland entschließt, wenn auf seine Zähigkeit mit Zähigkeit geantwortet wird, denn die Begünstigungen, die Holland in seinen Colonien der belgischen Flagge gemacht hat, sind eine Begebenheit in seiner Handelsgeschichte.

Der Vergleich vom 1. September 1844, zugleich ein Schifffahrts-, Handels- und Durchfuhrvertrag, war der erste schöne Erfolg, den die preußische Diplomatie für den Zollverein auswärts errungen hatte, und ward fast allgemein in Deutschland wie in Belgien auf's freudigste begrüßt, noch weniger wegen der Vereinbarungen, die er unmittelbar enthielt, als wegen der Verheißungen und Hoffnungen, die sich daran knüpften. Außer den besonderen wechselseitigen Zugeständnissen erweiterte er beiderseits die Durchfuhrfreiheit, der Transit auf der rheinisch-belgischen Eisenbahn ward hin und her ganz frei, er erhob Antwerpen und Ostende auch zu Stapel- und Seeplätzen des Zollvereins, machte diesem die holländischen Häfen entbehrlicher, und nöthigte Holland daher, den früher so belästigten Verkehr auf der Rheinstraße zu erleichtern. Belgien trat seinerseits wieder in die Überlieferun-

gen seiner Geschichte, in die Vortheile seiner Seelage, und in die naturgemäßen Bedingungen seiner Wohlfahrt ein. Nichts fehlte mehr zur vollkommenen Gleichstellung und Verschmelzung beider Flaggen als eine Ausnahme, betreffend die mittelbaren Einfuhren, und auch diese mußte fallen, wenn, wie in dem Vertrage angedeutet schien, der Zollverein endlich zur Einführung eines Systems der Unterscheidungszölle sich entschloß. Mit dieser Erweiterung ward der Vertrag fortan nicht nur die dauernde Grundlage des belgisch-deutschen Seehandels, sondern er mußte alsdann nothwendig auch zu einem halben Dutzend anderer Verträge, die er in sich trug, für Erweiterung und Abrundung des Zollvereins führen, ja er konnte, wie einige französische Deputirten und Pairs zu besorgen anfingen, die Brücke und Handhabe werden zum allmähligen Anschluß Belgiens selbst. Wer weiß, wäre jene Bedingung damals gleich in Erfüllung gegangen, hätte der Zollverein zum Schutze seiner Flagge, seines direkten Seehandels und seiner Industrie ein kräftiges System von Unterscheidungszöllen eingeführt, worauf ich in meiner Schrift: „Belgien in seinen Verhältnissen zu Frankreich und Deutschland, mit Bezug auf die Frage der Unterscheidungszölle für den Zollverein" *) mit all meiner Kraft drang — wer weiß, ob nicht heute schon der deutsche Handelsbund das offene Meer erreicht, und die so wünschenswerthen Abrundungsverträge abgeschlossen hätte, ohne, wie jetzt, die höhnende Zurücksetzung erfahren zu haben, welche Holland in seinen Verträgen mit Belgien und mit Rußland uns zugefügt hat. Leider ward die Bedingung nicht erfüllt, der Septembervertrag blieb ohne Entwickelung, auf die Jedermann gehofft hatte,

*) Stuttgart und Tübingen, 1845.

und fast alle seine Folgen, um die wir ihn so willkommen geheißen, gingen verloren.

Frankreich, das damals seine Niederlage bekannte, hat sich von der erlittenen Schlappe bereits wieder völlig erholt. Der harte Stoß ist durch unser Nichtsthun, ohne eine Wunde zurückzulassen, von ihm abgeglitten, und das hat ihm nichts mehr als einige schlaue Zugeständnisse gekostet, die in Wahrheit keine Zugeständnisse sind. Nur dem prohibirenden Einfluß, den die Verbrüderung der besonders begünstigten Gewerbe in Frankreich übt, ist es zuzuschreiben, daß auch der Entwurf zu einem Zollverbande zwischen Frankreich und Belgien sich noch nicht verwirklicht hat, vielmehr zu den kleinlichen Verhältnissen der Verträge von 1842 und 1845 zusammengeschrumpft ist. Werfen wir einen Blick auf die neue Lage.

Bekanntlich hatte der Kaiser Napoleon die Summe von einer Million Fr. als Preis für die Erfindung einer Maschine ausgesetzt, welche das Flachsspinnen mit der Hand ersetzen könnte. Der Ingenieur v. Girard kam gegen das Ende der Kaiserregierung zum Ziele, die Erfindung war vollständig, ließ auch das Zusammengreifen der einzelnen Stücke noch viel zu wünschen übrig; einige Flachsspinnereien wurden gegründet. Im Jahre 1824 eröffnete ein Engländer, der dieselben in Frankreich studirt und dann in der Einrichtung verbessert hatte, in Leeds die erste englische Hanf- und Leinenspinnerei auf mechanische Weise; sechs Jahre später, 1830, besaß England deren eine große Zahl, und es begann seine Garne nach dem Festlande auszuführen, denn es konnte seine Maschinengarne um 30 Proc. wohlfeiler als die andern, und dennoch zu hohen Preisen verkaufen, so daß die ersten Anlagekapitalien für die Fabriken binnen wenigen Jahren getilgt wurden. Zudem verbot England die Ausfuhr der neuen Ma-

schinen, und der Continent vermochte sich dieselben selbst auf dem Wege des Schleichhandels bis 1836 nur unvollständig zu verschaffen, wo man endlich dahin gelangt war, sie in gleicher Vollkommenheit herzustellen. In Frankreich vermehrten sich nun die mechanischen Flachsspinnereien, die natürlich immer kräftiger auf Schutz gegen die britische Einfuhr drangen. Denn diese war von 3000 Kilogr. im Jahre 1830 auf fast 500,000 Kil. 1833, auf 2 Mill. Kil. schon 1836, und gegen 1842 sogar bis auf 11 Mill. Kil. gestiegen. Ein Gesetz vom 6. Mai 1841 brachte die französische Zolltarifirung der Garne und Leinwand in Einklang mit den Interessen, welche die Maschinenspinnerei hatte entstehen lassen, doch betrugen die Schutzzölle erst 11 bis 20 Procent; eine Verordnung vom 26. Junius 1842 verdoppelte dieselben. Mit Belgien gestaltete sich das Verhältniß anders. Dort hatte, während England sich mit einem neuen Gewerbzweige bereicherte, das Spinnrad, wie in Frankreich, an Boden verloren. Von 1830 bis 1836 fiel die Ausfuhr von belgischem Leinengarn nach Frankreich auf die Hälfte, doch erhob sie sich bis 1842 wieder etwas, bis auf 550,000 Kil., da mittlerweile auch dort die Maschinenspinnerei Wurzel gefaßt hatte. Wenn die britische Concurrenz dem französischen Linnengewerbe verderblich zu werden drohte, so konnte dies in keiner Weise von Belgien gelten, dessen Einfuhr bei weitem nicht die alte Höhe wieder erreichte. Dennoch mußte Belgien die Gunst, daß für seine linnenen Erzeugnisse die französischen Zölle vom 6. Mai 1841 aufrecht erhalten wurden, mit schweren Opfern in der Übereinkunft vom 13. Juli 1842 erkaufen. Allerdings vermehrte sich die belgische Ausfuhr an Maschinengarn nach Frankreich 1845 bis auf 2 Millionen Kil., während die britische Garneinfuhr von 11 auf 4 Millionen Kil. herabsank; allein die belgische Ausfuhr an Geweben, die

Hauptsache für die kleinen Ackerleute und Weber in Flandern, sank weit unter die frühere Höhe. Dennoch hat Belgien die Erneuerung des Vertrags von 1842 durch die Übereinkunft von 1845 nur mit neuen Opfern und unter bedeutenden Beschränkungen erlangen können: die belgischen Garne sind zu dem Ausnahmezoll des alten Vertrags — 16 Fr. statt 38 Fr. des allgemeinen Tarifs — nur bis zur Concurrenz von 2 Millionen Kil. zugelassen, über 2 Millionen wird dieser Zoll um die Hälfte jener zu Gunsten Belgiens bestehenden Differenz, also auf 27 Fr., erhöht, über 3 Millionen endlich auf 32½ Fr. Mit anderen Worten: die belgische Garneinfuhr in Frankreich ist auf 2 Mill. Kilogr. beschränkt *). Was die Leinwand betrifft, so sank die aus England nach Frankreich eingeführte von 1,820,000 Kil. im Jahre 1842 auf 528,000 im Jahre 1843, und auf 260,000 im Jahre 1845; und Belgien, das in der Periode von 1830 bis 1838 noch jährlich an 4 Millionen Kil. nach Frankreich geschickt hatte, setzte dahin seit 1843 trotz der Übereinkunft von 1842 jährlich nur etwas über 2 Mill. ab. Dennoch läßt der neue Vertrag den mildern Zoll nur für die Leinwand bis zu 3 Millionen Kil. bestehen, für die Einfuhr darüber hinaus kommt der allgemeine Zoll in Anwendung. Dagegen mildert der Vertrag von 1845 verschiedene Zollsätze des belgischen Tarifs zu Gunsten der französischen Erzeugung bis um 25 Procent, wodurch nicht nur die gleichen deutschen Industriezweige in Nach-

*) Hat doch die Leinenindustrie sich in Frankreich seit 1842 verdoppelt! Die Maschinenspinnerei ist in Frankreich um 100 Proc., in Belgien noch nicht um 50 Proc. gewachsen; im Jahre 1842 arbeiteten dort 90,000 Stühle, 1846 aber 200,000. Die französische Ausfuhr an Seidenwaaren, an Wollen- und Baumwollengeweben nach Belgien ist seit 1842 um 20 Proc. gewachsen; auch der Verbrauch an französischen Weinen hat sich in Belgien vermehrt.

theil gestellt, sondern selbst auch wichtige belgische Gewerbsinteressen, zumal verschiedene Zweige der Wollenmanufakturen, bedroht werden. Welch ein Löwenvertrag!! Dessenungeachtet waren die Besitzer von Maschinenspinnereien im Norden Frankreichs noch nicht zufrieden; besonders tadelten sie, daß man den Vergleich auf sechs Jahre — eine gar lange Zeit im Jahrhundert der Maschinen — abgeschlossen habe. „Wir haben," erwiderte Hr. Guizot, „den Bestand des Vertrags vorzüglich aus einem politischen Grunde gleich auf so lange ausgedehnt. Man soll ja nicht glauben, daß Deutschland, und vorzüglich Preußen, nicht immerwährend Anstalt machen, Belgien zu sich herüberzuziehen. Diese Anstrengungen haben seit einiger Zeit einen ganz eigenthümlichen Charakter angenommen; man hat die Absicht, Antwerpen zu einem Mittelshafen zwischen dem innern Deutschland und den fernen Märkten zu machen. (Ist es das nicht schon von Natur?) Die deutschen Staatsmänner thun alles, um zum Gebrauche dieses Antwerpener Weges zu gelangen (der freilich für die Franzosen nicht gelegen ist). Wir müssen Deutschland muthlos machen. (Hört's, Deutsche und Belgen!) Dies kann nicht geschehen, wenn die Vortheile, die wir Belgien gewähren, von zu kurzer Dauer sind; Deutschland muß glauben, daß unsere Handelsbeziehungen mit Belgien eine gewisse feste Dauer haben, gleichsam fixirt sind. Glaubt es diese Beziehungen seien nur vorübergehend, so werden sich die Anstrengungen und Hoffnungen Deutschlands verdoppeln." — Dennoch glauben wir, daß die Verbindung zweier Staaten, so lange sie bloß auf einem Vertrage, wie der von 1845, beruht, den der belgische Landtag nur in einer Art Muthlosigkeit und unter dem Noth- und Hülfsgeschrei der vlämischen Weber genehmigt hat, keinen sichern Grund und daher auch keine Dauer haben kann. Die belgische Reprä-

sentantenkammer nahm nach den bittersten Ausstellungen den Vertrag zuletzt nur mit 35 gegen 22 Stimmen an, während der Septembervertrag mit dem Zollverein beinahe alle Stimmen der Deputirten und Senatoren für sich vereinigt hatte, ebenso der neue, für Belgien sehr günstige Vertrag mit Holland. Die Mehrheit selbst nahm ihn mit dem stillschweigenden Vorsatz an, ihn nach Ablauf der sechs Jahre nicht noch einmal unter den jetzigen erschwerenden Bedingungen zu erneuern; als Hr. Osy von Antwerpen andere Mittel vorschlug, um dem Leinengewerbe wieder aufzuhelfen, besonders Prämien für die Ausfuhr im Betrage von 1½ Millionen Fr., um welche die Aufhebung der Übereinkunft die öffentlichen Einkünfte vermehren würde, da meinte sie sogar: diese Mittel zur Belebung der überseeischen Ausfuhr könne man immerhin auch neben dem Vertrage anwenden und diesen dadurch vielleicht binnen kurzer Zeit entbehrlich machen. Die starke Minderheit dagegen hielt ihn für doppelt unglücklich, indem er das alte erschütterte Leinwandgewerbe nicht rette und die Wollenindustrie zugleich beeinträchtige — eine Industrie, die schon in früheren Epochen den Wohlstand des Landes begründet, und die, jetzt eben in neuem, raschem Aufschwung fast in allen Landestheilen begriffen, für den Theil des Linnengewerbes, der nicht mehr zu retten, indem die Handarbeit unmöglich mit der Maschine wetteifern kann, vollen Ersatz zu bieten verspricht.

Etwas Anderes freilich ist eine völlige Zollvereinung Belgiens mit Frankreich. In diesem Gedanken der französischen Politik scheinen selbst manche Belgen das alleinige Heil ihrer Industrie zu sehen. Kein Zweifel, daß bereits förmliche Unterhandlungen über einen französisch-belgischen Zollverein gepflogen und gegenseitige Bedingungen gestellt worden sind; die Versuche fanden unter Hrn. Guizot und Grafen Molé Statt, wie unter Hrn.

Thiers; noch im Jahre 1842 legte der Minister Humann den Entwurf eines solchen Vertrages vor, den die belgischen Unterhändler jedoch nicht annehmen zu können glaubten, wegen der Bedingungen, die mit der Nationalität und Verfassung unverträglich schienen. Belgien hätte in Allem, was Zollgesetzgebung und Verträge betrifft, auf sein Recht zu Gunsten der französischen Kammern und der französischen Regierung verzichten müssen. Würde diese Bedingung thatsächlich aber nicht immer eintreffen, wie der Vertrag schriftlich auch abgefaßt sein möchte, der Belgien mit seinen vier Millionen Einwohnern und seiner besondern Seehandelslage an das Zollsystem Frankreichs mit seinen fünfunddreißig Millionen Einwohnern und seiner Centralisation schmiedete? Der belgische Minister des Auswärtigen, Dechamps, hat sich ungefähr also ausgedrückt: Die belgische Regierung halte so wenig als die französische eine alsbaldige Zollvereinigung für möglich; sie wolle und könne sich in diesem Augenblicke nicht für die Zukunft verpflichten; doch könne „eine derartige Combination in der Zukunft unter gewissen Umständen und mit gewissen Bedingungen möglich werden." Nun, ich begreife nicht, wie ein belgischer Staatsmann, der auf die nationale Selbständigkeit seines Landes etwas hält, im Ernst an eine Zollvereinung Belgiens mit Frankreich denken sollte, da dieselbe einmal durchaus nicht in der natürlichen Lage Belgiens begründet ist, und da sie andrerseits die politische Verschmelzung Belgiens mit Frankreich, d. h. seine nationale Selbstauflösung, herbeiführen müßte. Kann Belgien nicht für sich allein ein Handelssystem durchführen, bedarf es in volkswirthschaftlicher Hinsicht eines Stützpunktes, so dürfen ihm diesen, will es sich politisch nicht selbst wieder aufgeben, will es seine Nationalität nicht von Grund aus vernichten, nur seine östlichen Nachbarn, Niederland und Deutschland, bieten. Bis

jetzt haben die belgischen Staatsmänner, was sie mitunter auch sprechen zu müssen meinten, um Empfindlichkeiten zu schonen, doch immer noch ein System bei Abschluß ihrer Verträge befolgt, welches auf derselben Überzeugung beruht; sie hatten dabei stets im Auge: jedem Handels- und Industriezweig abwechselnd mittelst Differenzzöllen die Vortheile zu gewähren, welche man für einzelne vielleicht in einer Zollvereinigung mit dem Nachbarlande zu finden hoffen kann. Hierfür ist der Vertrag mit Holland vom 29. Julius 1846, der den aus dem belgischen Differentialzollgesetze erwachsenen Streit beilegt, ein neuer schlagender Beweis.

Während der deutsche Handels- und Gewerbsstand sich seit Jahren vergeblich um ein Differentialzollsystem bemüht, als das einzige Mittel, Holland zu zwingen, den deutschen Fabrikaten Zollerleichterungen zu gewähren für den großen Markt, den Deutschland seinen Colonialwaaren bietet, veranlaßt Belgien durch ein solches consequent durchgeführtes System Holland, ihm nicht nur in Ansehung des Handels und der Schifffahrt mit Java bedeutende Zugeständnisse zu machen, sondern überhaupt in Ansehung der Einfuhr von belgischen Manufakturwaaren, besonders solchen, in welchen der Zollverein bisher concurrirte, Differentialzölle gegen alle andere Länder, also auch gegen den Zollverein, einzuräumen *). Art. 15 dieses Vertrages gestattet den belgischen

*) So gesteht Niederland auf eiserne Werkzeuge und Geräthschaften aus Belgien eine Zollermäßigung von 4 Proc., auf Leder, Gewebe von Leinen und Baumwolle eine solche von 2 Proc., auf wollene Tuche eine Ermäßigung von 15 Fl. für den metrischen Centner zu. Wenn es schon früher manchen vereinsländischen Gewerbzweigen in Eisen, Baumwolle, Leinen, ebenso wie den Ruhrkohlen, deren Verfuhr den Rhein belebt, schwer geworden, auf den holländischen Märkten mit den Erzeugnissen von Verviers, Lüttich, Gent und Westflandern zu wetteifern, so wird es nach jenen Vertragsbestimmungen nahezu unmöglich. Das neue ungünstige Verhältniß wird für uns noch durch

Schiffen 8000 Tonnen (4000 Last zu 4000 Pfund) Colonialwaaren von Niederländisch-Ostindien nach Belgien auszuführen, und zwar zu denselben Abgaben, wie die nach den Niederlanden fahrenden niederländischen Schiffe zu entrichten haben, außer einer Zulage von 11 Proc. vom Zoll; während also die übrigen fremden Völker durch eine Differentialabgabe von 100 Proc. des Zolls unter holländischer Flagge verhindert werden, in eigenen Schiffen Colonialwaaren aus Java nach ihren Häfen auszuführen, wird dieses Privilegium fortan bis zu einem gewissen Maße den Belgen mit eingeräumt. Dieses Zugeständniß bildet zwar einen Theil der Äquivalente für die Erlaubniß, 140,000 Ctr. Javakaffee aus den Niederlanden zu einem nur um 11 Proc. höhern Zolle einzuführen, als die direkt aus den Productionsländern kommenden belgischen Schiffe zu entrichten haben; allein der Zollverein läßt sogar allen Kaffee aus den Niederlanden zu derselben Eingangsabgabe, wie den direkt aus den Erzeugungsländern auf vereinsländischen Schiffen eingehenden zu, er gestattet Holland die Einfuhr zu gleichen Bedingungen vermittelst des Rheins, der Weser, der Elbe und Oder, auf eigenen und auf fremden Schiffen. Dennoch erhebt Niederland nun in Java z. B. bei der Ausfuhr von Kaffee nach Belgien, auf belgischen Schiffen nur 7 Fr. 52 C. (auf eigenen Schiffen nach dem Mutterland 6 Fr. 78 C.),

---

die Syndikatsgebühren, die Holland nach einem veränderlichen Procentsatze auf die Zollgefälle schlägt, durch Gebühren für Verification, Spedition 2c. gesteigert. Ebenso bewilligt Belgien zu unserm Nachtheil: vom Rheine kommendes vereinsländisches Holz soll, auf niederländischen oder belgischen Schiffen in Belgien eingeführt, ungesägt 2 Fr., gesägt 9 Fr. pro Tonne zahlen, auf deutschen Schiffen 5 resp. 12 Fr.; Getreide aus Limburg hat in Belgien nur ein Viertel des allgemeinen Eingangszolls zu entrichten. Der intelligente rheinische und süddeutsche Handels- und Gewerbsstand hat natürlich lebhafte Beschwerden erhoben.

dagegen nach dem Zollverein auf vereinsländischen Schiffen 13 Fr. 57 C. von 100 Kil.; bei der Ausfuhr von Zucker unter niederländischer Flagge 2 Fr., unter belgischer 2 Fr. 22 C., unter deutscher 4 Fr.; bei der Ausfuhr von Reis bez. 18 und 34 Fr. Während Niederland in Belgien ungünstiger behandelt wird als im Zollverein, wird dieser in Niederland und seinen Colonien ungünstiger behandelt als Belgien, ja Niederland verpflichtet sich durch Art. 24. des Vertrags ausdrücklich, dieses Verhältniß ohne neue gleich werthvolle Zugeständnisse seitens des Zollvereins nicht zu ändern! Häufig behalten sich die Vertragenden vor, ohne oder mit Gegenleistung in den Genuß der größern Begünstigungen einzutreten, welche einer von ihnen später einem andern Lande gewähren möchte; der Fall hingegen, daß sie sich im voraus für künftige Verträge mit Dritten freiwillig die Hände binden, ist kaum erhört. Ja, die niederländische Regierung, die nichts gelernt und nichts vergessen zu haben scheint, gefiel sich darin, dem Zollvereine den Handschuh hinzuwerfen, entweder weil sie glaubte, das zerspaltene Deutschland werde sich doch nicht dahin verständigen, ihn aufzunehmen, oder weil sie in dem Wahne steht, Deutschland werde stets ihre Colonialerzeugnisse kaufen, weil es dieselben anderwärts nicht billiger und besser (aber doch mit unendlich größeren Vortheilen) haben kann. Das ist ein wahrer Hohn gegen jene Staatsmänner des Zollvereins, die, mit Abweisung der Differentialzölle, Holland bisher mit so vieler Zärtlichkeit behandelt haben.

Nicht weil Holland Belgien, das ohne Colonien wie wir, ein guter, verhältnißmäßig viel verbrauchender Kunde für die holländischen Colonialerzeugnisse ist, gegen Frankreich, England, Spanien bevorzugt, da diese Staaten gleichfalls den Handel mit ihren Colonien möglichst zu monopolisiren suchen, erheben wir

einen Vorwurf gegen die holländische Handelspolitik. Im Gegentheil wir finden solches naturgemäß und können aus politischen Gründen eine freie, innige Wiederannäherung Belgiens an Holland nur wünschen, indem Belgien dadurch offenbar vor den gar zu vertraulichen Umfassungen Frankreichs, die seine Freiheit gefährden, mehr geschützt wird. Nur ist es unerhört, daß die holländische Regierung nicht gleichzeitig dem deutschen Schifffahrtsverkehr und direkten Handel ein entsprechendes Zugeständniß gewährt, ja daß sie dem Zollverein die Opfer aufbürdet, mit welchen die belgischen Zugeständnisse erkauft werden mußten. Dieser monströse Gedanke konnte freilich nur von einem System erzeugt werden, welches, wie es in einer vortrefflichen rheinischen Denkschrift *) an den preußischen Finanzminister v. Düesberg sehr wahr heißt, Jahrhunderte lang um ein stammverwandtes Volk zu seinem Vortheil auszubeuten den deutschen Handel durch Absperrung des Rheins lähmte, und dieses für Deutschland schmähliche Verfahren sofort wieder anzuwenden bemüht war, als es kaum durch den Sieg der deutschen Waffen wieder einen Boden für seine Wirksamkeit gewonnen hatte. Erst nach sechzehnjährigen Unterhandlungen und nachdem die Central-Schifffahrtscommission 514 Sitzungen abgehalten hatte, gelang es unter dem Einflusse der Ereignisse von 1830 die Hartnäckigkeit des factischen Unrechts zu beugen, und auch dann noch ließen die deutschen Regierungen sich den in der Einleitung der Übereinkunft vom 31. März 1831 ausdrücklich niedergelegten Vorbehalt: „daß diese Verständigung den beiderseits behaupteten Rechten und Grundsätzen in keiner Art Eintrag thun solle", mithin die Aufrechthal-

*) Verfasser derselben ist der gefeierte rheinische Landtagsabgeordnete Herrmann v. Beckerath aus Crefeld.

tung des Princips gefallen. Diese deutsche Langmuth, die sich bisher noch zu keiner Repressalie gegen Niederland verstehn wollte, hat dahin geführt, daß das große Deutschland ohne weiters gegen das kleine sich wehrende Belgien auf das auffallendste zurückgesetzt wird. Früher ward unsern billigen Wünschen auf Berücksichtigung unsres Fabrikatenabsatzes auf dem holländischen Colonialmarkte gewöhnlich entgegengehalten, die holländisch-britischen Verträge machen solche Zugeständnisse unmöglich; der belgisch-holländische Vertrag liefert einen schlagenden Gegenbeweis. Wir müssen, beschämend freilich für unser Nationalgefühl, uns gestehn, daß Hollands Verfahren als ein Ausfluß derjenigen Politik erscheint, welche des Gegners Schwäche benutzend die Hand nach allem ausstreckt, was ihr erreichbar scheint, daß mithin die Regierung eines kleinen Staats unsern Bundesverein, diesen Inbegriff edelster deutscher Nationalkraft, als einen schwachen Staat betrachten und so wenig fürchten durfte, daß sie für erreichbar hielt, auf Kosten deutscher Wohlfahrt den Flor des eigenen Landes zu fördern! Nimmt Deutschland auch diese auffallende Demüthigung geduldig hin, weiß der Zollverein — in oder ohne Gemeinschaft mit den andern norddeutschen Staaten — durch energische Repressalien Holland nicht zu nöthigen, dem deutschen Handel die angemessenen Zugeständnisse zu bewilligen, und betritt er damit nicht endlich die längst herbeigesehnte segensvolle Bahn einer kräftigen nationalen Handelspolitik — dann, ach, sprechen wir lieber nicht mehr von einer deutschen Politik gegen das Ausland, um unsere Schwäche, unsern Kleinmuth nicht noch selber zur Schau zu tragen, denn alsdann besteht kein Zweifel mehr, daß es jedem fremden Staate, und sei er sonst noch so abhängig von Deutschland, völlig unverwehrt ist, unsere Handelsanliegen auf beliebige Weise zu beeinträchtigen und dem

Schaden noch den Hohn hinzuzufügen. Das bedeutendste niederländische Blatt meinte mit Bezug auf die rheinischen Denkschriften über jenen Vertrag wegwerfend: man brauche auf dergleichen Äußerungen nicht viel zu geben, denn in Deutschland folge dem Worte nicht leicht die That. Und ein anderes holländisches Blatt sagte bei Besprechung des im September 1840 zwischen Holland und Rußland abgeschlossenen Vertrags, in welchem sich auch ein Jusqu' à, d. h. niederländische doppeldeutige Diplomatie, vorfindet, indem es an das Jusqu' à la mer erinnerte: „damals jedoch hatten wir es mit dem geduldigen Deutschland zu thun, welches sich, wie ungern und wie brummend auch, fügte; jetzt aber stehn wir einer ganz andern Macht gegenüber, welche das Jusqu'à nach ihrem Vortheil auslegen wird. Doppelsinnige Ausdrücke zu gebrauchen mag klug heißen, wenn man der Stärkere ist; bei dem Schwächern ist es entweder Thorheit oder schändliche Verwahrlosung der Landesanliegen".

Um den Art. 24 des belgisch-holländischen Vertrags, der Holland vorschreibt, die Vergünstigungen, die es auf unsere Kosten Belgien gewährt hat, andern Staaten nur unter entsprechenden Gegenleistungen zu gewähren, unsrerseits zu umgehn, dazu werde, hat man von Berlin aus gesagt, weiter nichts nöthig sein, als daß der Zollverein vorerst den Holländern etwas nehme, um es ihnen demnächst als Gegenleistung zurückzugeben. Ganz gut! Ist es in Wahrheit jedoch nicht umgekehrt vielmehr Holland, das diese Politik befolgt und sich fortwährend bemüht durch Verträge und Differentialzölle Nachtheile gegen uns anzuhäufen, die es später als Zugeständnisse von seiner Seite geltend machen kann, während wir die Hände müßig im Schooße halten? Holland schien sich im Principe gegen ein Differentialzollsystem zu wehren, in welches Belgien mit einem kühnen Satz hineinsprang;

nur in den Colonien hat es zu Gunsten seiner Flagge und Erzeugung bedeutende Unterscheidungszölle, die obendrein das Monopol der Handelsgesellschaft verstärkt; im Mutterlande wäre, in Betracht seiner heiklen Lage, ein solches System kaum als Ganzes, zumal gegen Deutschland, durchzuführen gewesen. Nun aber, da es sich überflügelt zu sehen fürchtet, hinkt es mittelst Handelsverträgen nach, und scheint zu glauben, durch ein paar Kunstgriffe ganz unbemerkt, und ohne Deutschland aus seiner Ruhe zu wecken, auch in das Differentialzollsystem hineinschlüpfen zu können. Der holländisch-belgische und der holländisch-russische Vertrag sind eine neue mittelbare Aufforderung an den Zollverein, nicht länger mit Einführung von Unterscheidungszöllen zu zögern, und diesen Schritt entschieden in der Weise wie Belgien zu thun, weil er ja nicht, wie Holland, die Handelsmächte zu schonen, vielmehr überall sich über sie zu beschweren, in Europa von der Gibraltarstraße bis an den Sund, in Asien wie in Amerika Hintansetzungen und Kränkungen zu beseitigen und zu rächen hat. Wenn wir endlich einmal handeln wollen, dann gescheh' es mannhaft und ganz; Halbheit ist nirgends zu etwas nütze.

Die Zollvereinsregierungen müssen sich endlich überzeugen, wie man kleinen und großen Staaten, Belgien wie Rußland, von allen Seiten entgegenkommt, wenn sie sich nur zu wehren verstehn, und wie man, klein und groß, immer nur auf diejenigen lospaukt, die geduldig auf sich herumtrommeln lassen. Frankreich behandelte bisher die russischen Schiffe so ungünstig als die deutschen; seit jedoch der bekannte Ukas einen kräftigen Differenzzoll eingeführt, krümmen selbst die Franzosen den stolzen Rücken gegen Rußland, während sie noch keine Miene machen, den deutschen Flaggen die Rechte zu bewilligen, die wir der französischen im reichsten Maße zugestehn. Österreich und andere

Staaten sind gefolgt, um sich gegen die russische Maßregel sicher zu stellen. Wie, sollten wir Deutschen wirklich noch von den Kosacken in die Schule genommen werden müssen? Niederland suchte um jeden Preis die Ungunst jenes Ukases von sich abzuwehren und willigte so zu sagen in alle russischen Forderungen ein. Der Vertrag stipulirt im Grunde nur einen Vortheil für Niederland, indem dessen Schifffahrt das Recht der Gleichstellung mit der Nationalflagge in russischen Häfen erhält, gleichviel von wo sie die Güter bringt bei der Einfuhr und wohin sie sie verführt bei der Ausfuhr, während die russische Flagge nur die Gleichstellung mit der nationalen in niederländischen Häfen für die Einfuhr von oder die Ausfuhr nach dem Gebiete des russischen Reichs findet. Dagegen erschließt er den russischen Schiffen die Küstenfahrt in Niederland unter denselben Bedingungen wie der Nationalflagge, ohne daß den niederländischen Schiffen die russische Küstenfahrt vergönnt wird. Sodann sollen die russischen Schiffe, aus einem russischen Hafen kommend und mindestens zur Hälfte beladen mit Flachs, Hanf, Holz, Fisch, Theer und Pech (d. h. den Hauptausfuhrprodukten Rußlands, folglich wird die Gunst so zu sagen allen russischen Schiffen zu Theil werden), eine Verminderung von 20 Procent auf die Lootsengelder genießen; — es ist wohl selten geschehen, daß Lootsengelder, gewöhnlich zu besondern Zwecken bestimmt und eigene Fonds ausmachend, als Unterhandlungsmittel benützt und darin einer fremden Flagge so bedeutende Vergünstigungen zugestanden werden. Ferner soll, außer dem Abzug von 2 Fl. per Last von den Einfuhrzöllen zu Gunsten der Nationalflagge, Getreide mit russischen oder niederländischen Schiffen aus russischen Häfen eingeführt, noch eine außerordentliche Verminderung von 10 Procent jener Zölle erhalten. Was werden die durch Rußland

schon so schwer bedrängten preußischen Ostprovinzen zu dem allen sagen *)? Weiter sollen die Erzeugnisse des Bodens und Gewerbfleißes von Rußland, bei deren Einfuhr in den niederländischen Kolonien, aller der Vortheile und Begünstigungen theilhaft werden, welche jetzt den Erzeugnissen jeder andern meistbegünstigten europäischen Nation bereits verliehen sind oder für die Zukunft noch verliehen werden könnten, auch sollen die russischen Schiffe in den Colonien als die der meistbegünstigten Nation behandelt werden. Ist es nach solchen Bestimmungen **), die sich in den Verträgen Hollands mit England, Belgien und Rußland im Wesentlichen wiederholen, nicht bloß noch eine Täuschung, wenn man auf deutscher Seite glaubt, Niederland vermöge dem Zollvereine noch irgend wichtige besondere Begünstigungen in seinen Colonien zuzugestehn, an welchen jene drei Länder nicht theilnähmen? Dazu kommt dann noch das Monopol der niederländischen Handelsgesellschaft, als Stütze der innern und äußern Regierungspolitik.

Wenn England seine Stärke, seine Freiheiten und Glücksgüter zum großen Theil dem verfassungsmäßigen Einfluß seiner Aristokratie der Landbesitzer verdankt, als einer Klasse, in deren Kreisen vielleicht am meisten der wahre Geist der Erhaltung sitzt, verbunden mit Unabhängigkeit und Würde, so stellt sich in Nie-

*) Nach dem neuen niederländischen Korntarif bezahlt Weizen 8 Fl., Roggen 6 Fl. per Last; russisches Getreide, auf russischen oder niederländischen Schiffen eingeführt, entrichtet daher nur bez. 6 und 4 Fl. weniger 10 Procent des Zolles. Dieser Vortheil benachtheiligt sowohl die preußische Schifffahrt als den preußischen Landbau.

**) Ich übergehe die Zusatzartikel des Vertrags, in denen Rußland wieder bedeutende Ausnahmen zu seinen Gunsten von den Bestimmungen in den Hauptartikeln diktatorisch festsetzt, so daß sie von seinen Zugeständnissen wenig mehr übrig lassen, und die holländische Nachgiebigkeit wahrhaft befremden muß.

derland der Einfluß der Geldaristokratie in ganz anderm Lichte dar, indem zwar auch in diesem Kreise ein gewisser Geist der Erhaltung waltet, der aber mit Unabhängigkeit und Würde wenig gepaart und von Uneigennützigkeit weit entfernt ist. Für den, der die holländischen Verhältnisse kennt, konnte kein Zweifel darüber bestehn, daß die niederländische Handelsgesellschaft nach Ablauf des ersten 25jährigen Zeitraums ihres Bestehens (seit 1824) die Verlängerung ihrer Dauer beschließen, und daß sie vorerst selbst noch im Besitze des Monopols bleiben werde, das sie bisher genossen und gegen welches der deutsche Handel, selbst im Bunde mit dem niederländischen Privathandel, immer vergeblich angekämpft hat. Man rühmt ihr sehr wichtige Leistungen nach, ich selber habe diese vor längerer Zeit, als ich eine deutsche Handelsgesellschaft in Vorschlag zu bringen mich erkühnte, ins Licht zu heben gesucht. In der That, sie hat eine Reihe von Jahren hindurch der niederländischen Rhederei Aufschwung verliehen, den wichtigen Schiffbau empor gebracht, den Handel mit den niederländischen Colonien englischen Händen entrissen und zum Aufkommen ganz neuer Zweige des niederländischen Gewerbfleißes beigetragen. Seit den letzten Jahren indeß hat sich das geändert, und man sieht hier wiederum, daß eine Form, die für eine Zeit gut ist, darum noch nicht für jede taugt, daß ein für den Anfang wohlberechnetes Mittel des Aufschwungs mit der Zeit, wenn es sich nicht fortwährend nach dem wechselnden Bedürfnisse umgestaltet, ein verderblicher Hemmschuh werden kann. Der stark Gewordene wirft, wenn er seine Kräfte fühlt, die Krücke die ihn gestützt, weg, weil er sich so bequemer bewegt. Die Handelsgesellschaft ist binnen wenigen Jahren das in mancher Hinsicht für Holland gewesen, was das consequent durchgeführte Schutzsystem für England war, und wie dieses Volk mit

jenem praktischen Takte, der nur den an Freiheit und Öffentlichkeit gewöhnten und sie immerfort übenden Nationen sich anbildet, für sich die Zeit gekommen glaubt zum freien Handel überzugehen, so rückt für Niederland der Tag heran, wo es sich von dem Monopol der Handelsgesellschaft wieder loswinden muß.

Übrigens werden die Mittel, welche die niederländische Handelsgesellschaft zur Belebung der Schifffahrt anwandte, durch Abschaffen ihres Monopols nicht aufhören fortzuwirken. Alle die ostindischen Erzeugnisse, welche die Regierung, als der Hauptpflanzer und große Kaufmann auf Java, vertragsmäßig in ihre Hand legt, ist die Matschappy verbunden auf niederländischen Schiffen ins Mutterland zu senden und dort im Großen zu verkaufen gegen hohe Vergütung. In Wahrheit ist sie mithin bloß der bevorzugte Handlanger dieses für den niederländischen Schatz blühenden Geschäfts, nicht die Ursache der Blüte. Wenn an die Stelle der einen bevorzugten Hand viele wetteifernde Privathände träten, so würde dadurch für die Regierung nichts gestört, zugleich aber für das Ganze gewonnen werden. Was die Gesellschaft in der Industrie künstlich hervorgerufen, halten viele eher für alles Andere als für ein Glück; denn sobald dem Fabrikatenbedürfnisse des Monopols genügt war, fehlte der Sporn, und es haperte nun überall, weil die künstlich geschaffene Industrie auf den offenen Märkten, wo der Verbrauch regelmäßig wächst, den Mitbewerb nicht erringen konnte. Der steigende Pauperismus in Niederland wurzelt zum Theil in der großen Anzahl Fabrikarbeiter, welche seit Belgiens Trennung in Folge des Monopols mehrere Städte überströmt haben, und die jetzt alljährlich monatelang, wenn der Colonialmarkt versorgt ist, mit den Fabriken feiern müssen. Der selige König Wilhelm war der eifrigste Gönner solcher künstlichen Anstalten, die gewiß bessere

Früchte getragen hätten, wären sie vor der Abirrung behütet worden, sich Selbstzweck zu werden. Allerdings hat die Handelsgesellschaft beigetragen, die fremden Flaggen aus dem niederländischen Colonialhandel zu vertreiben und Holland zu dem wichtigsten Weltmarkte in Colonialwaaren zu erheben; dagegen ist aber auch die niederländische Flagge so zu sagen aus dem ganzen übrigen Welthandel verschlagen und Niederland in eine widernatürliche einseitige Lage gebracht worden, welche die Gefahr des Verlustes der Colonien, die stets über seinem Haupte wie ein Damoklesschwert schwebt, noch vergrößert. Sich mehr und mehr auf seinen Colonialhandel beschränkend, müßte Niederland durch den selbst nur zeitlichen Verlust seiner Colonien in einen Abgrund gestürzt werden, aus dem alsdann keine Rettung mehr bliebe als unbedingter Anschluß an das deutsche Zoll- und Handelssystem.

Die Handelsmatschappy aber ist nicht nur die Hand des niederländischen Colonialhandels, sondern auch der Hauptträger jener ausbeutenden Colonialpolitik, welche die Grundschwäche und das faule Fleisch dieses Staats bildet. Sie vorzugsweise hat die Einseitigkeit des niederländischen Handels, wo nicht verschuldet, so doch verschärft, indem sie die übrigen Zwecke, zu welchen die Statuten sie verpflichteten, vergaß oder doch völlig hintansetzte, besonders den: Niederlands Handelsbeziehungen durch Anbahnung neuer Verkehrswege und Erweiterung des directen Handels nach allen Seiten hin auszudehnen. Ihre Wirksamkeit sollte eine vielseitige sein, ward jedoch eine ganz einseitige, auf die Colonien sich beschränkende, wohin das gewinnreiche Monopol sie zog; alleiniger Geschäftsführer und Frachtfahrer der Regierung, vernichtete sie allen Mitbewerb von Privaten wie von Fremden und verlegte sich ausschließlich auf das Ausbeuten eines Monopols, das so groß ist, wie selten einer Gesellschaft verliehen

worden. Leider scheint die holländische Regierung noch an dem schlimmen Vorurtheil aller Colonialmächte festzukleben, die Colonien seien allein im engherzigsten Interesse des Mutterlandes da — ein Vorurtheil, von dem England eben erst einen Schritt auf eine freiere Bahn hin zu thun beginnt. Die Blindheit geht so weit, daß man, wie der Wilde, den Baum umhaut, um seine Früchte zu pflücken. Stammt das Beginnen, alles so schnell als möglich in den Colonien zusammenzuraffen, etwa aus dem schuldbewußten Gefühle her, daß man sich damit beeilen müsse, weil ein System, das sich auf Vernichtung stützt, nothwendig seinen eigenen Tod bewirkt? Es ist die Fabel von der Henne mit den goldenen Eiern. Vortheilhafte Beziehungen mit den Colonien können allein bei Förderung der Eigenanliegen derselben dauernd bestehn, und dazu gehört vor allen Dingen, daß die Colonien selbst mit die Früchte ihres Fleißes und die Vortheile genießen, welche der Anbau ihres Bodens, der Verkauf und der Verkehr mit ihren Produkten abwirft. Wie würden die Colonien nach Abschaffung des Monopols aufathmen und schöner emporblühen! Alle Schwierigkeiten wegen der Umlaufsmittel, des Bank- und Geldwesens auf Java würden aufhören. Die natürliche Folge der Beschränkung des Privathandels auf Java und der ganzen jetzigen Ausbeutung der Colonien muß sein, daß daselbst, trotz des großen Geldwerthes seiner jährlichen Erzeugung, die Mittel zur Bezahlung der Einfuhren nicht ausreichen, und das blanke Geld, trotz kostspieliger Baarsendungen aus dem Mutterlande, immer wieder aus den Inseln fortgezogen wird. Das Einsetzen eines Scheingeldes durch ein anderes, vielleicht noch mehr entwerthetes, kann den Zustand der Colonie nicht erträglicher machen, so lange das Gleichgewicht der Einfuhr gegen die Ausfuhr im Wege des gewöhnlichen Handels nicht hergestellt wird, und gegen eine solche

Ausgleichung lehnt sich das Monopolsystem auf, d. h. die verderbliche systematische Aussaugung der holländischen Besitzungen durch den Staat und einzelne Geldleute. Es gibt gegen das Abschaffen desselben keinen haltbaren Einspruch. Ist man aber schon zu weit gegangen, um mit einem Mal ein menschlicheres System einzuführen, nun so beginne man mit Reformen und erkläre, damit fortgehn zu wollen, bis dem Übel abgeholfen! — Vor 1824 war noch Mangel an Ostindienfahrern, jetzt herrscht Überfluß daran, und viele Schiffe liegen Monate und Jahre lang still im Hafen, des Augenblicks träge harrend, da die Reihe der Befrachtung durch die Handelsmatschappy an sie kömmt; das frische Aufleben des altholländischen Unternehmungsgeistes, von Seite nicht bloß der einzelnen Rheder und Kaufleute, sondern auch der Handelsgesellschaft selbst, ist nur dann zu erwarten, wenn das Monopol fällt. So wenig unter einem Alleinherrscher die Freiheit blühen kann, so wenig findet der kaufmännische Unternehmungsgeist Nahrung, wenn die Regierung in den Haupthandelszweigen des Landes sich zum Alleinhändler gemacht hat. Und wie läßt sich das Monopol, welches die Regierung einzelnen gesellschaftlich vereinten begüterten Personen vor allen übrigen Bürgern schenkt, vom Standpunkte des Rechts aus vertheidigen? Wird dadurch nicht selbst die grundgesetzlich gesicherte Gleichheit vor dem Gesetze gekränkt?

Leider aber ist der Einfluß der Geldaristokratie, die festhält an den schnöden Vortheilen, die für sie an jenes System sich knüpfen, übermächtig; ihr dünkt es nicht Frevel, zu meinen: die zahlreichen Bewohner des indischen Eilandsees seien nur da, um in alle Ewigkeit Sklavenwerk für gewinnsüchtige Europäer zu verrichten, die ihnen sogar die Vortheile einer edlern Bildung systematisch vorzuenthalten suchen. Selbst die Mitglieder des

königlichen Hauses stehn auf ihrer Seite — ein oranischer Zug, der die persönliche Stellung König Wilhelms I. in Belgien nicht wenig untergraben hat. Schon aus den Verhandlungen bei Verlängerung der Handelsgesellschaft um neue 25 Jahre bis zum 31. December 1874 leuchtete klar hervor daß die holländische Regierung das Monopol keineswegs aufzuheben beabsichtigt. Von dem Gesellschaftskapital bleiben ihr 10 Million Fl. gegen 4 Procent Zinsen als Vorschuß, zu dessen Unterpfand Kaffee, Zucker, Indigo und Spezereien dienen sollen, deren Überführung ausschließlich der Gesellschaft zugesagt ist; auch alle übrigen, für „Gouvernements Rechnung" aus Indien nach dem Mutterlande zu versendenden Artikel sollen ihr zugetheilt bleiben. Der Vertrag mit der Regierung ist wieder bis 1854 bekräftigt — bis dahin also jede Hoffnung für Aufhebung des Monopols verschwunden — und wird auch dann ohne weiteres fortdauern, wenn bis dahin die Regierung die 10 Millionen Vorschuß nicht zurückgezahlt hat. Von deutscher Seite ist eben nichts dagegen geschehen!

Die Frage über das Monopol der Matschappy steht im Zusammenhang mit der niederländischen Verfassungsreform, und von dieser hängt das autokratische System der Colonialverwaltung ab. Die Regierung verbürgt das Monopol unter der stillschweigenden Bedingung, daß die Gesellschaft auf ihrer Seite stehe in Auslegung des Grundgesetzes, worauf ihre Autokratie über die Colonien sich stützt. Es ist eine gegenseitige Versicherung: keine Verfassungsreform, denn diese würde der autokratischen Colonialverwaltung ein Ende machen und daraus würde die Aufhebung des Monopols folgen; oder umgekehrt: Aufhebung des Monopols, und die Bewegung für die Grundgesetzdurchsicht würde sofort unwiderstehlich, weil die einflußreiche Theilgenossenschaft keinen Belang an Aufrechthaltung der Regierungsvollgewalt in

den Colonien mehr hätte. So sind mannigfaltige mächtige Interessen gegen die Durchführung einer gründlichen Reform in der Verwaltung wie der Verfassung miteinander verwachsen. Die Provinzialstände Nordhollands, in denen die Geldaristokratie des Landes sitzt, senden daher die am meisten ministeriell gesinnten Abgeordneten in die zweite Kammer der Generalstaaten, wo sie stets bereit sind, gegen die Grundgesetzdurchsicht zu stimmen. Sollte hierin vielleicht der geheime Schlüssel zu der unbegreiflichen deutschen Langmuth gegen Niederland liegen? Sollte eine Politik möglich sein, die, um in Niederland es zu keinem Siege der Reformbewegung kommen zu lassen, Deutschlands Anliegen und nationale Entwickelung hintansetzte? — — Ich kann und mag das nicht glauben.

Übrigens ist gewiß, daß alle holländische Schlauheit und aller Eigennutz nicht im Stande sein werden, einen unnatürlichen Zustand großartiger Handelsverhältnisse auf die Dauer aufrecht zu halten, und schon jetzt zeigen sich deutliche Spuren, daß dem niederländischen Colonialwesen eine Umgestaltung bevorsteht. Die öffentliche Meinung hat längst darüber gerichtet. Man bedenke nur, zu welchen Mißbräuchen schon jene genauen Beziehungen, die das Monopol zwischen der Handelsgesellschaft und der Regierung hat entstehen lassen, geführt haben, wie die letztere dadurch sogar die Gelegenheit erhalten und benutzt hat, um ungesetzliche Staatsschulden für viele Millionen zu machen, zu deren Deckung man einen Theil der „freiwilligen Anleihe" benutzen mußte. Daß übrigens das jetzige Colonialsystem sich ausgelebt, beweist auch der Umstand, daß es bereits in den Jahren 1839 und 1840, mithin sehr rasch, seine künstliche Höhe erreichte, und seitdem Gewinnste und Zuschüsse für das Mutterland wieder etwas benahmen; — kein Brunnen ist unversiegbar.

Wird nun aber der Zollverein, nachdem Holland die Verträge mit Belgien und Rußland abgeschlossen und das Monopol der Handelsgesellschaft wiederum verlängert hat, auch jetzt noch zaudern, unserer bisherigen nachtheiligen und unwürdigen Handelsstellung Niederland gegenüber ein Ende zu machen und dadurch zugleich das Verständniß zwischen ihm und den deutschen Küstenstaaten zu beschleunigen? Differentialzölle würden den erwünschten Erfolg sichern, und wäre der Zollverein gleich nach Abschluß des Septembervertrags mit Belgien dazu geschritten, wahrscheinlich lägen alle jene Fragen und Zerwürfnisse gar nicht mehr vor, und der Verein hätte sich selber wie den beiden Niederlanden manche Schwierigkeit für jetzt und die Zukunft erspart. Das Versäumte sollte mit festem Schritte eingeholt werden. Obgleich die niederländische Regierung sich stets gegen jede Veränderung ihrer Colonialpolitik stemmte, ist es Belgien dennoch gelungen, sie dazu zu zwingen — und was Belgien vermag, das sollte Deutschland nicht können? Ich will keine Trennung, im Gegentheil, mich leitet die innige Überzeugung, daß Deutschland, Belgien, Holland zu einander gehören, daß sie sich gegenseitig nicht entbehren können zu ihrer wahren Unabhängigkeit und Wohlfahrt, zu ihrer Größe und ihrem Glück. Nur müssen die Handelsverhältnisse wechselseitig auf billigen Grundlagen gestützt werden; Niederland ergänzt Belgien und Deutschland, so weit sie ohne eigene Colonien sind, aber diese Länder ergänzen noch mehr Niederland, indem sie die Hauptmärkte für seine Colonialerzeugnisse bilden und vereint mit ihm die Kräfte zu einer großen Colonial- und Seemacht entwickeln können. Damit diese Verhältnisse aber wahrhaft billig und wechselseitig werden, muß der Damm des holländischen Monopols, den Belgien an einer Stelle bereits durchbrochen hat, für uns vollständig verschwinden, und dahin

führt nur die That. Es muß endlich — unmöglich ist's zu läugnen — gehandelt werden.

Belgien aber wird sich zu rechter Zeit erinnern, daß die Seele des Welthandels freier Mitbewerb ist, und das eigentliche Ziel der praktischen Handelspolitik darin besteht, der einheimischen Erzeugung den Mitbewerb auf allen Weltmärkten erringen und behaupten zu helfen. Erst über den eigenen beschützten Markt hinaus an den Grenzen des Weltbewerbs, dort wo ein freier Wetteifer der verschiedensten Völker zu bestehn ist, beginnt die große Probe für die lebenskräftige Industrie, dort handelt es sich für sie um Sein oder Nichtsein: besteht ein Gewerbzweig diese Probe, so wird er mehr als jemals aufblühen, seinem Wetteifer in unendlicher Entwickelung steht kein natürliches Hinderniß im Wege; hält er sie nicht aus, so muß er stille stehn, er muß zurück, verfällt in Krankheit und wird endlich mit Klageliedern zu Grabe geleitet. Daher ist der einheimische lebhafte Mitbewerb, wie drückend auch Anfangs örtlich, gerade die unabweisbare Bedingung und das einzige Mittel, im Welthandel bestehn zu können. Hiezü gehören unermeßliche Kräfte, nicht die schwachen Mittel Weniger, es handelt sich um Wettkämpfe zwischen Volk und Volk, die Nationalkräfte selbst messen sich miteinander und müssen mithin auch in Masse auf dem Kampfplatze erscheinen. Was in diesem Wettstreite dann aber der einzelne Fabrikant, Kaufmann, Rheder gewinnt, das kömmt der ganzen Nation zu gute, jede neue Absatzbahn, die der Einzelne sich im Ausland eröffnet, ist ein Gewinn, eine Bereicherung für Alle. Auf dem weiten Gebiete des Welthandels wird also das Anliegen des Einzelnen zugleich Nationalanliegen, auf ihm werden Verkehr und Handelspolitik identisch. Hierin liegt denn auch das Geheimniß des ganz unmeßbaren Machtzuwachses kleinerer verwandter Staaten,

die sich zu einem großen Handelsbunde vereinen: es findet nicht ein Addiren, sondern ein Potenziren ihrer Kräfte statt, und was sie einzeln nimmer zu erringen und zu behaupten vermögen, sie erlangen und bewahren es durch vereinte Anstrengungen. Darum konnten Belgien und Holland ihre frühere Handels- und Seegröße nicht behaupten, als die größern Länder mit gesammelten gewaltigen Nationalkräften in den Mitbewerb auf dem Weltmarkte traten. Belgien, ein alter Industriestaat, ist auf den Welthandel, für den es stets erzeugte, fortwährend mit einem großen Theil seiner veredelnden Erzeugung hingewiesen; diese Bedingung seines Bestehens wird ihm um so schwieriger gemacht, je größer das Übergewicht gesammelter Kräfte großer Nationen wird, die ihm im Welthandel entgegentreten. Gegen ein solches natürliches Übergewicht hilft kein Zollschutz, kein Handelssystem, keine kluge Politik, sondern nur einestheils immer frische Anstrengung aller Kräfte, anderntheils ein weises Anschließen an ein mächtigeres verwandtes Bundeswesen, das durch seine Verfassung die eigene Selbständigkeit nicht gefährdet, oder doch wenigstens an das Handelssystem desselben. Wir aber brauchten aus einer Annäherung Belgiens und Hollands an den Zollverein keine Nachtheile für diesen zu befürchten, etwa weil das eine uns in manchen Gewerbzweigen, das andere in Handel und Schifffahrt voraus sein soll: es wäre vielmehr für uns ein naturgemäßer heilsamer Zuwachs an Kräften zu größerer Befähigung für den Mitbewerb auf den Weltmärkten, für jene beiden Staaten aber die Erlösung aus ihrer schiefen Stellung.

Belgiens handelspolitische Stellung ist in seinen Naturverhältnissen vorgezeichnet. Das Meer ist die große, offene Bahn der Welt; die belgischen Häfen liegen gleichsam am äußersten Ende Frankreichs, keine französische Seestadt liegt so fern vom

Weltmeer als Antwerpen und Ostende; dagegen ist kein deutscher Seehafen dem Ocean so nahe gelegen. Die Frage nun, ob Belgien sich mit Deutschland oder mit Frankreich zu einem Handelssysteme zu verbinden habe, lautet daher mit andern Worten: ob es vorziehe Kopf oder Schwanz zu sein? Kop of steert! wie mir ein vlämischer Freund schrieb. — So lange die natürliche Lage Europa's bleibt wie sie ist, wird Belgien auch mit seinen wesentlichen See- und Handelsanliegen auf Deutschland und nicht auf Frankreich hingewiesen sein. Gleiches gilt von Nordniederland.

Wägen wir Deutschen dagegen wohl das Gewicht der in den Niederlanden schwebenden Fragen für das Gesammtvaterland! Vergessen wir nicht, daß in den Niederlanden, wo alle Verhältnisse sich in Berührung mit der See von Alters her größer und für die Weltgeschichte bedeutungsvoller als in den Hochlanden gestaltet haben, unsere nächsten staatlichen und handelsmännischen Anliegen, alle unsere Aufgaben und Wünsche seewärts im eminenten Sinn betroffen werden, ja daß die ganze deutsche Zukunft dort einen Grundpfeiler finden muß. Vergessen wir nicht, daß über Belgien und Niederland der Weg geht zur Seemacht, zum Colonialbesitz, zur schwungvollsten Entfaltung, zur Welt- und Handelsgröße Deutschlands. Auf dem niederländischen Boden bereiten sich wichtige Dinge und Änderungen vor, und die Zeit naht heran wo das früher Versäumte — die Wiedervereinung Westdeutschlands unter einem freien Gesetze — nachgeholt werden kann. Denn nur diese Wiedervereinung gewährt allen Theilen die Bedingungen zu einer großen politischen, commerciellen und maritimen Entwickelung. Ja, wenn die Tage sich erfüllen, dann nimmt das constitutionelle, das zollvereinte mächtige Deutschland die stammverwandten Brüder an den Schelde- und

Rheinmündungen, die außerhalb des großen Bundes sicher und wohlgemuth nicht mehr bestehn können, liebevoll in seine Arme auf, schreitet in voller Breite mit ihnen an's Meer, entfaltet mit ihnen die Bundesflagge auf dem Ocean und ringt mit dem britischen Leoparden, nein — mit dem belebenden Genius wahrer englischer Volksgröße um den höchsten Preis der Humanität.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Höfken, Gustav <<von>>

Vlämisch-Belgien

Bd.: 1

Bremen 1847

Belg. 137 fc-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10273631-0